



universität
wien

DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation / Title of the Doctoral Thesis

„Italiens Beitrag zur Forschung und Entdeckung
Ozeaniens“

verfasst von / submitted by

Mag.^a Nadia Ratti Gruber

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Doktorin der Philosophie (Dr. Phil.)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on the
student record sheet:

A 092 307

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt /
field of study as it appears on the student record
sheet:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

Mag. Dr. ao. Univ. Prof. Hermann Mückler

<u>EINLEITUNG.....</u>	<u>3</u>
ITALIENS FORSCHUNGSSTAND UND ETHNOGRAPHIE IM 19. JAHRHUNDERT.....	3
DIE ENTWICKLUNG DER ANTHROPOLOGIE IM ITALIEN DES 19. JAHRHUNDERTS	10
<u>DIE MALASPINA-EXPEDITION</u>	<u>14</u>
HISTORISCHER ÜBERBLICK	14
ALESSANDRO MALASPINAS BIOGRAPHIE.....	20
MALASPINAS BERICHT ÜBER DEN AUFENTHALT IN GUAM.....	32
AUSZUG AUS DEM PUBLIZIERTEN REISETAGEBUCH	34
AUSZUG AUS ANTONIO PINEDAS REISETAGEBUCH.....	39
TADDHÄUS HAENKES BEITRAG.....	46
FELIPE BAUZÁS BEITRAG.....	48
DER KÜNSTLERISCHE BEITRAG VON GIOVANNI RAVENET UND FERNANDO BRAMBILLA	51
<u>DER EINSAME FORSCHER - ODOARDO BECCARI.....</u>	<u>59</u>
ENTDECKUNGSGESCHICHTE NEUGUINEAS	59
BIOGRAPHIE	61
WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG	71
AUSZÜGE AUS <i>NUOVA GUINEA, CELEBES E MOLUCCHE</i>	72
BRIEFE AUS NEUGUINEA	128
<u>EIN GENUESER IN NEUGUINEA – LUIGI MARIA D’ALBERTIS</u>	<u>130</u>
BIOGRAPHIE	130
WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG	141
AUSZÜGE AUS <i>NEW GUINEA: WHAT I DID AND WHAT I SAW</i>	142
<u>EIN GENTLEMAN AUF SEE – ENRICO ALBERTO D’ALBERTIS</u>	<u>174</u>
BIOGRAPHIE	174
WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG	178
AUSZÜGE AUS ENRICO ALBERTO D’ALBERTIS REISETAGEBÜCHERN.....	179
<u>DER DISTANZIERTE WISSENSCHAFTLER – ENRICO HILLYER GIGLIOLI</u>	<u>195</u>
BIOGRAPHIE	195
WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG	197
DER KNOCHEN DES TODES	198
HEI-TIKI MAORI HERGESTELLT AUS MENSCHLICHEN SCHÄDELN	208
RAPANUI BZW. DIE OSTERINSEL	211
<u>DER PRAGMATISCHE ETHNOGRAPH - LAMBERTO LORIA</u>	<u>213</u>
BIOGRAPHIE	213
WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG	215
NOTIZEN ÜBER DIE PAPUA PSYCHE.....	217
<u>CONCLUSIO.....</u>	<u>239</u>
<u>BIBLIOGRAPHIE</u>	<u>240</u>
<u>CURRICULUM VITAE</u>	<u>247</u>
<u>ABSTRACT</u>	<u>249</u>

EINLEITUNG

Italiens Forschungsstand und Ethnographie im 19. Jahrhundert

Als gebürtige Italienerin habe ich mir vorgenommen, mich mit Italiens Beitrag zur Entdeckung Ozeaniens auseinanderzusetzen; zu diesem Zweck habe ich einige Monate Bibliothekrecherche in Mailand, Genua, Rom und Florenz betrieben und mich mit italienischen AnthropologInnen vernetzt, unter anderem mit Frau Dr.ⁱⁿ Elisabetta Gnechi Rusconi, der ich einen Großteil des Materials über Luigi Maria D'Albertis verdanke.

Eine weitere, unentbehrliche Quelle war die Privatbibliothek von Herrn Enrico Ducrot, dem eine exklusive Reiseagentur in Rom gehört; aufgrund seiner Leidenschaft zum Thema Reisen, sammelt er seltene Werke, die teilweise schwer aufzutreiben sind.

Ebenfalls ausgiebig verlief die Recherche in der Bibliothek des Prähistorischen Ethnographischen Museums Pigorini in Rom.

Da es aufgrund der schlechten Papierqualität nicht immer möglich war, die Bücher zu kopieren, habe ich sie vor Ort fotografiert und digitalisiert.

Die Geschichte meiner Heimat ist geprägt von weltberühmten Reisenden – man denke dabei allein an Amerigo Vespucci, Antonio Pigafetta, Marco Polo und natürlich Cristoforo Colombo. Gerade die Entdeckung der Neuen Welt setzte die Voraussetzung für die Erforschung der ozeanischen Räume, denn es war Colombos Entdeckung mittlerer transatlantischer Routen, die den Start eines erweiterten Expansionsdrangs nach Westen setzte, aus dem, befreit von den ängstlichen Vorstellungen eines „dunklen Meeres“, die Erforschung des Pazifiks folgte.

Ab Johannes Schöners Globus im Jahr 1515 - während des gesamten XVI Jahrhunderts und obwohl Francis Drake Reise (1577-80) bewiesen hatte, dass das Feuerland weder umfangreich noch einheitlich war - führen die Kartographen mit der Darstellung des Terra Australis als kontinentale Landmasse fort, die sich angeblich im südlichsten Teil Richtung Südpol bis hin zu Kap Horn ausdehnte. Nur wenige Karten des XVI Jahrhunderts, unter anderem die *Universalis* von Gastaldi, boten eine etwas unterschiedliche Darstellung, und zwar jene einer „nicht hypothetischen, jedoch unbekannten“ Landmasse in der Form einer großen Insel, der *Unbekannten Feuerinsel* [Grande, S. 1905:126].

Es war bekanntlich James Cook, der im Rahmen seiner zweiten Südseereise (1772-1775) drauf kam, dass die Terra Australis - der im Süden vermutete unbekannte Kontinent – sich unmöglich dort befinden konnte, wo sie die damaligen Kartographen dargestellt hatten.

Während er im Rahmen der vorigen Reise (1763-70) Ostaustraliens und Neuseelands Küste erkundete und kartographisierte, bestätigte Cook unter anderem auch die Existenz einer kontinentalen Masse, wenn auch von geringerem Ausmaß verglichen zur Terra Australis. Die Wissenschaftler, die ihn damals begleiteten, begannen zu jenem Zeitpunkt die Erforschung einer Welt, die der europäischen Wissenschaft völlig neu war.

Cooks Recherchen spornten weitere Expeditionen an, welche den unbekannten ozeanischen Raum als Ziel hatten, unter anderem jene von Alessandro Malaspina, der mit seinen zwei Korvetten Descubierta und Atrevida den pazifischen Raum erforschte [vgl. G.A. Wood, J.C. Beaglehole 1969].

Unter Ozeanien verstehen wir die Region, die sich »geographisch zwischen Australien, den Philippinen und Teilen Südost- und Ostasiens im Westen und dem amerikanischen Doppelkontinent im Osten erstrecken« [Mückler, H. 2009:16]. Die erste Phase der Entdeckungsgeschichte Ozeaniens war jene, die zur Entdeckung des amerikanischen Doppelkontinents und des Seewegs nach Indien und Afrika herum geführt hatte. Die zweite fand im Wesentlichen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt, auch wenn die Spanier in der Region bereits im 16. Jahrhundert die Marianen für sich in Besitz genommen hatten [vgl. Mückler, H. 2009].

1890 gab O. Sitting eine äußerst akkurate Studie über die Einwanderungswellen im ozeanischen Raum¹ heraus; darin grenzte er vier Areale ab, zwei nördlich und zwei südlich vom Äquator:

- 1) Die Inseln zwischen den Philippinen und den Gilberts; es handelt sich dabei um den Bereich des asiatischen Monsuns, in dem die atmosphärische Zirkulation von den kontinentalen Massen reguliert wird und der Einfluss der äquatorialen Meeresströmungen nachlässt. Während sich diese von Osten nach Westen bewegen, segelten die Völker in die entgegengesetzte Richtung, obwohl sie auch den Wind gegen sich hatten. Diese Reisen fanden insbesondere von Indonesien

¹ O. Sitting, (1890): Ueber unfreiwillige Wanderungen im Großen Ozean. Leipzig, Gotha

nach Palau, von den Inseln Riu-Kiu nach Japan und von den Karolinen Inseln nach Ost-Mikronesien statt.

- 2) Das nördliche Becken des Pazifiks. Es wird von der Kuro-Shivo Strömung dominiert; wichtig ist diese aus dem Grund, dass, obwohl es nicht an Reisen mangelte, die in der entgegengesetzten Richtung stattfanden, das Abdriften doch häufiger war, so stammen manche Einwanderungswellen aus Japan und führten nach Hawaii.
- 3) Die Inseln westlich von Samoa und Tonga bis Neuguinea. In diesem Gebiet fließt die südliche Äquatorialsströmung von Osten nach Westen. Auch in diesem Fall fehlte es zwar nicht an Reisen in die entgegengesetzte Richtung, doch die anderen fanden bei weitem häufiger statt.
- 4) Die Inseln östlich von Samoa am selben Breitengrad entlang. Die Einwanderungswellen von Osten nach Westen scheinen auch in diesem Areal aufgrund derselben Strömungen stattgefunden zu haben.

Von Einwanderungswellen außerhalb dieser vier Zonen fand Sittig keine Hinweise, daher zog er die Schlussfolgerung, dass die polynesischen Völker nicht aus Amerika, sondern aus Südostasien stammen [vgl. Biasutti, R. 1959:30-ff].

Die europäischen Mächte richteten immer mehr ihre Aufmerksamkeit auf die neuentdeckten Länder: Im indischen Ozean etablierten die Portugiesen ihren Einflussbereich; die durch den Vertrag von Tordesillas² an Spanien anvertraute Erforschung Amerikas setzte sich mit wechselnden Erfolgen fort [vgl. Canova, Andrea 1996:31]; die Engländer und die Holländer gründeten Kolonien in Südostasien, Afrika und der Neuen Welt; doch der Forschungsdrang der großen italienischen Reisenden ebte bereits vor diesen Ereignissen ab. Dies hat zwei Hauptgründe: Zum einen blieb Italien politisch länger geteilt als die restlichen europäischen Länder, zum anderen war es geographisch abgeschnitten von jenen maritimen Routen, zu deren Entdeckung es selbst beigetragen hatte. Zudem hatten die Recherchen meistens eine politische Absicht in kolonialistischem Sinne und erfüllten weniger den Zweck, klare wissenschaftliche

² Der Vertrag von Tordesillas (span.: Tratado de Tordesillas, port.: Tratado de Tordesilhas) wurde 1494 zwischen den damals vorherrschenden Seemächten Portugal und Spanien in Tordesillas geschlossen. Er sollte eine bewaffnete Konfrontation zwischen diesen beiden Mächten verhindern, indem er die Welt in eine portugiesische und eine spanische Hälfte aufteilte [https://de.wikipedia.org/wiki/Vertrag_von_Tordesillas].

Ergebnisse anzustreben [vgl. De Risi, L.: *L'etnografia italiana all'estero*, in: *La Ricerca Folklorica*, Antropologia museale (1999), Nr. 39, S. 135].

Erst gegen Ende der Sechziger Jahre und während der Neunziger Jahre des XIX Jahrhunderts reisen italienische Zoologen, Botaniker, Anthropologen, Ethnologen und Geographen außerhalb von Europa. Nebst Lateinamerika, wagen sich diese Wissenschaftler an Gebiete heran, die sich im Fernen Osten befinden, wie Indien, Melanesien, Indonesien, Borneo, Sumatra und Neuguinea, während der Schwarze Kontinent Ziel von Abenteurern, Soldaten, Missionaren und Händlern wird [Puccini, S. 1999:31].

Auch am Studium der Geographie waren im 19. Jahrhundert Nationen wie Frankreich, Deutschland (mit Alexander von Humboldt als prominentester Vertreter) sowie andere Länder aus Europa und Amerika beteiligt, während Italien aus oben erwähnten Gründen eher eine marginale Rolle spielte.

Vor Italiens Vereinigung (1861) gründete Pater Inghirami die „Toskanische Gesellschaft für Geographie und Naturhistorie“; es war das Jahr 1826, davor war der Forschungsstand auf diesem Gebiet eher dürftig. Mitglieder waren Carlo Cattaneo, Gino Capponi, Guglielmo Icilio Libri, Ottavio Targioni Tozzetti mit seinem Sohn Antonio, Gian Pietro Vieusseux, Emanuele Repetti und Antonio Zuccagni Orlandini. Trotz der Kurzlebigkeit des Vereins, entstand eine topografische Karte des Großherzogtums sowie ein „geographisches, historisches und physisches Lexikon“, das von Repetti erstellt wurde [Carazzi, M. 1972:3-4].

Ab dem zweiten Unabhängigkeitskrieg (1859), waren die Intellektuellen im Bestreben involviert, zum Prozess der nationalen Vereinigung beizutragen. Es waren weiterhin schwierige Zeiten für die italienische Kultur, und das betraf natürlich auch das Fach der Geographie [Luzzana Caraci, I., 1982:12].

Erst am 12. Mai 1867 wurde in Florenz die Geographische Gesellschaft gegründet. Anfangs trafen sich die Mitglieder in privaten Wohnungen, schließlich in Räumlichkeiten, die vom Bildungsministerium zur Verfügung gestellt wurden [Carazzi, M. 1972:7]; Präsident war zwischen 1891 und 1900 der Marquis Giacomo Doria. Der im 1840 geborene Naturwissenschaftler nahm im Jahr 1862 an einer Expedition nach Persien teil – mit dabei war u.a. De Filippi. Nach der Rückkehr finanzierte er eine Reise nach Borneo und zusammen mit Odoardo Beccari brach er 1865 auf. In Indonesien angekommen,

musste er jedoch aus gesundheitlichen Gründen nach Genua zurückkehren. In seinem Auftrag sammelte Beccari in den folgenden zwei Jahren zahlreiche zoologische sowie botanische Exemplare, woraufhin das Naturhistorische Museum der Stadt Genua gegründet wurde, dessen Leitung Doria selbst übernahm. In den Jahren danach fand im Museum ein reger Betrieb statt, namhafte Naturwissenschaftler wie A. Issel, P. Ferrari, D. Vinciguerra, E.H. Giglioli, P. Pavesi etc. trugen zu dessen Erweiterung bei. Dorias Interesse beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Regionen in Südostasien und Ozeanien; zu den Gebieten, dessen Erforschung er anspornte, gehörte ebenfalls Afrika, weswegen er die Gesellschaft für die kommerzielle Erforschung in Afrika gründete³. Doria gehörte zu jener Reihe weniger bekannter Entdecker und Reisenden, die wertvolle wissenschaftliche Arbeiten verfasst und interessante Reiseberichte hinterlassen haben. Zu diesem Kreis gehörten u.a. die Vetter Luigi Maria und Enrico Alberto D'Albertis, Enrico Hillyer Giglioli und Ferdinando Gagliardi. Als Doria, die Vetter D'Albertis und ihre Kollegen aus ganz Italien sich für die neuen Gebiete der Südlichen Hemisphäre interessierten, waren Australien selbst wie Neuseeland und Neu Guinea, ganz zu schweigen von den umgebenden kleineren Inseln, noch alles andere als erforscht. An der letzten Phase der maritimen Entdeckung Australiens, im Rahmen deren die Eigenschaften der Küstenlandschaft aufgezeichnet wurden, beteiligte sich auch die Korvette Magenta, das erste italienische Kriegsschiff, das im Jahr 1867 in den australischen Häfen den Anker lichtete. Am Bord befand sich unter anderem Enrico Hillyer Giglioli, der Autor interessanter Studien über die Regionen, die er im Laufe seiner Entdeckungsreisen aufsuchte.

In Australien selbst verlief die Erforschung des Kontinents eher zögernd, sowohl aus klimatischen Gründen, als auch wegen der Siedlungspolitik.

Nur gegen 1860 beziehungsweise knapp danach wurde die weite, sandige Wüste im Landesinneren gänzlich durchquert. Im Jahr 1881, nachdem die Forschungsreisen durch die Entdeckung von Goldadern ermutigt wurden, wurde ein artesisches Becken im westlichen Queensland erschlossen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts waren ausgedehnte Teile des Landesinneren immer noch unberührt, und der Zyklus großer australischer Entdeckungsreisen vollendete sich nur nach dem Anfang des Ersten Weltkriegs [vgl. Shaw, A.G.L. 1954].

³ Quelle <http://www-tandfonline-com.uaccess.univie.ac.at/doi/pdf/10.1080/11250006809440084?needAccess=true>

Neu Guinea, das wegen seiner in Vergleich zu Australien nördlicherer Lage früher entdeckt wurde, und zwar im ersten Teil des 16. Jahrhunderts, wurde erst in den allerletzten Jahren des 17. Jahrhunderts als Insel anerkannt; lange Zeit wurde primär dessen Küste erforscht. Selbst der Großteil seiner manchmal mit Schnee bedeckten Gebirgskette wurde das erste mal und für eine längere Zeit danach nur aus dem Meer und aus der Küste gesichtet. Um das Jahr 1850 kann man behaupten, dass während ein Großteil seiner Küstenstreifen bereits detailliert aufgezeichnet wurde, das Innere überwiegend unbekannt blieb. In der Tat war die Besitznahme der inneren Regionen eine Konsequenz der Expansionspolitik europäischer Mächte, die sich die Insel aufteilten, insbesondere das Niederlande, Großbritannien und Deutschland, abgesehen von wenigen Initiativen aus Russland. Das alles, während manche der italienischen Reisenden, von denen in dieser Arbeit die Rede sein wird, ihre Entdeckungen machten.

Mit ihren originalen Aufzeichnungen trugen sie zur Erfassung wenn auch nur beschränkter Areale bei, denn zu den ungünstigen Umweltbedingungen gesellte sich auch die Feindseligkeit der Ureinwohner.

Die Briefe und die Erzählungen dieser Reisenden beinhalten zahlreiche Aufzeichnungen über die breitgefächerte Warenvelfalt, die sie in den verschiedenen Häfen vorfanden, ihre Preise und deren Transportkosten. Dieses von ihnen hinterlassene Material ist nur ein kleiner Teil einer ‚Handelsgeographie‘ jener Weltteile, die sie im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgesucht haben, Teile, die historisch jedoch nicht vollständig rekonstruierbar sind.

Ein weiterer Ansporn geht aus ihren Aufzeichnungen hervor: Die Siedlungsmentalität. Während die mächtigsten europäischen Staaten sich die australischen Länder und Afrika aufteilten, dachten diese Forscher über die Möglichkeit nach, Niederlassungen mit italienischen Migranten zu etablieren. Gerade zu jener Zeit begann Italiens missglücktes afrikanisches Abenteuer.

Diese Reisenden verfassten ihre Beobachtungen auf einfache, manchmal grobe Weise. Am Häufigsten schilderten sie die weitläufigen Flächen, die eventuell für den Bodenbau geeignet waren. Dahinter steckte offenbar die Überlegung, die Heimat aus ihrer demographischen Last zu erleichtern. Dabei fehlte jegliche kritische Auseinandersetzung mit den Kosten einer eventuellen Besiedlung, mit den Schwierigkeiten der Anpassung an die Umwelt und an die komplett andersartigen klimatischen Bedingungen.

Die Mentalität der Naturwissenschaftler um Giacomo Doria war gemäß dem Positivismus, der zu ihrer Zeit den wissenschaftlichen Ton angab. Ihre Darstellungen sind oft übertrieben und pedantisch; dennoch beinhalten sie u.a. wertvolle Überlieferungen bezüglich Flora und Fauna.

Luigi Maria D'Albertis missbilligende Einstellung den Einheimischen und ihrem Lebensstil gegenüber erscheint oft unangebracht; viel mehr schien er sich für exotische Vogelarten zu interessieren, welche er ausstopfen ließ, um sie bei seiner Rückkehr nach Genua teuer zu verkaufen. Körperlich geschwächt, gab er seine Tagebücher zuerst auf Englisch, folglich auf Italienisch und Französisch heraus. Seinem Vetter Enrico Alberto D'Albertis hinterließ er die private Objektsammlung, die es aus seinen Reisen mitgenommen hatte.

Enrico Alberto D'Albertis Persönlichkeit war komplexer, sein kultureller Hintergrund erscheint vielfältiger. Mit Sicherheit war er ein Eklektiker, obwohl er sich durchaus auch der naturwissenschaftlichen Beobachtung widmete und es nicht versäumte, entsprechendes Material zu sammeln. Sein Hauptinteresse richtete sich dennoch der Geschichte der Marine und der Schifffahrt, aber auch der Entdeckung Amerikas sowie prä-kolumbianischen Themen und historischen Entdeckungsreisen. Seine darauffolgenden Afrikareisen zeugen unter anderem von seiner Faszination der Exotik und dem Abenteuer gegenüber.

Ein weiterer Ligurer, Nino Bixio (1821-1873) nahm sich vergeblich das Ziel vor, die Handelsbeziehungen mit den australischen Kolonien zu festigen; zu diesem Zweck gründete er die „Migrationsgesellschaft“ (1852). Damals war der kommerzielle Austausch zwischen Italien und dem amerikanischen Kontinent extrem eingeschränkt, während der Handel mit Asien und Australien am Zunehmen war – was wiederum eine Folge der diplomatischen Bemühungen des Grafen von Cavour war. Als Bixio 1856 Melbourne erreichte, fand er eine florierende Stadt von ca. 100.000 Einwohnern vor. Da seine Bestrebungen jedoch im Sand verliefen, wurde die Migrationsgesellschaft aufgelöst. Das hat zum einen den Grund, dass eine in Genua wütende Choleraepidemie die Schiffsbesatzung bereits vor der Abfahrt dezimierte; zum anderen, dass die Kenntnisse über die australische Nachfrage zu gering waren, daher stellten sich die ohnehin dürftig mitgebrachten Waren als unpassend heraus [vgl. M.E. Ferrari in *Miscellanea di storia delle esplorazioni* Vol. 12, 1987:145-160].

In der ersten Einwanderungsphase (1847-1888) migrierten hauptsächlich Geistliche und politisch verfolgte nach Australien. Erst die Perspektive, durch Gold reich zu werden, lockte immer mehr erfahrene Minenarbeiter, die Migrationswelle hielt sich jedoch in Grenzen [vgl. Gentili, J. 1983].

Die Entwicklung der Anthropologie im Italien des 19. Jahrhunderts

Die Erfahrungen dieser Forscher außerhalb von Europa trugen dazu bei, den Schwerpunkt von einer allgemeinen, eurozentrischen Anschauung auf eine spezifischere Betrachtung fremder Völker zu verlagern. Die Ethnographie, die damals betrieben wurde, ist nur entfernt mit der heutigen Disziplin verwandt, und doch stammt diese Bezeichnung aus jener Zeit. Damals herrschte allerdings kein relativistisches Bewusstsein im modernen Sinn, auch wurde das Wort ‚Kultur‘ nicht angewendet, wenn es darum ging, das Feld der ethnographischen Ermittlung zu bezeichnen, doch indem sie andersartige Lebensweisen, Bräuche, Sitten, Aberglaube etc. betrachteten, setzten sich jene Reisenden mit der menschlichen Kultur auseinander und wiesen ihr Erkenntnisse zu, die durchaus jenen ähneln, die wir heute damit in Verbindung bringen. Ethnographie und Anthropologie treten konfus und co-anwesend in den Kompetenzen der Entdecker aus dem 19. Jh. auf, die darauf vorbereitet waren, breitflächige Recherchen auf verschiedenen Feldern durchzuführen. Mit dem Terminus „generelle Anthropologie“ bezeichnete man jede Erkundung bezüglich der Menschheit, i.e. die psychischen sowie physischen Eigenschaften; das geistige und das materielle Leben; Glauben und Sitten; Zierde und Bekleidung; Waffen und Behausungen etc. – sowohl, was europäische als auch, was außereuropäische Bevölkerungen betraf.; es handelte sich dabei prinzipiell um das Studium der rassischen Merkmale, welches Aspekte wie Folklore, kriminalistische Anthropologie, Soziologie und schließlich Ethnologie beinhaltete, während man mit Ethnographie die Auseinandersetzung mit den nicht-physischen Eigenschaften des Menschen bezeichnete. Die Reise als Rückkehr zu den primitiven Quellen der Geschichte und der menschlichen Gesellschaft diente als Instrument, um zu erklären, interpretieren und in der Vielschichtigkeit der Kulturen einen Sinn zu erkennen [vgl. Puccini, S. 1999:18-ff].

Auf ihren Expeditionen nahmen die Wissenschaftler ein Toolkit mit, der sowohl aus theoretischen Kompetenzen als auch aus praktischen Skills bestand. Die Beobachtungen

über die physischen Aspekte gingen meistens jenen über das kulturelle Leben voraus und letztere bezogen sich hauptsächlich auf die Sitten der untersuchten Völker. Das Bedürfnis nach Klassifizierung schien dabei einer der Hauptbeweggründe zu sein, insofern benahmen sich die ersten Ethno-Anthropologen wie Jäger und Sammler, was zum Teil auch buchstäblich zutraf, da sie den Umgang mit Waffen beherrschten und diese verwendeten, um zoologische Exemplare zu erlegen; zudem gingen sie mit Kniff vor, um die verschiedensten ‚Beuten‘ zu erlangen – seien es Skelette von Verstorbenen, alltägliche Gegenstände, Fotos von Frauen, Männern, Dörfern u.Ä.

Dennoch handelte es sich auch um Naturwissenschaftler, und mit demselben Eifer, mit dem sie sich materielles Kulturgut verschafften, gingen sie auf die Suche nach Exemplaren aus Flora und Fauna. Für beide Anliegen waren sie so gut ausgerüstet, wie es die damalige Technologie erlaubte: Messinstrumente (für Menschen und Orte); verschiedene Präparate, um sowohl Pflanzen als auch Tiere zu konservieren; Gips und Spachtel, um Gesichter abzdrukken; notwendige Medikamente, vor allem Chinin; Kameras mit dem dazugehörigen Entwicklungsmaterial – sprich Chemikalien, Fotoplatten etc.; Waffen und Munitionen (u.a. Dynamit); Waren für den Austausch wie Glasperlen, Tabak, bunte Stoffe [vgl. Puccini, S. 1999:36-ff].

Was das theoretische Toolkit betraf, so begannen die verschiedenen wissenschaftlichen, nationalen Communities in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts damit, systematische Anweisungen zu erarbeiten, um die Völker zu beobachten und zu beschreiben; es handelte sich dabei um Handbücher, Führer, Instruktionen für Reisende, welche, wenngleich sie gewissen Instrumenten des 18. Jahrhunderts ähnelten, sich aufgrund der neuen wissenschaftlichen Zielen davon unterschieden. Die Berichte waren eher medizinisch-anatomischer Natur und gingen nicht so sehr auf psychische sowie philosophische Aspekte ein, wobei die narrative Erzählform bevorzugt wurde. Korrespondenz und Tagebücher wurden im Stil vom Briefromanen bzw. Memoiren verfasst und oft schilderten die Autoren ihre eigenen Emotionen und Ängste, beispielweise im Umgang mit Krankheiten, Angst, Schmerz, Ungewissheit, Ärger, Erschöpfung etc. Mit dem akribischen Realismus dieser Ergüsse vermischten sich wissenschaftliche Beobachtungen in Form von Feldaufzeichnungen. Jene Berichterstattungen bestehen demnach aus einer Mischung aus ungefilterten Erlebnissen und theoretischen Abhandlungen, unglaublichen Abenteuern und ödem Alltag,

Distanziertheit und teilnehmender Beobachtung; dies erklärt die Widersprüche und die Kontraste, die in manchen Texten vorzufinden sind.

Zwei disziplinäre Schwerpunkte bildeten sich im 19. Jahrhundert heraus. Die erste entstand aus der Aufklärung und legte den Fokus auf Philologie-Linguistik einerseits und Historie-Geschichte andererseits: Das Studium über den Menschen und die Gesellschaft wurde aus philosophischer Sicht betrieben und fiel somit unter die Disziplinen, die im 19. Jahrhundert als „moralisch“ bezeichnet wurden und sehr stark von einer positivistischen Haltung geprägt waren.

Die zweite könnte man als physisch-medizinisch-biologisch bezeichnen, eine Naturwissenschaft also, die sich vorwiegend mit rassistischen Merkmalen auseinandersetzte. Beide Strömungen wurden stark von darwinistischen Theorien beeinflusst [vgl. Puccini, S. 1991:8-9].

Die Herausgabe von Darwins Werk *On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle for life* (1859) hatte eine enorme Auswirkung nicht nur auf den akademischen Betrieb, sondern auch auf die katholische Welt: Einerseits zerstörte es den Mythos der perfekten Schöpfung, andererseits setzte es den Menschen in die Evolutionsskala ein und bewies seinen Ursprung aus der tierischen Welt, was dem Anthropozentrismus wiederum ein Ende setzte. Geschwächt von den nationalen politischen Ereignissen, isoliert von der europäischen Kultur, nahm die Kirche eine ablehnende Stellung ein nicht nur in Bezug auf die Bewegungen des Risorgimento, sondern auch den Naturwissenschaften gegenüber. Nach Afrikas Aufteilung fühlte sich die katholische Kirche um 1885 dazu verpflichtet, jene ‚primitiven‘ Völker zu missionieren, die damals zum Objekt anthropologischer Forschung wurden, gerade zu einer Zeit, an der unsere Disziplin gerade im Begriff war, sich national zu etablieren. Die Einstellung der katholischen Welt, was das Fach betraf, war feindselig bis verleumderisch: Die Anthropologie wurde als schädliche Degeneration naturalistischer Theorien abgestempelt, somit teilte die Kirche zwar das Interesse in Bezug auf die ‚Primitiven‘, gleichzeitig bemühte sie sich allerdings intensiv darum, die Disziplin am Vorankommen zu hindern. Ohne jegliche wissenschaftliche Methoden und von der Entschlossenheit motiviert, ihre Religion unter den Heiden zu verbreiten, nahmen sich die ersten Missionare hauptsächlich zwei Ziele vor: 1) Die Lokalsprache zu erlernen sowie die Sitten der Eingeborenen zu studieren, um ohne Vermittler die Grundsätze ihrer Lehre zu

verbreiten; 2) Die Häuptlinge als erste zu konvertieren, um auf keinen Widerstand seitens der Bevölkerung zu stoßen. Die Schriften, die sie hinterlassen haben, sind in manchen Fällen die einzigen Dokumenten über verlorene Glauben und Bräuche, ihr wissenschaftliches Wert bleibt jedoch begrenzt [vgl. Leone, A.R. in *Antropologia in Italia*, 1985:53-ff].

Der Beginn der italienischen ethno-anthropologischen Studien wird für gewöhnlich 1869 gesetzt; in diesem Jahr wurde der erste Lehrstuhl für Anthropologie in Florenz gestiftet. Paolo Mantegazza war derjenige, der ihn übernahm: Arzt, Reisender, Darwinist, hatte er bis dahin Pathologie auf der Universität in Pavia unterrichtet. Zusammen mit dem Lehrstuhl entstand das erste Museum für Anthropologie in Italien, und 1870 gründete Mantegazza die „Italienische Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie“ (Società Italiana di Antropologia ed Etnologia – SIAE) sowie das „Archiv für Anthropologie und Ethnologie“, dessen erstes Heft im darauffolgenden Jahr erschien. Über einen Jahrzehnt hinweg prägten diese Institutionen die italienische akademische Landschaft und boten vergleichende Ansätze mit den wissenschaftlichen Diskursen, die sich lange davor bereits in Frankreich, England, Deutschland und Schweden etabliert hatten. Die gerade entstandene wissenschaftliche Community war durchaus heterogen; sie bestand aus Archäologen, Philosophen, Historikern, Orientalisten, Paläontologen, Kriminalisten und jeder Menge Naturwissenschaftlern, doch international herausragende Persönlichkeiten gingen daraus nicht hervor. Nichtsdestotrotz entstand ein reger, zum Teil von lebhaften Debatten geprägter Austausch, der als Sprungbrett für die Weiterentwicklung unserer Disziplin diente [vgl. Puccini, S. 1991:11-13].

DIE MALASPINA-EXPEDITION

Historischer Überblick

Folgende Zusammenfassung der bedeutendsten geopolitischen Ereignisse im 18. Jahrhundert dient als Einblick in die europäische Kolonialpolitik zu Malaspinas Zeit.

Als 1700 Karl II von Spanien kinderlos starb und keine direkte Nachfolgerschaft hinterließ, fand man heraus, dass er Philipp von Anjou, zweiten Sohn des Dauphins Ludwig von Frankreich und dessen Gemahlin Maria Anna von Bayern, als Thronfolger für seine Königsreiche bestimmt hatte, allerdings unter der Voraussetzung, dass beide Zweige der Bourbon-Dynastie aus der französischen und der spanischen Monarchie getrennt blieben. Somit wurde dieser der erste spanische Herrscher aus dem Hause Bourbon. Philipp bestieg im selben Jahr den Thron Spaniens unter dem Namen Philipp V, doch keine der europäischen Mächte glaubte, dass die Trennungsklausel aufrecht bleiben würde.

Indem er die Besetzung des spanischen Niederlandes initiierte, war Ludwig XIV von Frankreich der erste, der sich nicht an die Klausel hielt. Um die Vereinigung von Spanien und Frankreich zu verhindern, erklärten Österreich und England den Krieg. Der Konflikt, der folgte, dauerte über zehn Jahre an (1702-1714) und die Friedenabkommen, die ihn beendeten – der Frieden von Utrecht in 1713 und von Rastatt 1714 – dämmten Ludwigs Expansionsbestreben ein. Die Trennung der bourbonischen Zweige wurde beibehalten und zu Spaniens Nachteil wurden unter Karl VI größere Gebiete in Italien und in den Flandern an Österreich zugesprochen. Als Ludwig XIV 1715 starb, hatte sein Reich die Apotheose der absolutistischen Monarchie erreicht.

Mit der Thronbesteigung von Ludwig XV (1715-74), Urenkel von Ludwig XIV, begann eine neue Herrschaftsphase, die anfangs an Philipp von Orleans anvertraut wurde, da der König selbst zur Zeit gerade fünf Jahre alt war. Doch - im Gegensatz zu seinem Vorgänger - sobald er großjährig wurde, delegierte Ludwig XV die Regierung seines Landes an seine Minister. In der ersten Phase blieb Frankreichs Prestige unangefochten und es mangelte nicht an militärischen und diplomatischen Erfolgen. Während des sogenannten siebenjährigen Kriegs (1756-63) kämpften Frankreich und Großbritannien

an zwei verschiedenen Fronten um die Kontrolle der Kolonialgebiete; der Konflikt endete mit Frankreichs Niederlage und infolge dessen mit dem Verlust von breiten Territorien in Kanada und Indien. Trotz dieser Fehlschläge, blieb Frankreich lange Zeit die größte europäische Macht. Die hohen Kriegskosten verursachten dennoch eine gravierende Wirtschaftskrise, welche die Regierung nicht abschaffen konnte und die, zusammen mit Skandalen um Macht und Korruption, in die französische Revolution gipfelte (1789).

In den Jahren zwischen 1660 und 1739 scheiterte in England die absolutistische Monarchie zugunsten der Souveränität des Parlaments in jedem politischen Belangen – angefangen von den Rechten der Untertanen bis hin zu den Normen für die Thronfolge. Letztlich entstand eine Regierung, die völlig vom Parlament kontrolliert wurde. 1707 taten sich Englands und Schottlands Krone zusammen und gründeten Großbritannien; somit begann der Prozess von konstitutioneller zu parlamentärer Monarchie, der erst im darauffolgenden Jahrhundert komplett vollzogen wurde. Großbritannien avancierte ab dieser Zeit zur größten maritimen Macht und besiegte Frankreichs Kolonialambitionen zuerst in Kanada, dann in den Antillen und in Indien. Im Frieden von Paris (1763) wurde den Engländern eine Herrschaft über die Ozeane zugesprochen, die sich über eineinhalb Jahrhunderte hinweg zog.

Zwischen dem Frieden der Pyrenäen (1659), der den Konflikt zwischen Frankreich und Spanien beendete, und den Frieden von Paris und Hubertusburg (1763), die den siebenjährigen Krieg beendeten, fanden in Europa über mehr als fünfzehn Kriege statt, welche vorwiegend die Kontrolle über die Ozeane und den internationalen Handel als Auslöser hatten. Hauptkontrahenten waren Frankreich, Großbritannien, Österreich, Russland und Preußen. Für die Länder, die Besitztümer in den Amerikas, den Antillen, Afrika und Asien hatten, galt es, diese zu verteidigen bzw. zu erweitern. Im Spiel stand die Kontrolle über den Handel von afrikanischen Sklaven sowie den Import von Luxus- bzw. Kolonialwaren. Verglichen zur aggressiven Politik Hollands, Großbritanniens und Frankreichs, verhielt sich Spanien eher defensiv.

Erschienen die Probleme um die dynastischen Nachfolgen um die Hälfte des 18. Jahrhunderts gelöst, hatten die Eroberungsambitionen der angriffslustigeren Staaten jedoch nicht abgenommen. Frankreich war stets darin bemüht, die britannische koloniale

Oberhand zu verhindern, während sich die junge preußische Macht nicht richtig etablieren konnte, umzingelt, wie sie war von Österreich, Frankreich und Russland. Die Spannungen erreichten ihren Gipfel im bereits erwähnten siebenjährigen Krieg. Es war Friedrich II von Preußen, der den Krieg initiierte, doch sicherten ihm die außergewöhnlichen militärischen Siege nicht den endgültigen Erfolg; nur der plötzliche Tod der Zarin Elisabeth, seiner erbitterten Feindin, und die Besteigung des russischen Throns seitens des preußisch-freundlichen Peter III erlaubten Preußen, schadlos davon zu kommen. Großbritanniens Sieg über Frankreich bremste schließlich die französische Kolonialexpansion ein, während auf europäischem Boden sich ein Bündnis zwischen Preußen, Österreich und Russland etablierte, welches ab 1772 die Aufteilung des polnischen Reichs als Folge hatte.

Das Aufeinanderwechseln der Dynastien in Italien und die Aufteilung Polens sind die bedeutendsten Konsequenzen des siebenjährigen Kriegs. Aus geopolitischer Sicht ist es wichtig, eine Unterscheidung zwischen ‚starken‘ und ‚schwachen‘ Gebieten in Europa zu treffen. Zu ersteren gehören die Nationen, die sich entlang der atlantischen Küste befinden (Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Provinzen) bzw. Skandinavien, Preußen oder Russland angehörten; diese Länder entsprechen historischen, linguistischen und religiösen Kontexten, die im Wesentlichen bereits abgegrenzt und aus politisch-administrativen Sicht längst konsolidiert waren. Ein Bogen aus ‚starken‘ Gebieten umgab im Westen, Norden und Osten zwei große ‚schwache‘ Gebiete: Die polnisch-deutsche Tiefebene von der Elbe bis Dnjepr und die italienische Halbinsel; ‚schwach‘ aufgrund der Labilität der Grenzen und eines politischen Regimes, das stets unter der Eimischung der benachbarten Mächten zu leiden hatte, wie in Polens Fall, bzw. wegen der Abwesenheit eines einheitlichen Staates, wie in Italien.

Gibraltar, die Festung, die den Zugang zum Mittelmeer überwacht, steht seit 1713 unter britischem Besitz. Québec, die größte französische Kolonie in Nordamerika, wurde 1759 von den Briten erobert und seitdem gehört es Kanada, welche die erste britische Kolonie war, die unabhängig wurde. Es handelt sich bei diesen beiden Beispielen um die Ergebnisse der Kriege im 18. Jahrhundert, welche die staatlichen Grenzen und die Angehörigkeit der Kolonien verändert sowie eine neue Hierarchie zwischen den europäischen Mächten bewirkt haben. Spanien verlor an Rang, sowie die Vereinigten

Provinzen und Schweden, während sich die neuen großen Mächten Russland und Preußen etablierten und Großbritannien die Hegemonie über die Ozeane gewann.

Der zweite Frieden von Paris 1763 – auch unter Verträge von Versailles bekannt – zeichnete die Abnahme der Kolonialherrschaft Großbritanniens ab; er beendete den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zwischen dem Königreich Großbritannien und den Dreizehn Kolonien in Nordamerika. Als Folge erkannte Großbritannien »die Herrschaft Spaniens über verschiedene Territorien an, die von Spanien während des Krieges besetzt worden waren. Die Kolonien von Ostflorida und Westflorida wurden Spanien ohne klar definierte nördliche Grenzen abgetreten, was zu umstrittenen Gebieten führte, deren Besitz 1795 im Vertrag von Madrid geklärt wurde. Spanien erhielt außerdem die Insel Menorca. Die Bahamas, New Providence und Gibraltar wurden Großbritannien zugesprochen. Außerdem erhielt Frankreich die Inseln Tobago sowie Saint-Pierre und Miquelon [vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Frieden_von_Paris_\(1763\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Frieden_von_Paris_(1763))].

Resümee

- **Portugal:** Während des spanischen Sezessionskriegs, hatte Portugal 1703 Abkommen mit England unterzeichnet, im Rahmen deren die gegenseitigen Vorteile um den Handel von portugiesischen Weinen und englischer Wolle festgelegt wurden. Diese Abmachungen, auch bekannt unter Port Wine Treaty, trugen dazu bei, das portugiesische Kolonialimperium aus den Konflikten zwischen den restlichen Mächten zu halten.
- **Spanien:** Am Ende des spanischen Sezessionskriegs hatte Spanien sämtliche Besitztümer sowohl in Italien als auch in den Niederlanden verloren; es hatte auch die englischen Eroberungen in Gibraltar und auf der Insel Menorca (welche erst 1802 wieder spanisch wurde) anerkennen müssen; außerdem musste es das Monopol des Sklavenhandels an eine englischen Gesellschaft überlassen. Am Ende des polnischen Sezessionskriegs (1738) bekam dennoch die neue bourbonische Dynastie von Spanien das Reich von Neapel und Sizilien, das zwischen 1759 und 1860 von einer Nebenlinie, der der Bourbon in Neapel, regiert wurde.
- **Frankreich:** Obwohl Frankreich in Europa eine prominente Rolle spielte, büßte es 1763 viele seiner Kolonialbesitze an Großbritannien: Nebst französischem Kanada (Québec) einen Teil von Louisiana (ein anderer Teil ging an Spanien),

einige Inseln in den Antillen (Dominique, Grenada, Saint Vincent, die Grenadines, Tobago) und viele Besitztümer in Indien.

- **Spanische Niederlande** (entsprechend den heutigen Belgien und Luxemburg): Die spanischen Niederlande gingen nach dem spanischen Sezessionskrieg an Österreich. Den österreichischen Regierenden gelang es während ihrer Herrschaft, die sich bis 1794 fortsetzte, nicht, die Wiedereröffnung des Ästuars der Schelde seitens der Vereinigten Provinzen zu erlangen, dessen Schließung die florierenden Handelsbeziehungen von Antwerpen maßgeblich beeinträchtigt hatte.
- **Vereinigte Provinzen:** Im Großen und Ganzen unbeschadet aus den Kriegen am Ende des 17. Jahrhunderts davongekommen, spielten diese auf der Bühne der europäischen Politik des 18. Jahrhunderts nicht mehr die Hauptrolle. Sie bewahrten jedoch ihre großen Kolonialbesitze in Indonesien sowie entlang der lateinamerikanischen Küste und in der Karibik, und behielten somit ihre Rolle als große Handelsmacht dank der zwei Gesellschaften in West- und Ostindien.
- **Großbritannien:** Sobald es die revolutionären Spannungen sowie die internen Konflikte überwunden hatte, spielte Großbritannien ab 1707 während des spanischen Sezessionskriegs eine entscheidende Rolle; folglich widmete es sich der Erweiterung seiner Kolonialbesitze, zum Nachteil Spaniens und vor allem Frankreichs.
- **Preußen:** Der Aufstieg Preußens zu Militär- und Territorialmacht gehört zu den bedeutendsten Ereignissen des kontinentalen Europas im 18. Jahrhundert. Nach der Eroberung und Verteidigung Schlesiens, fanden die darauffolgenden Erweiterungen größtenteils zum Nachteil Polens statt.
- **Schweden und Polen:** War Schweden in der Hälfte des 17. Jahrhunderts die herrschende Militärmacht, gelang es ihm nach der Niederlage durch Russland nicht mehr, nach 1720 eine bedeutende geopolitische Rolle zu spielen. Aufgrund seiner institutionellen Schwächen, wurde Polen hingegen Opfer der mächtigen Nachbarländer Preußen, Österreich und Russland. In den drei Aufteilungen von 1772, 1793 und 1795 verlor es sämtliche Gebiete und Warschau wurde zu preußischer Stadt.
- **Russland:** Nach Schwedens Niederlage und nachdem es unter Peter dem Großen die Hegemonie über den Balkan bekommen hatte, richtete Russland seine Waffen

gegen das osmanische Reich und erreichte zwischen 1774 und 1783 das Schwarze Meer, um die orthodoxen Minderheiten gegen die Türken zu verteidigen.

- **Österreich:** Sobald es die spanischen Besitztümer in Italien nach dem spanischen Sezessionskrieg bekommen hatte, musste Österreich 1738 das Reich von Neapel und Sizilien an die Bourbonen von Spanien übergeben. Der Friede von Aachen (1748), der den österreichischen Sezessionskrieg beendete, bestätigte den Verlust von Schlesien, welches von Preußen erobert wurde, und bestimmte die Übergabe des Herzogtums von Parma an eine Nebenlinie der Bourbonen von Spanien. Österreich blieb in Italien die Lombardei erhalten, während das Herzogtum von Toskana nach dem Aussterben der De Medici an Francesco di Lorena, Gatten von Marie Therese von Österreich, übertreten wurde. Die Bilanz war für Österreich überwiegend negativ, auch wegen der langen Kriege im Balkan gegen das osmanische Reich. Nach Wiens Befreiung von der türkischen Belagerung (1683), drangen die österreichischen Heere unter der Leitung von Eugenio von Savoia weiter nach Süden, und 1739 eroberten sie Belgrad, doch 1739 gewannen die Ottomanen die verlorenen Gebiete zurück.
- **Italien:** Im 18. Jahrhundert zeigt die italienische Halbinsel zwei Gesichter. Zum einen bewahrten die Republiken von Genua und Venedig sowie der päpstliche Staat politische und territoriale Kontinuität, zum anderen wechselten verschiedene Herrscherhäuser einander ab – wie in der Lombardei, in Parma, der Toskana und in den Reichen von Neapel und Sizilien. Erst ab 1748 kann man sagen, dass sich die italienische Lage einigermaßen stabilisierte. Das einzige bedeutende Beispiel von Autonomie in diesem Kontext stellt Piemont unter dem Haus Savoia dar, dessen opportunistische Politik durch die Annektierung Siziliens im Jahr 1713 belohnt wurde. Vittorio Amedeos II Geschick (1675-1732) ermöglichte es dem sabaudischen Staat, sich aus der französischen Herrschaft – welche über eineinhalb Jahrhundert angedauert hatte - zu befreien, und sich als kleine Macht zu etablieren. 1718 mussten die Savoia Sizilien an Österreich übergeben; dafür erhielten sie Sardinien und dadurch den Titel „Herrscher von Sardinien“, und zwar bis 1861, als Vittorio Emanule König von Italien wurde.⁴

⁴ Quelle: http://www.laterza.it/downloads/9788842112785_capitolo.pdf

Alessandro Malaspinas Biographie

„Ich brauche nicht das Vergängliche, um das Glück zu genießen.“

Jugend und Ausbildung

Alessandro Malaspina, geboren am 5. November 1754, stammte aus einer alten aristokratischen Familie, die bereits im XII Jahrhundert in der toskanischen Stadt Mulazzo angesiedelt war. Sein Vater, Carlo Morello, heiratete 1744 Caterina di Giambattista Melilupi, Marquise von Soragna, die ihm dreizehn Kinder schenkte, darunter Alessandro. Im Jahr 1762 überließ Carlo Morello seinem Bruder Leonardo die Verwaltung des Lehnsguts und, im Gegensatz zur Tradition seiner Ahnen, verließ er die Toskana, um samt



Familie und Dienerschaft nach Palermo zu ziehen. Dadurch wollte er seinen Kindern eine bessere und weltoffene Erziehung bieten. Durch die Intervention seines Großonkels, kam Alessandro mit acht Jahren ins Internat de' Nobili di Palermo, um es 1763 mit dem Titel Kapitän der königlichen Garde zu verlassen. In dieser Zeit genoss er eine Ausbildung unter dem Motto der Aufklärung. Am Ende seines Studiums bereitete er eine Abschlussarbeit auf Lateinisch vor, die sich in zwei Teilen gliederte: Der erste mit Schwerpunkt Philosophie, der zweite mit einem naturwissenschaftlichen Charakter. Sie umfasste insgesamt hundertzehn Kapitel, die das Konzept des physischen Körpers bis hin zu den mit der Gravitation verbundenen Aspekten behandelte. Die Thematik der Schwerkraft beschäftigte Malaspina auch während seiner späteren Expedition rundum den Globus, im Rahmen deren er feststellte, dass diese an den beiden Polen ausgeprägter war. Bereits in seiner Thesis hielt er an die Theorie fest, dass die Erde an den Polen flacher ist. Auch machte er eine Unterscheidung zwischen Gott und der Natur: Letztere beinhalte Raum und Zeit, während ersterer außerhalb der beiden Konzepten stünde.

1767 kehrte sein Vater nach Mulazzo, zurück in Palermo blieben Alessandro, sein Bruder Luigi und drei Schwester. Die zwei Brüder zeigten kein Interesse für die Fortsetzung des Studiums; 1773 zog Malaspina nach Malta, wo er sich für eine militärische Karriere in der

Marine entschied. Er sammelte seine ersten Erfahrungen mit dem Grad „Kavalier der Justiz“ im berühmten Orden von Malta, dem nur Nachkömmlinge aristokratischer Abstammung angehören durften. Es handelte sich dabei sowohl um einen religiösen als auch um einen militärischen Orden, welcher in Zeiten der Kreuzzüge gegründet wurde, um den Pilgern beizustehen und die Moslem zu bekämpfen. Im darauffolgenden Jahr starb Alessandros Vater; der älteste Bruder, Azzo Giacinto, folgte ihm nach und kümmerte sich um die Administration des Lehnsguts. Im Herbst 1774 zog Malaspina nach Cadix, um an den Schulungen der Real Compañia de Guardias Marinas teilzunehmen. Er wurde aufgrund seiner Fähigkeiten aufgenommen und machte sehr bald eine steile Karriere, was ihm einige Neider bescherte. In den Zeiten, als Alessandros Laufbahn begann, war Spanien noch eine Großmacht, die jedoch aufgrund der Konkurrenz seitens anderer Seemächte am Abnehmen war; dazu kamen eine schlechte Administration und die wegen des Gold- und Silberüberflusses aus Südamerika zunehmende Inflation. Unter Karl II wurde das iberische Land zum Mächtigsten der damals bekannten Welt, nun wich es vor Englands Eroberungen zurück. Auch Frankreich war gerade dabei, eine bedeutende internationale Rolle zu spielen. Malaspina war einer der ersten, die diese Zeichen erkannte; obwohl er aus Italien stammte, liebte er Spanien und stellte sich sehr früh in dessen Diensten. Das hatte unter anderem den Grund, dass – wie in obiger historischer Zusammenfassung dargestellt – seine Heimat zu jenem Zeitpunkt einerseits politisch zu gespalten und andererseits sich zu fern von den maritimen Routen befand, um Alessandro den von ihm angestrebten maritimen Werdegang zu ermöglichen.

Kaum 21-jährig, erlang Malaspina den Titel Seekadett und nahm an einer Meeresfahrt nach Melilla im nördlichen Marokko teil, die 1775 von Sizilien startete und das Ziel hatte, die Spanier, die vom Sultan belagert wurden, zu unterstützen. Alessandros Großonkel Fogliani befürwortete seine Teilnahme an der Expedition, denn damals zählte die spanische Marine wie bereits erwähnt zu den mächtigsten europaweit. Es gelang ihm sich zu profilieren und verdiente sich somit die Auszeichnung Ritter von S. Giovanni di Malta. Im selben Jahr wurde er zu Fregatte-Leutnant befördert; als solcher gewann er Ende 1779 eine Seeschlacht gegen die Engländer in der Meeresenge von Gibraltar, was ihm die Beförderung zu Schiffleutnant brachte. Malaspina profilierte sich auch im Rahmen anderer Schlachten, besonders in jener vom 15. Oktober 1782 zwischen der spanischen und der englischen Armee. Am 29. Dezember desselben Jahres erhielt er die Beförderung

zu Fregatte-Kapitän. Als wenige Monate danach die Verträge von Versailles unterzeichnet wurden, schickte ihn Karl III zu den Philippinen, um das Ende der Feindseligkeiten zwischen Spanien und Großbritannien anzukündigen. Am 14. März 1783 machte er sich auf die Reise und am Bord der Asunción bewältigte er eine Weltumsegelung, für die er achtzehn Monate benötigte; dabei folgte er den Routen, die er bereits studiert hatte: In Cadix stach er in See, umschiffte Kap Horn und querte den Atlantik, um am 9. August in Cavite auf der Insel Luzon anzukommen. Am 20. Januar 1784 segelte er erneut nach Cadix, das er entlang der Route am Kap der Guten Hoffnung am 5. Juli erreichte.

1785 wurde er zu Leutnant der Gesellschaft der Seekadetten befördert. Während der Zeit, die er in Cadix verbrachte, machte er u.a. die Bekanntschaft einiger Funktionäre der Gesellschaft der Philippinen; die Direktoren der Gesellschaft fragten den Minister A. Valdez y Fernandez Bazán⁵, ein Schiff der Kriegsflotte mieten zu dürfen und dessen Führung an Malaspina zu übertragen. Am Bord der Fregatte Astrea erfüllte Alessandro den Auftrag: Am 5. September verließ er erneut Cadix Richtung Philippinen, die er am 18. Mai 1788 erreichte. Während dieser Reise reifte in ihm das Vorhaben, eine Unternehmung durchzuführen, die jener von James Cook im Nichts nachstand, welche jedoch den Ehrgeiz hatte, sämtliche wissenschaftliche Disziplinen zu umfassen. Bereits einige Jahre davor hatte er der königlichen spanischen Regierung ein Programm unterbreitet, indem er den Umfang seines wissenschaftlichen Vorhabens detailliert darstellte: Die physikalischen und geologischen Eigenschaften der von ihm besuchten Areale, verschiedene Naturphänomene, die physiognomischen und rassischen Merkmale der jeweiligen Völker, ihre Sitten, Idiomen und Krankheiten sowie, in Hinsicht auf Kolonialisierung, deren politische Systeme zu erfassen.

Die Expedition

Am 18. September 1788 wurde dieses Projekt Karl IV, der nach dem Tod seines Vaters Karl III inzwischen den Thron von Spanien bestiegen hatte, vorgestellt. Es beinhaltete wie bereits erwähnt politische, wissenschaftliche und praktische Zwecke, u.a. die Erstellung aktualisierter Karten. Auf Malaspinas Agenda befanden sich mehrere Anliegen: Er forderte eine Modernisierung der spanischen Regierung den Kolonien gegenüber

⁵ Antonio Valdés y Fernández Bazán (Burgos, 1744 - Madrid, 4. april 1816) war ein Seemann und spanischer Militär, vierte General der königlichen Kriegsflotte, Staatssekretär der Abteilung für Seeangelegenheit und Kavalier des Ordens „Toisón de Oro“.

durch die Liberalisierung des Handels, Abgabesenkung, bessere Behandlung der Einheimischen sowie die Bestrafung von Korruption und administrativer Unfähigkeit. In einem Brief an seinen Freund, den Marquis Gherardo Rangone Terzi, Gründer der Akademie der Wissenschaften in Modena, schilderte Alessandro genauer sein wissenschaftliches Vorhaben; unter anderem beabsichtigte er, den Pegelunterschied zwischen dem Pazifischen und dem Atlantischen Ozean zu vermessen mit dem Ziel, eines Tages den Panama-Isthmus zu erreichen und dort einen Kanal zu errichten, um die Navigation von Amerika nach Asien und umgekehrt erheblich zu erleichtern. Auch sprach er sein Interesse der Linguistik gegenüber. In Bezug auf das Verhältnis zu den Eingeborenen, äußerte er sich im Brief folgendermaßen: „Von großem Interesse wird die Geschichte des Menschen sein, weil mehrere indianische Sprachen sich in Besitz weniger Geistigen befinden, und unser Zusammenleben mit ihnen wird uns viele Details bieten, die andere Nationen nicht in der Lage sein werden zu entdecken, weil weder ihre Legislative noch ihre Religion sie den eroberten Völkern dermaßen nahe bringt, wie es uns hingegen möglich ist.“

Karl IV willigte das Projekt ein, dessen Organisator und Befehlshaber Malaspina selbst war. Die fünfjährige Umsegelung unterschied sich von den Vergangenen aufgrund deren vorwiegend wissenschaftlichen Charakters.



Die beiden Korvetten gemalt von Giovanni Brambilla

Zwei Korvetten wurden umgebaut, die S. Justa und die S. Rufina, welche danach in Descubierta (Entdeckung) und Atrevida (Mutige) umgetauft wurden. Korvetten sind kleine, dreimastige Kriegsegelschiffe, schnell und schnittig. Eigens für die Reise wurden sie im Arsenal von Cadiz vom Schiffsbauer Tomás Muñoz angefertigt. Beide

wurden mit Blitzableiter ausgestattet; zudem boten sie jeweils Platz für hundert Männer, stauten Provianten für zwei Jahre sowie zahlreiche wissenschaftliche Geräte.

Am 30. Juli 1789 stachen sie in See. Am Bord befanden sich mehrere Techniker, Ärzte, Chirurgen, der Kaplan, Zoologen, Geologen, Astronomen, Kartographen, Botaniker (unter anderem der Franzose Louis Née); selbst Maler waren dabei: Giovanni Ravenet, D. Ferdinando Brambilla und Giuseppe Cordero. Die Mannschaft bestand aus den besten Seemännern, befohlen von distinguierten Offizieren: D. José Bustamante – Befehlshaber der *Atrevida*, dem Leutnant Felix de Bauzá, den Bootsmännern D. James Murphy, Fabio Aloponzone, José Espinosa, D. Viana und Gaetano Valdés. Und so sah die Route der beiden Korvetten aus, wie aus dem Attest von Malaspina hervorgeht:

„Wir besichtigten die Insel der Dreifaltigkeit und legten in Montevideo an. Fuhren die Ebene des Rio de la Plata entlang und segelten weiter, besichtigten die östliche Küste Patagoniens und der Falkland Inseln, überholten den Kap Horn und durchkreuzten die wichtigsten Stellen der Küste von Chile sowie der Insel Juan Fernández, segelten weiter von Valparaiso über Callao, Guayaquil, Chio und Panama bis Acapulco. Von dort stachen wir in See, um die von Ferrero Maldonado aufgezeichnete Meeresenge zu besichtigen; untersuchten die Karte bis zum 59° und 59° Breitengrad und sahen den Berg Saint Elias⁶, den wir auf 60°17' setzten, ohne Zeichen von fruchtbaren Regionen zu finden. Kehrten nach Acapulco zurück; von dort steuerten wir die Mariannen Inseln an, die zur Zeit von den spanischen Seemännern Zapinin, Marquina, Ayensa, Navarro, Hargaitia und Sánchez Crespo bereits besucht worden waren; stellten die Position der im Jahr 1525 von Alonso Salazar entdeckte Insel S. Bartholomäus⁷ richtig. Kamen an den Philippinen vorbei und eine der Korvetten an Macao; segelten Richtung Neuholland⁸ und besuchten davor die Insel Mindoro, Panay, Negros und Mindanao⁹; steuerten die Freundschaftsinseln an, kreuzten die Insel Baban und zogen nach Lima, wo wir neue Entdeckungen machten und andere richtig stellten, dann nach Buenos Aires und von dort zurück nach Cadix.“

Der aus Lunigiana [Region in Ligurien A.d.V.] stammende Wissenschaftler Lazzaro Spallanzani, Gründer der modernen Biologie, ließ Malaspina ein detailliertes Bericht über das Tierreich zukommen. Er fertigte eigens dafür vorgesehene Protokolle an, die den

⁶ In Alaska

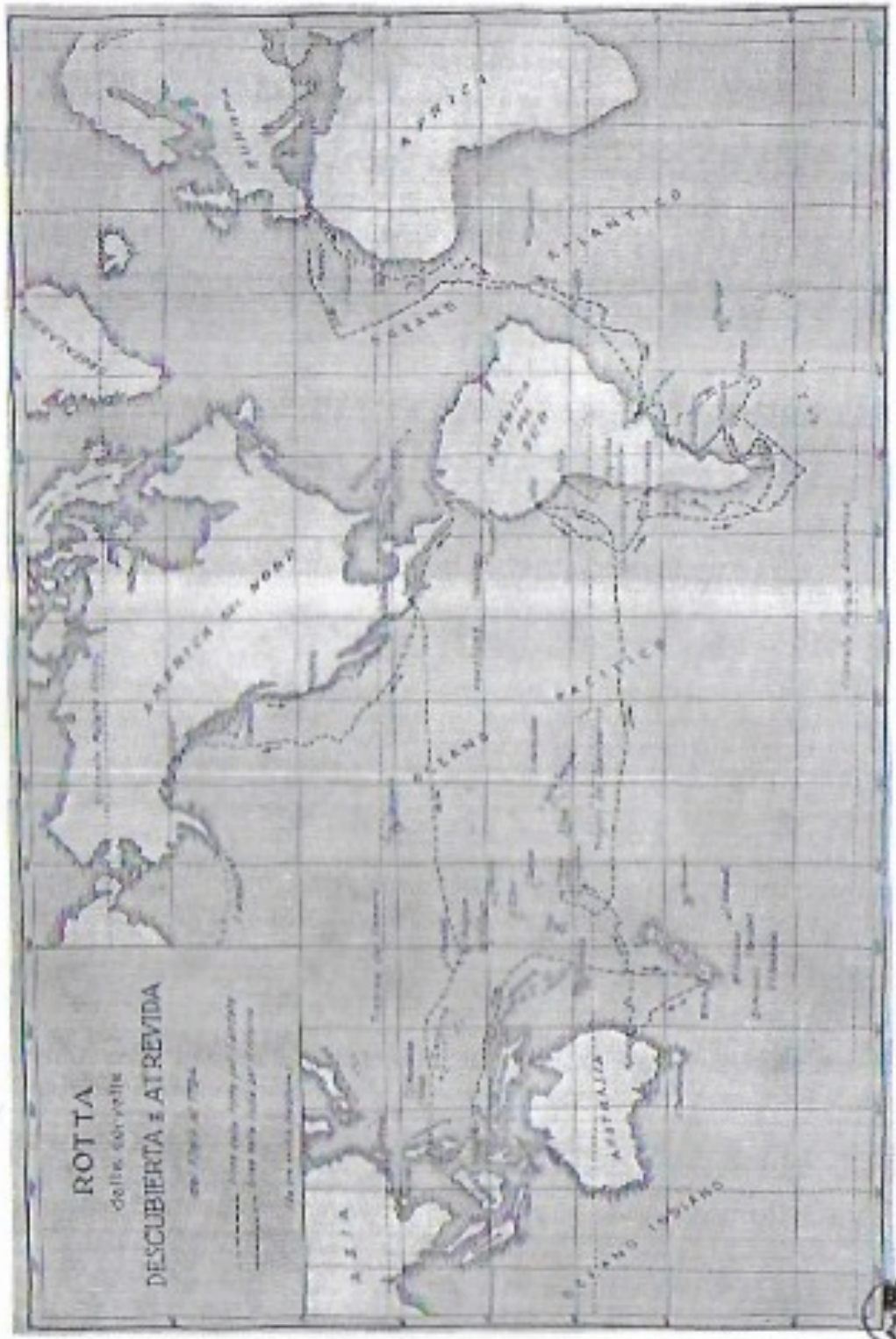
⁷ Bei den Marshallinseln

⁸ Ehemalige Bezeichnung für Australien

⁹ Philippinen

Zweck hatten, wissenschaftliche Koordinaten zuzuordnen, seien diese astronomischer, geologischer, anthropologischer oder ethnographischer Natur.

Während der fünf Jahre legte Alessandro einhundertachttausend Kilometer zurück, dabei erwiesen sich die Kenntnisse, welche er im Rahmen seiner vergangenen Expeditionen nach Südamerika und den Philippinen gesammelt hatte, als durchaus nützlich.



Während der gesamten Unternehmung zeichnete sich Malaspina wegen seines menschlichen, durchaus fairen Umgangs mit der Mannschaft aus. Er bestand auf Belohnung statt - wie damals üblich - harte Bestrafung; sorgte dafür, dass die Besatzung stets ausreichend mit proteinreicher Kost versorgt wurde sowie für gründliche Sauberkeit am Bord; wegen seines Gerechtigkeitssinns, seiner Kompetenz und seiner humanistischen Ausprägung war er ein sehr beliebter Anführer. Er begeisterte sich für die astronomischen Erhebungen in der australischen Hemisphäre und beobachtete ungewöhnliche Phänomene wie eine Mondfinsternis, die Satelliten von Jupiter und Merkurs Übergang vor der Sonne. Der Erdmagnetismus wurde gemessen und die Uhren nachgestellt.

Nach einem längeren Aufenthalt in Neuspanien, dem heutigen Mexiko, steuerte die Expedition die Philippinen an, die zu jener Zeit fortschrittlichste spanische Kolonie. Es war der 20. Dezember 1791, die Mannschaft litt unter den Entbehrungen der langen Reise, aber eine ausgewogene Kost, ärztliche Pflege und hygienische Maßnahmen ließen die Männer schnell wieder zu Kräften kommen.

Am 11. Februar 1792 erreichten die Korvetten nach einer zweimonatigen Reise die winzigen Inseln Saipan und Tinian im Mariannen-Archipel, welche von Magellan entdeckt und von ihm „Diebesinseln“ getauft wurden. Zu Ehre der Witwe von Philip IV von Bourbon, taufte sie spanische Jesuiten später in „Mariannen-Inseln“ um.

Die Fahrt war beschwerlich, wenn auch atemberaubend; sie fuhren die Küste kleiner Inseln entlang, die vom Maler Brambilla gezeichnet wurden, und kamen mit großer Vorsicht zwischen Sandbänken und starken Strömungen voran. Sie erforschten Luzons Küste, während Bustamante, Kommandant der *Atrevida*, an Macao heranrückte.

Der Aufenthalt auf den Philippinen stellte sich wegen der Abwesenheit des Windes als schwierig heraus. Ab Mai begannen Regenzeit und Hitze, und die Erforschung der Berge verlief aufgrund der giftigen Vipern und der Blutegel mit erheblichen Schwierigkeiten. Einer der Wissenschaftler, Antonio Pineda, wurde während des Aufstiegs auf der Cordillera von Luzon von heftigem Fieber befallen, dem er schließlich achtunddreißigjährig erlag. In der Zwischenzeit erhielt Malaspina die Nachricht, dass ihm das Kreuz des Ordens von Malta verliehen wurde.

Für einige Monate erkundeten sie zahlreiche philippinische Inseln, während die Botaniker Taddhäus Haenke und Luis Née Studien über Zimt und Mineralwasser durchführten. Am 22. November 1792 gingen sie vor Zamboanga auf Mindanao vor Anker und Francisco Aznado, der Gouverneur, erlaubte ihnen, einige wissenschaftliche Instrumente in seinem Haus zu installieren. Mittels astrologischer Beobachtungen, maßen sie den Längengrad und stellten wie gewöhnt die Uhren nach. Der Mond war dermaßen hell, dass es schwierig war, die Sterne zu beobachten; Malaspina und seine Astronomen warteten mehrere Tage auf die Verfinsterung des ersten Jupiter-Satelliten. Er nützte die Zwischenstation aus, um Masten und Segel in Ordnung zu bringen sowie um den Stauraum reinigen zu lassen. Die Philippinen hielt er für sehr schön und empfänglich einem wirtschaftlichen Wechsel gegenüber, befürchtete jedoch, dass Spanien sie aufgrund der Inkompetenz der Gouverneure verlieren würde, was auch tatsächlich passierte.

Gegen Mitte November 1792 setzten sie ihren Kurs fort und am 25. Februar des darauf kommenden Jahres erreichten sie, nachdem sie an Neuguinea, dem Bismarck-Archipel und den Salomon-Inseln vorbeigesegelt waren, die südliche Insel Neuseelands. Während eines strahlenden Tages bewegten sie sich als erste Europäer den Fjord Doubtful Harbour entlang; so wurde dieser von James Cook getauft, der eben andeuten wollte, dass er aufgrund des Gegenwindes keinen Zugang hatte finden können. Sie führten akkurate Erhebungen durch und die von ihnen angefertigten Karten, die in England publiziert wurden, blieben lange Zeit die einzigen von jenem Weltteil.

Am 11. März 1793 segelten die Escubierda und die Atreida Richtung Sydney. Malaspina hatte nämlich den Auftrag erhalten, sowohl die politische als auch die administrative Lage der ehemaligen englischen Kolonie zu erheben. Zum Zeitpunkt ihrer Ankunft fand gerade eine Sonnenfinsternis statt, welche sie aus dem Meer beobachteten. Während ihres Aufenthalts in Australien wurden die Schiffe erneut in Ordnung gebracht, Brambilla und Ravenet fertigten mehrere graphische Darstellungen an und frische Lebensmittel, Wasser, Holz sowie Ballast wurden angeschafft. Alessandro verfasste zwei Berichte: Einen über Port Jackson unter einem administrativen Sichtpunkt, der andere beinhaltete eine politische Analyse der englischen Kolonien im pazifischen Raum. Er stellte einen deutlichen Unterschied zwischen dem britischen und dem spanischen politischen System fest. Für die Spanier waren die Kolonien reiner Besitz, die Engländer hingegen sahen darin Territorien, die gepflegt und zum Gedeihen gebracht werden mussten. Das

spanische System sei seiner Meinung nach rückständig und zerstörerisch den Ressourcen gegenüber, während das Englische auf Ordnung und vernünftiger Verwaltung basiere. Der landwirtschaftliche Fortschritt der englischen Kolonien sei den funktionierenden öffentlichen Behörden zu verdanken, hingegen befanden sich die spanischen Besitztümer in den Händen privater bzw. religiöser Gesellschaften mit geringen Mitteln. Aufgrund mangelnder Kenntnisse, seien die Spanier nicht in der Lage gewesen, gute Ergebnisse in Bezug auf Bodenbau und Viehzucht zu erzielen.

Nach einem einmonatigen Aufenthalt in Australien, machten sich die zwei Korvetten am 11. April 1793 erneut auf den Weg, diesmal Richtung Freundschaftsinseln (der heutige Inselstaat Tonga). Malaspina nahm sie im Namen der spanischen Krone in Anspruch und setzte sie auf seine geographischen Karten. Nach mehreren Stürmen erreichten sie am 20. Mai die Insel Vavao. Der Häuptling, Dubou, kam an Bord des Flaggschiffs und begrüßte den Kapitän, indem er die Nase an seiner rieb. Er bot ihm sein Zepter, eine Henne und Süßkartoffeln an. Am Bord der *Atrevida* empfing Bustamante einen anderen Häuptling, der ihm eine Axt, ein Schwein und einige Wurzelknollen schenkte. Die ganze Mannschaft wurde mit Gaben überhäuft, insbesondere mit Nahrungsmitteln. Die Einheimischen stellten sich als sehr gastfreundlich heraus, hatten jedoch eine eigene Vorstellung von Eigentum, denn sie unterließen es nicht, sich Gegenstände anzueignen, ohne danach zu fragen, was manche Seemänner dazu brachte, mit Gewalt zu reagieren. Die Verhältnisse blieben jedoch gut, es entstanden sogar Bemühungen, die lokale Sprache zumindest ansatzweise zu erlernen und Malaspina sammelte einige anthropologische Beobachtungen; zudem wurden die Freundschaftsinseln kartographisch erfasst. Alessandro, sowie Rousseau seinerseits, stellte sich die philosophische Frage des „edlen Wilden“, der mit einem guten Kern ausgestattet auf die Welt kommt, um folglich von den Lasten und den Ungerechtigkeiten der Zivilisation verdorben zu werden. Die scheinbar einfache soziale Organisation dieser pazifischen Inseln stellte sich in Wirklichkeit als chauvinistische Klassengesellschaft heraus; so gönnten sich die Häuptlinge beispielsweise den Luxus mehrerer Frauen gleichzeitig, während der Plebejer, der einen Geschlechtsakt mit einer Adligen vorführte, mit dem Tod bestraft wurde. Die Frauen kamen hingegen mit einigen Stockhieben davon. Ungerechtigkeit und Ausbeutung standen auf die Tagesordnung und Rousseaus Gedankengut blieb reine Utopie.

Am 1. Juni 1793 verließen die Korvetten die Freundschaftsinseln Richtung Südamerika, um von dort Spanien anzusteuern. In Peru erreichte sie die Nachricht der Enthauptung Ludwigs XVI. Das Ereignis war für die Spanier von besonders tragischer Bedeutung, denn es handelte sich dabei um einen Angehörigen des Hauses Bourbon.

In Peru wurden die Schiffe, die sich mittlerweile in schlechter Verfassung befanden, ordentlich gewartet, die Kranken wurden im Spital behandelt und Provianten für die lange Rückreise an Bord geschafft. Sie verließen Lima am 16. Oktober 1793 und nach einer langen, beschwerlichen Segelfahrt erreichten sie endlich Cadiz. Es war der 21. September 1794, fünf Jahre und zwei Monate hatte die Expedition insgesamt gedauert, während deren Malaspina eine umfassende wissenschaftliche Sammlung zusammengestellt hatte.

Rückkehr nach Spanien

Ihre Ankunft wurde bejubelt und bald berichteten die bedeutendsten Zeitschriften in höchsten Tönen darüber. Die Publizierung eines detaillierten Reiseberichtes samt den von den Künstlern angefertigten Abbildungen wurde angekündigt, doch aufgrund der unglücklichen Ereignisse, die unmittelbar danach stattfanden, kam dieses Vorhaben nie zustande. Gegen den Segler bahnte sich nämlich eine Verschwörung, deren Hauptfadenzieher kein Geringerer als der Premierminister, Manuel Godoy, war. In seinem naiven Idealismus hatte sich Malaspina vorgenommen, dem König - Karl IV - einen Plan auszubreiten, der eine gründliche Reform des politischen Systems vorsah. Karl IV war ein schwacher, inkompetenter Regent, der sich nach Strich und Faden von seiner Gemahlin Marie Louise von Bourbon manipulieren ließ. Diese hatte ein enges Verhältnis zu Godoy und die beiden hegten die Befürchtung, Alessandros Vorschläge könnten ihren Einfluss schmälern. Obwohl er sich sein Leben lang dem spanischen Thron treu und ergeben gezeigt hatte und ihn der König sogar zu Brigadier befördert hatte, wurde Alessandro des Verrats bezichtigt, woraufhin ein Prozess von kurzer Dauer hinter verschlossenen Türen stattfand. Malaspina wurde kein Verteidiger zugewiesen, Beweise gegen die absurden Vorwürfe waren nicht vorhanden, trotzdem fiel der Urteil hart: Zehn Jahre und einen Tag in Einzelhaft auf einer Insel in einem galizischen Kerker.

Gefängnis

In Gefängnis gewann Alessandro allerdings sehr bald die Sympathie des Gouverneurs der Festung, der ihm u.a. erlaubte, Briefe an seine Verwandten in Italien zu schicken. Aufgrund der langen Reise um die Welt war seine Gesundheit jedoch erheblich angeschlagen, es besteht der Verdacht, dass er im Rahmen deren an Magenkrebs erkrankte, woran er nach der Entlassung auch starb, und der Aufenthalt im feuchten Gewahrsam verschlechterte seine Kondition zusehends. Trotzdem blieben seine Ideale unerschütterlich. Ende Februar 1799 stellte der behandelnde Arzt fest, sein Puls sei schwach und fieberhaft, der Patient leide an Appetitlosigkeit, akuten Schmerzen an den Extremitäten, Ohnmachtsanfällen, habe rote Flecken an den Beinen und Geschwüre am Zahnfleisch. Dermaßen bedenklich war sein Zustand, dass ihm der Kaplan sogar seine eigene Unterkunft überließ, trotzdem willigte Karl IV die Verlegung aufs weniger feuchte Festland nicht ein.

Während der Gefangenschaft gelang es dem intriganten Godoy, den Großteil seiner Reiseberichte und wissenschaftliche Sammlung zu beschlagnahmen, was dazu führte, dass das Werk eines der bedeutendsten italienischen Entdecker verborgen blieb und sein Name bald in Vergessenheit geriet. Das Material gelang zum Teil in die Hände inkompetenter Leute, zum Teil wurde es entwendet. Eine Anzahl Dokumente wurde zum Glück zwischen den Seearchiven verschiedener Nationen verteilt, doch die meisten Erinnerungen jener beglückten Unternehmung gingen leider verloren. Martin Fernandez de Navarrete, Segler und Historiker, löste einen Teil der Dokumente ein und verlagerte sie ins hydrographische Depot, das heutige Schiffsmuseum, in die spanische Hauptstadt. Espinosa und Bauza, die Direktoren, begannen mit der Herausgabe einiger geographischen Karten und astronomischer Arbeiten. Bauza, der aufgrund seiner liberalen Einstellung dazu gezwungen wurde, nach London zu ziehen, brachte einen Teil der Sammlung mit und deponierte sie ins British Museum; weitere Teile landeten in den Archiven der Länder, auf die sie sich bezogen. Laut einer ungefähren Berechnung, handelt es sich dabei um circa vierhundertfünfzig Hefte; dazu kommen circa dreihundert Bordtagebücher sowie achthundertfünfzig Skizzen. Der grandiose Umfang von Malaspina Expedition kam erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts ans Licht, und zwar dank der

Forschungen von Dolores Higuera Rodríguez vom Schiffsmuseum in Madrid. Es war jedoch zu spät, um dem Seefahrer den ihm zustehenden Ruhm zu gebühren.

Rückkehr nach Italien

Dank der Intervention von Giuseppe Bonaparte, der 1808 König von Spanien wurde, wurde Alessandro Ende Februar 1803 nach acht Jahren Gefangenschaft befreit; jedoch durfte er nicht in seinem geliebten Spanien bleiben, woraufhin er nach Italien zog. Seine Rückkehr wurde in der *Gazzetta Nazionale della Liguria* veröffentlicht. Die Zeitung beschrieb ihn als berühmte Persönlichkeit, er wurde mit Cook, Bougainville und La Perouse verglichen, die acht Jahre in Gefängnis wurden allerdings nicht erwähnt. Dies war möglicherweise eine Konsequenz des taktischen Verhaltens von Bonaparte selbst, der Spannungen zwischen Italien und Spanien meiden wollte. In der Heimat hatten mittlerweile starke politische Veränderungen stattgefunden. Als Folge der Revolte nach dem Triumph des jungen Napoleons in 1796, wurden die Lehnsgüter in Norditalien fraktioniert, unter anderem jene der Malaspina. Der letzte Marquis dieser Sippe, Azzio Giacinto, dem Alessandro häufig aus seiner Zelle geschrieben hatte, hatte sich mit den Ideen der französischen Revolution angefreundet, das Schicksal seiner Lehnsgüter unterschied sich jedoch nicht von jenem der restlichen. Nach Bonapartes Sieg wurde ein Teil der Lunigiana Teil der Cispadanischen Republik¹⁰, der Massa und Carrara annektiert wurden. Nach der Konferenz von Lyon am 26. Januar 1802, wurden Mittel- und Norditalien in die Italienische Republik vereint, mit Mailand als Hauptstadt; Napoleon war dessen Präsident. 1805 wurde die Italienische Republik ins Italienische Reich umgewandelt, und Bonaparte ließ sich als König von Italien ausrufen; als Vize-König ernannte er seinen Stiefsohn Eugène de Beauharnais. Diese Ereignisse verursachten schließlich den Niedergang des Lehnsguts der Malaspina.

Alessandro ließ sich in Pontremoli nieder, eine apenninische Kleinstadt am Fluss Magra mit circa dreitausend Einwohnern. Seine Persönlichkeit, der Ruhm um seine Vergangenheit und seine Bescheidenheit zogen bald die Aufmerksamkeit seiner Stadtgenossen an, die sich oft um Rat an ihn wendeten. Er widmete sich den Armen und Bedürftigen und unterstützte sie, so gut er konnte. 1804 verfasste er einen Aufsatz,

¹⁰ Die Cispadanische Republik war eine durch französischen Revolutionsexport errichtete italienische Tochterrepublik, die aus den Städten Modena, Reggio, Ferrara und Bologna sowie deren Umland gebildet wurde. Am 27. Dezember 1796 wurde sie konstituiert, durch den Anschluss an die Cisalpinische Republik aber schon am 9. Juli 1797 wieder aufgelöst.

Memoiren zum „Geschäft mit dem Salz“ in der Lunigiana, in dem er unter anderem für eine Steuersenkung plädierte. Er strebte eine Entwicklung jener Region an, um ihr einen Ausgang aus der Wirtschaftskrise, in der sie sich befand, zu ermöglichen.

Der Tumor, der sich während seiner Gefangenschaft ausgebreitet hatte, zwang ihn zum Schluss, Laudanum einzunehmen, um die Schmerzen zu ertragen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in ärztlicher Behandlung. Er starb fünfundfünfzigjährig am 9. April 1810. Pater Massimiliano Ricca wurde nach seinem Tod beauftragt, eine Biographie zu verfassen, doch erkrankte dieser schwer und war infolgedessen nicht in der Lage, die Aufgabe zu bewältigen. Das Fehlen einer Biographie hat dazu beigetragen, dass Malaspinas Name bald in Vergessenheit geriet.

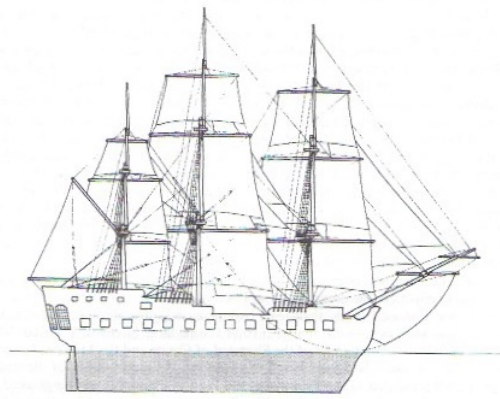
Was Karl IV betrifft, so erlang er nach der Eroberung Spaniens seitens der Franzosen Exil beim Papst in Rom samt seiner Gattin Marie Louis und dem Premierminister Godoy. Am Anfang residierte er im Palazzo Borghese, danach erwarb er das Kloster von Sant'Alessio; da er jedoch nicht in der Lage war, dessen Erhalt zu finanzieren, verschenkte es einem religiösen Orden und zog ins Palais Barberini. Nach dem Sturz Bonapartes wurde er mittellos, weil er die Apanage verlor, die ihm der Kaiser zugesprochen und vom eigenen Sohn, Ferdinand VII, wieder abgeschafft wurde. Der abgesetzte König starb also verarmt an der Seite seiner intriganten Gemahlin.

Godoy blieb mit den beiden, solange er einen Vorteil daraus erzielen konnte, doch sobald sie verarmten, wandte er sich von ihnen ab und zog durch Italien. Er lebte von 1832 bis 1851 - dem Jahr, an dem er starb - in Paris, wo er sich mehr schlecht als recht über Wasser hielt.

Malaspinas Bericht über den Aufenthalt in Guam

Folgende Passagen wurden entnommen aus *History of Micronesia: a collection of source documents. Vol. 16 – The Malaspina Expedition* von Lévesque, R.

Als Malaspina am Bord der *Astrea* zu den Philippinen geschickt wurde, um das Ende der Feindseligkeiten zwischen Spanien und Großbritannien anzukündigen, hielt er sich u.a. auf der Insel Guam im Marianen Archipel auf. Anbei die englische Übersetzung seines Protokolls (aus Lévesque, R., 1992:302-303).



Die Astrea

Letter to RPC¹¹ Directors, dated Cavite 15 May 1787

Gentlemen:

The fregate Astrea, chartered by the Royal Philippine Company from His Majesty, and placed under my command, lost sight of the Island of San Lorenzo in the port of Callao¹² on 1 March at 4 p.m. We sailed about 700 leagues between the 11th and the 12th parallels South and then, following a course northwest, we crossed the equator on the 22nd of said month at a longitude of 118° west of the observatory of Cadiz, when the northernmost of the Marquesas of Mendoza were considered 340 leagues to the S 57°W (according to the chart by Cook) and the Gallego Islands¹³ 460 leagues to the East.

From this point various headings were followed to NW and NNW until 1 April when the route of the Acapulco galleon was encountered, in latitude 12°30' N, then veered due West and ran along that parallel until sighting the Island of Guajan¹⁴ on the 26th of said month, where we anchored in the bay of Humatac that same afternoon.

This short stopover became necessary to extirpate an epidemic fever that we had on board since the first days after we left Lima, and also to acquire, if possible, a coastal pilot for the Strait of San Bernardino, toward which the next run was to be made. And it was not altogether useless, although the first objective was only partly accomplished, and the second objective was completely frustrated; indeed, the time was placed to good use by making a chart of the bay, and its latitude was determined by 60 series of lunar distances. In addition, the marine clock, which timing had become somewhat faulty since the last time it had been set at Lima, was re-adjusted.

¹¹ Royal Philippine Company

¹² In Peru

¹³ Die heutigen Salomonen Inseln

¹⁴ Die heutige Guam Insel im Mariannen-Archipel

In the afternoon of the 30th, we lost sight of the anchorage and headed for Cape Espiritu Santu¹⁵, which was sighted on the evening of the 6th of May. We tried to enter the strait in the afternoon of the 7th, but were thrown back out by strong contrary tide, and we had to anchor NE of Vire Point, in 45 fathoms, bottom of rubble and stone. We spent the night there and, at daybreak, the cable was cut during a squall and consequently we lost the anchor. We sailed off and, at noon of the 8th, came to an anchor at Balicuatro¹⁶. From this neighbourhood onwards, we had a coastal pilot (an Indian from Bulacan¹⁷), and the wise instructions that Your Graces has sent through him. On the morning of the 9th, we headed for the Capul Island Passage¹⁸, which we went through safely, and then we got favourable winds that brought us to the channel of Mariveles¹⁹.

Enclose please find a small chart upon which has been sketched the track itself, and some essential notices of the events that took place along it [siehe dazu Abbildung auf folgender Seite]. I hope that you will be pleased to forward some to the Director of the Royal Company in Madrid, since I have decided not to do so directly myself.

Only four men remain affected by fever. Everyone else enjoys a perfect health and we have suffered no loss during our voyage.

Auszug aus dem publizierten Reisetagebuch

Während der Weltumsegelung am Bord der Atrevida, protokollierte Malaspina die Ereignisse in ein Tagebuch, das erst rund ein Jahrhundert später von Pedro de Novo y Colson²⁰ herausgegeben wurde²¹. Anbei die englische Übersetzung des Auszugs über den Aufenthalt auf den Mariannen-Inseln. Die ausgewählten Passagen beziehen sich zum Großteil auf wissenschaftliche sowie geographische Beobachtungen.

(S. 463-464)

The more nautical science has made it easy for Europeans to cross vast stretches of stormy ocean, the more so have the risks they must face increased by visiting the immense regions that lie below

¹⁵ Im Norden der Insel Samar auf den Philippinen

¹⁶ In der Inselgruppe Visayas auf den Philippinen

¹⁷ Das heutige Bulacan auf der philippinischen Insel Luzon

¹⁸ Westlich von der Insel Samar

¹⁹ Bei der Provinz Bataan in Zentralluzon

²⁰ Pedro de Novo y Colson (Cádiz, 1846 – Madrid, 1931) war ein spanischer Historiker, Dichter und Dramaturg.

²¹ In *Viaje político-científico alrededor del mundo* (Madrid, Abienzo, 1885)

the Torrid Zone. They are forever eager to make new discoveries, to create possessions or to conquer those fever-plagued spots that lead directly to their own destruction, rather than to their greater happiness. If we were to compare the numberless sacrifices that overseas possessions have cost Europe with the social benefits derived from trade and navigation, either through a relative gentility of customs, or through the multiplication of our species, surely most of the advantages expected from the discovery of America would dissipate rapidly and induce a stop to the massive projects regarding the limitless expansion in power of the thoughtless rivalry among nations. Such would have been our thoughts as we were prepared to sail from the port of Acapulco, with half of the crews of both corvettes sick, and the other half pale and weak, the same men who had shown only strength and happiness two months before. By the same token, during the next crossing of the Mariana Islands, our primary concern had to be the restoration and preservation of the crews rather than the idea of new discoveries. Such discoveries would have been imaginary ones, anyway, in view of the two centuries during which galleons had covered the space continuously, and rendered that navigation safer than in any other part of the globe, by virtue of having criss-crossed it so many times; also given the fact that the year before Lieutenant Manuel Quimper had visited the Sandwich Islands again with a ship from the Department of San Blas, and given the fact that the unlucky Count of la Pérouse had run along the same parallel and ascertained that the archipelago in question was the same one discovered in 1555 by Juan Gaytan²², the Spanish navigator, and called by their individual names of Monge, Ulua etc.

1792. January.

Once we had separated from the coast and made various tacks in such a way as to made westing without losing much latitude, as the winds remained variable, after 16 days of sailing we finally reached the zone of the constant tradewinds at a longitude of 20° west of Acapulco, latitude 12°41' and a magnetic variation of 6 to 7° Northeast. A huge number of birds, that we had sighted some time earlier, were giving us enough proof of this. Its constancy was later credited for an improvement in all of the sick on board; indeed, they were comforted almost immediately by air that was purer and more active.

[...]

²² In Wirklichkeit hat Juan Gaytan niemals diese Entdeckungen gemacht; dieser fehlerhafte Bericht stammt aus einer dritten Quelle, Gian Battista Ramusio, in seiner Reisepublikation, die 1550 in Venedig herausgegeben wurde [vgl. Lévesque, Rodriguez 1992:463].

When in the afternoon of the 11th of February the heights of the Islands of Saipan and Tinian²³ appeared, there was no longer anyone sick enough to give us concern about his recovery, and therefore from then on our tasks would no longer be carried out in a slow and faltering manner.

At 5 p.m. the extremities of the islands were well defined and could be well marked; those of Tinian bore S 71° W and N 84° W, uncorrected magnetic bearings. The customary operations were then begun for the bases, timings and markings. By nightfall, the channels between Tinian and Saipan and with Aguijan could be clearly seen. The latter island is of average height and length, and the above-mentioned channel is usually the one used to get the anchorage, as was done by the English commanders Ansons, Byron and Wallis.

During the next night, the wind was fresh, the horizons remained cloudy and our navigation was designed in such a way that we would leave the Island of Rota to the north, in order to meet the extremities of the Island of Guam. What remains of the old population of the archipelago can be found only in these two islands. The residence of the Governor is at St. Ignatius of Agaña, the capital on latter island.

Everything went as planned. The doubts that existed as to the existence of a shoal, as indicated on some Spanish charts, in that neighbourhood were dissipated; this was no doubt a mistake made with an islet located not far from the Southwest of Rota. Afterward we came alongside the North end of Guam, a high land, rather rocky, with cliffs by the sea. Finally, with banners flying we began coasting close to its western shore, where the two anchorages of San Luis and Umatac are located. These coasts offer a really pleasant sight from one end to the other, whether one considers the luxuriant vegetation and the gently-sloping hills, or the sea always flat, and the many streams that carry its clear waters.

Ein Teil der Seemannschaft erkrankt an Fieber und Dickdarmentzündung, woraufhin der Gouverneur seine Gastfreundschaft im eigenen Haus anbietet. Die Naturalisten Taddhäus Haenke, Luis Nee und Antonio Pineda, auf die später eingegangen wird, nützen die Gelegenheit, um den nördlichen Teil der Insel Agaña zu erkunden. Dank der guten Luft und der schonenden Kost genesen die Männer. Währenddessen werden weitere Erhebungen durchgeführt:

²³ Im Mariannen-Archipel

(S. 468-471)

Over the past few days Don José de Bustamante, the Governor, Don José ArleguÍ, and of all the other individuals occupied with the different objectives of the commission had not been inactive. The sick showed for the most part a considerable improvement. Messieurs Pineda and Haenke, who had expended their usual activity in the vicinity of Agaña, had just arrived back at Umatac. Don Felipe Bauzá had carried out his geodesic operations. Inciarte, the pilot, had visited the port of San Luis. The abundant refreshments sent by the Governor had arrived. In the observatory, Messieurs Concha and Cevallos had completed the examination of chronometer n° 105, and they observed the immersion of the second satellite of Jupiter during the night of the 18th; they had also set up the pendulums for the experiments with gravity, but they deplored the fact that an untimely cloud had prevented them from observing the immersion of the first satellite during the night of the 19th.

21.

Things were already favourably arranged on the one hand, and on the other hand the deadline of the good season for continuing our tasks was getting near. It seemed more prudent to leave this road as soon as possible, and with the same intention, in the morning of the next day, the 21st, we tried to complete the watering, corresponding observations were made to complete the examination of the chronometers, the comparisons of the simple pendulum with the average time were undertaken, and the Governor sent on board the refreshments and food supplies that he had collected. At the same time pilot Sánchez was despatched with the theodolite²⁴ to the opposite coast to take good bearing of the ends of the island, in order to link them with our sightings of them while sailing. One sailor hunter went out to get all the species of birds that he could find for Don Antonio Pineda. Don Juan Ravenet made proper sketches of two natives of the island, one of each sex, and one native of the Carolines.

22.

Once the corresponding observations of the 22nd had been made, the running of the chronometers could then be considered well examined. That very afternoon, therefore, the instruments were taken on board and the sick too; only three sick men from the Descubierta and one from the Atrevida

²⁴ Ein Theodolit ist ein Winkelmessinstrument, das in der Geodäsie (Vermessungskunde) zur Messung von Horizontalrichtungen und Zenit- oder Vertikalwinkeln Verwendung findet. Hierzu wird er mittels eines Stativs lotrecht über einem Punkt aufgestellt.

had to stay here and would later rejoin us aboard the galleon. The rest of this day and part of the next saw the soldiers and sailors work assiduously at taking a considerable amount of wood. In the afternoon of the 3rd we were able to consider ourselves completely ready to sail.

The comparisons of the chronometers with the average time confirmed what we had suspected, that #71 and #105 had an advance of 5 seconds approximately, and that #72 had a delay of a second; and given that this second movement appeared better than the one that those instruments had shown at Acapulco, it was therefore better to adopt it for the deduction of the longitude by the method of the chronometers, and for the total equation of the variations. It was indifferent to ascribe to #105 the movement determined at Acapulco, since the equations would correct its disturbances, and once these were corrected it would then be easy to apply also the corresponding correction to #351, which had been continuously compared with #105 during the voyage.

[...]

The longitude determined by the marine chronometers was adopted and for the slight doubts that might have existed as to their exactness, it appeared preferable to let this decision to the chronometers themselves, as this point would be linked with others that we had to meet with between here and Manila, and whose longitude had already been well determined by Messieurs Le Gentil and Dagelet, and that could then be confirmed by our observations.

Auszug aus Antonio Pinedas Reisetagebuch

Antonio Pinedas Geburtsjahr ist umstritten. Manche Quellen geben 1751, andere 1753 an. Er erblickte das Licht der Welt in Guatemala und zog im Alter von 10 Jahren mit seinen Eltern nach Granada, Spanien. Hier trat er in Dienst der Armee und erwarb den Titel Erster Garde-Leutnant. 1779 kämpfte er in Gibraltar. Seine große Leidenschaft für die Naturwissenschaften brachte ihn folglich dazu, im Botanischen Garten von Madrid mitzuwirken. Er lernte auch Chemie, was sich später im Rahmen seiner Forschungen als sehr nützlich erwies.

Als die Malaspinas Expedition die Philippinen erreichte, machte er sich auf den Weg nach Norden an der Küste Luzons entlang. Er starb am 6. Juli 1792 in Badoc, in der Provinz von Ilocos, an einem Schlaganfall.

Folgender Auszug beinhaltet seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen auf den Mariannen Inseln.

(S. 497-521)

Journal as of 14 February and today which is when I leave for Agaña²⁵.

We departed at 4:43.

After our arrival at the port of Utamac, which enjoys the title of town, I dedicated myself to observe whatever presented itself before me in order to fulfil the objective of the commission. The port of Utamac is an open road, facing the Island of Cocos, an island that is joined to the land by a reef, and covered with coconut trees [...]

Es folgt die Beschreibung der Landschaft, ergänzt von Beobachtungen bezüglich der geologischen Eigenschaften:

From what I observed at the foot of the small fort of this port, on the lip of which it has its foundation, and in those places visited on that day, it appears that this type of stone forms the basis upon which is seated the crag of the fort; it is coral rock that was covered later by some soil of a porphyritic texture made up of rocky sand full of sparry material. I suspect that this substance comes from a long decomposition of the very marine plants that were united to it, through the action of acidic air and other causes that degenerate the coral in said soil, the same way that animals do, according to the ideas of the illustrious Buffon²⁶; with the calcareous soil there are also some roots mixed in that which come from decomposed vegetation, in order to form other mixed soils. I hope that analysis will show that a large part of this porphyritic breccia is indeed porphyritic; in fact, it has not yet acquired the hardness that makes it porphyry. The coral full of substances and pores is undergoing some decomposition, mixing, and other alterations. Said rock or crag upon which the fort is built abounds with espatis zeolitas convergens (or espatis talibus, as I have not yet tasted it) made up of oval geodetic spars of from 3 to 4 cm in their larger diameter, like white and chalcedonic agates of cubic polyhedric spars, all in various cracks that cross the rock in various directions. I suspect also that the shells themselves would be at the origin of this phenomenon.

²⁵ Hauptstadt der Insel Guam.

²⁶ Georges-Louis Leclerc, Comte de Buffon (Montbard, 7. September 1707; Paris, 16. April 1788) war ein französischer Naturforscher.

The beaches of this neighbourhood and other beaches of this island are seen to be covered at low tide with various submarine plants, mainly sponges in the form of a tree without leaves, colour purple, texture of pumice, but not so well preserved, with other amorphous with large pores at high tides.

I observed in passing a small white polyp of one inch in length, with filiform arms and worms and others that I will verify.

Some small turquoise-coloured fishes could be seen, like those of Tobago, and various crabs.

[...]

Preparation of arrowroot

While we crossed a stream, we observed people preparing the root called “gaugau”²⁷. It is a tuber of the type and shape of the field potato. It is strange the way they make a very acceptable flour from such a bitter and unpalatable root. They make fritters with it, and other small pastries. The roots are grated with a piece of coral. The gratings are placed in a sort of bag or colander, and there they throw water upon it. They wash it and press it down, and repeat this process many times. Thus they remove a certain stickiness, until it is rendered tasteless, and finally they let it dry; it is reduced into a flour which has many uses that will be mentioned.

This operation is generally carried out in the rivers where there is plenty of water. They place the colander upon four sticks, and a trough underneath it to receive the water and the starchy parts. There remain inside the colander the peel and other rough parts. The flour and the fine parts fall into the trough, and there by gravity they sink to the bottom. They then pour off the excess water from the trough, and as long as they taste some bitterness, they repeat the operation as many times as needed. Generally, three soakings are found to be enough. From this flour they make the dish they call atole and some starchy fritters by adding some sugar and eggs that come out like a pastry. When mixed with grated coconut sport, sugar and honey, it makes some very good doughnuts for us at chocolate time.

I went up a small rise and there I observed that I was located at such a place along the coast that the corvettes bore some more or less to S 30°, by magnetic compass, uncorrected; I always record my sightings this way, for the sake of ease of use. The town of Umatac could not be seen, but according

²⁷ Pfeilwurz

to the direction shown to me by my guide, it bore S 20° E, so that the angular between the two objectives for an angle of some 50°. This observation took place at 28,130 paces from the point of departure.

When we reached 28,130 paces (we always travelled among trees except for some clearings and open areas such as near the above-mentioned stream) the forest became thicker and trees closed in. There are no roads other than narrow trails and paths made by saddle oxen and horses. There is hardly enough room to let such beasts and their riders pass through, in the shade of the most beautiful trees that are known to a man, such as the breadfruit tree (the rima or *Artocarpus altilis*) described by Forster, and the guava tree, or various other trees, like the coconut trees, and also those they call Chinese lemon tress; Mr Tadeo Haenke tells me that Linnaeus²⁸ had catalogued them and later removed them. Another contribution is made to these wild woods by the species *Piper*, *Arum* and other whose species I cannot remember just now, but will find out from the learned botanists who are surveying the island. I can only mention for now those that I can recognize in passing. Another tree that has the appearance of a pine tree, appears to be the *Casuarina* [...]

In den folgenden Seiten setzt Pineda seine botanischen sowie geologischen Beobachtungen detailliert fort. Auch macht er einige ethnographischen Anmerkungen:

The houses of Agaña consists of 8 pillars which in the local language are called „arigues“, from a tree they call „ifil“ of „molave“, to which they give a cylindrical shape. At one yard or 1 ½ yards from the ground, they place the first runners and their crosspieces between the ground and this first floor, when fenced in, is called by them a warehouse, but they keep there their domestic animals, the pigs in some kind of cages, chickens, firewood, and other bulky things.

*They contain only one room that is 2 yards high. Upon the floor they place the uprights to hold the roof, and the keys, or transversal pieces from one runner to the other, to which they give a somewhat curved shape in order to reinforce the whole frame and enable it to resist to numerous earthquakes. They are covered with coconut leaves, or with the leaves of a species of *Cyperus* that is common all over the island. On the top of the roofing they place mats of the same palm, which they*

²⁸ Carl von Linné (vor der Erhebung in den Adelsstand 1756 Carl Nilsson Linnæus; * 23. Mai 1707 in Råshult bei Älmhult; † 10. Januar 1778 in Uppsala) war ein schwedischer Naturforscher.

call „pupung“, and which hold down the thatch, serve as blanket over it, and make the whole roof look charming.

The walls, which as I have said would be about 2 yards in height, are made up of a palm they call „bonga“, whose fruit is chewed by all of these natives, as the Indians chew the betel, and it makes their lips red, and gives a pleasant smell to their breath. They also make their walls of equal strips of bamboo, that form little planks 4 to 5 inches in width. So too are the houses in all of the villages, except for the capital where some houses are more solidly built.

In most of the houses can be found one living room, and 2 bedrooms on each side, or else just one large bedroom where they all sleep. In the living room can be seen hanging on small cords some clothes being aired because they become damp as they are kept inside trunks or other piece of furniture. A table is rarely missing with a large chest and under the table some bench, a few troughs used to collect the flour from the gabgab that I will soon mention. Some large gallipots bound with cords, a few small palm mats, some kettle and other knick-knacks, all hanging in the same living room, and one fireplace that consists of a large crate full of earth, where they cook: such are the furnishings that compose the accessories of this houses.

Their principal food is the „atole“ made with other corn or rice, or the flour of the gabgab which they take in the morning. They boil the corn in hot water, and once fluffy they wash it, grind it, pound it, cook it with water in a cauldron and make a sort of porridge with it. Some people add condiments to it, like a little coconut milk. This makes a rather healthy and nourishing dish, although it lacks in taste.

For the midday meal they use various roots and fruits, either cultivated or wild, according to the seasons, and they normally eat those roasted.

The main season is that of the rima-tree that yields fruit twice a year, and they complement one another; the early ones begins in April and continues to yield fruits until September or October. This tree is the artocarpus, or breadfruit tree. Its fruit has a diameter of from 8 to 9 inches and is spheroidal in shape like melons. When they are ripe they are yellow, the meat inside is rather white and like tow. Its taste is insipid. They roast it and eat it instead of bread with salt or vinegar. Many Spaniards find it agreeable, even with their chocolate drink, and experience has shown this food to be healthy and nourishing. They also preserve dry breadfruit for the winter; for this purpose, they gather the breadfruit when it begins to fall from the tree by itself, they roast it well, cut it into

slices, place these for some time in the sun or in ovens, and they store it; it reduces in volume, but although it's dry it is still food and they use it during the winter after some preparation.

The dugdug is the fruit of a tree similar to the breadfruit, and simply another species of it, but somewhat smaller. It has quite a few small seeds inside. They prepare it and spice it in the same manner, and it is a more solid food.

Nica, which is called "Ubi" in Manila [Yam-Wurzel A.d.V.], is a root of a sort of climbing plant that has the shape of a potato, its meat is white and consistent like it, but it looks more like the cassava. It is very sticky and glutinous. They eat it after boiling it in water, but they also roast it in ovens full of hot stones, covered with earth and stones, until they are perfectly roasted.

Dago [Dioscorea alata A.d.V.] is a root of 2 or more feet in length, oblong, tuberous like a potato. They prepare it also to make their "atole" or porridge by stirring the pulp of this tuber until it's well cooked; it breaks apart and becomes flour and can be easily converted into gruels.

Nica simarrona. The climbing plant that gives this root is sweet, and is prepared the same way as the cultivated Nica.

Dago simarron is a fusiform tuber, composed of about 3 long lobes. Its size is about 1 foot in diameter. It comes from another climbing plant, its flesh is tastier than the preceding root. It's prepared the same way as the previous roots.

The Xicama is a root from a species of climbing plant. It is used in salads, as vegetable for the kettle etc.

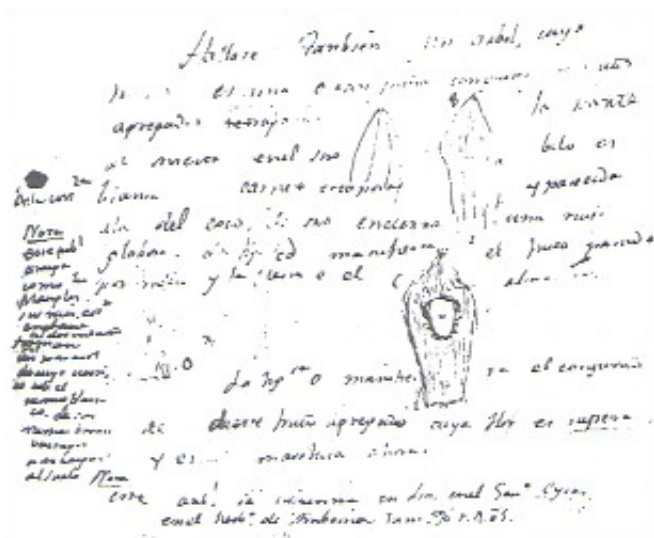
The Piga is a tuber from a species of Arum, with arrow-shaped leaves of the size of the Comuz of Spain, but it looks like Taro. In its upper side, it has a beautiful green rise, or long nerve, and 8 on each side and between them various purple borders. The leaves can grow to be as much as 3 or 4 feet in length, so that a man can use them as umbrellas, if he places one over himself. The underside is of a lighter shade of green and common; the stalks are about twice as long as the leaves, cylindrical next to them where they diminish in size, but fluted toward their base. The root is usually one foot long and the tuber oblong, most of it grows above the ground and appears composed of growth rings; little remains underground. It has various shoots.

They prepare this root by removing the peel with a knife until everything green has been removed. This done, they divide it in small pieces, which they set asides to be roasted like the above-mentioned nica.

This dish is very strong, one small portion of a size of a fist can sustain a man for one whole day's work. They say that it doesn't taste too bad. They also let it wither and, mixed with coconut milk and sugar, they say that it tastes like aged cheese. When it is cleaned, the juice that sticks to the fingers causes a burning sensation.

The Suni is an Arum with a heart-shaped peltate leaf, which is also of a beautiful green on the inside like the Colocasia. The petiole is cylindrical, diminishing in the size toward the point which colour is red. The leaf has 3 petioles, all red and as many as 10 dependents. The leaf can reach 3 to 4 feet height. The root is one foot long inside the earth. They roast it without the need of peeling it first. They also make use of 2 other species of Arums.

The Babba or Bbabbam [Cyrtosperma chamissonis A.d.V.], the sound is not easy to express in writing. This arum has a leaf similar of that of the Piga but the stalk is purple and woody. It grows in marshes. It is prepared like the Piga. Its root is like that of the Piga. Its taste is insipid. A long plant can have as many as 30 roots.



Pinedas handschriftliche Anmerkungen

They also eat annonas, atis, sweet and sour oranges, lemons and guavas. A species of vegetables that looks like the bean is called "camachiles".

In their feasts the Marianos eat Morisqueta, which is rice cooked in water and is the bread of the Philippines, a dish that is insipid but wholesome.

They drink rice that had been well ground with coconut milk, and the whole diluted in coconut water; this they think of as a great delicacy.

Nach der Schilderung einiger Obstsorten, beschreibt Pineda das Aussehen der Bevölkerung:

The origin of the people of Agaña is Chinese. Those in the small villages are mostly native inhabitants. The women go to mass with a handkerchief on their head, a fashion that the Jesuits have introduced, from a supply of merchandise distributed sparingly by the Manila galleon. Many women do not go to mass out of shame for lack of handkerchiefs. The Jesuits incite the leading ladies to give the example.

Among the women of Agaña there are some well-shaped faces, but all have olive-coloured skin. They all dress in the same manner, and the men also [...]

Their shoes consist in a sole shaped like a trapezoid, sized to fit the foot. They tie it with straps, one is like a handle to tie around the ankle and the other is to place the big toe in it. The straps are coarse, and they make a very solid double knot.

Folglich beschreibt der Autor die Landschaft und ergänzt seine Schilderungen mit einer genauen Aufzählung der Zuchttiere.

Taddhäus Haenkes Beitrag

Haenke wurde 1761 in Prag, das damals dem deutschsprachigen böhmischen Raum angehörte, geboren (manche Quelle geben den 5. Oktober, andere den 6. Dezember als Geburtsdatum an). Er studierte Mathematik und Astronomie in seiner Geburtsstadt, wo er auch den Dokortitel erlangte; fünfundzwanzigjährig zog er nach Wien, um hier Medizin und Botanik zu studieren. Aufgrund seiner vielseitigen Begabungen (unter anderem auch im Kunstbereich, wie Musik und Zeichnen), empfahlen ihn bedeutende Forscher wie Nikolaus Joseph von Jacquin und Ignaz von Born der spanischen Regierung als wissenschaftlichen Begleiter für die Malaspina-Expedition. In Cadiz hätte er an Bord gehen sollen, doch verpasste er das Schiff um einige Stunden, woraufhin er nach Montevideo fuhr, um sich dort der Mannschaft anzuschließen. Am 23. November 1789 erreichte er fast die südamerikanische Küste, doch kurz davor wurde er schiffsbrüchig, was ihn dazu zwang, mit wenigen Habseligkeiten unter dem Arm ans Land zu schwimmen.

Im Rahmen der Weltumsegelung sammelte er mehrere tausend Pflanzen, Insekten und präparierte Tiere, die er nach Madrid sandte. Er katalogisierte die Sprachen der Einheimischen und machte dabei Studien zur Völkerkunde und Ethnolinguistik,

untersuchte im Pazifikraum Vulkane und Thermalquellen, die ihn medizinisch besonders interessierten, in Peru Silberbergwerke (Potosí), in Ecuador Flüsse und deren Verläufe. Ein Großteil des von ihm gesammelten Materials ging unterwegs leider verloren. Er starb unter ungeklärten Umständen während der Unabhängigkeitskämpfe in Cochabamba am 14. November 1816. Wegen der Intrigen gegen Malaspina, geriet sein Name bald in Vergessenheit²⁹.



Grassorten, die von Haenke in Guam gesammelt wurden

²⁹ Quellen: https://de.wikipedia.org/wiki/Thadd%C3%A4us_Haenke;
http://www.biographi.ca/en/bio/haenke_tadeo_5E.html

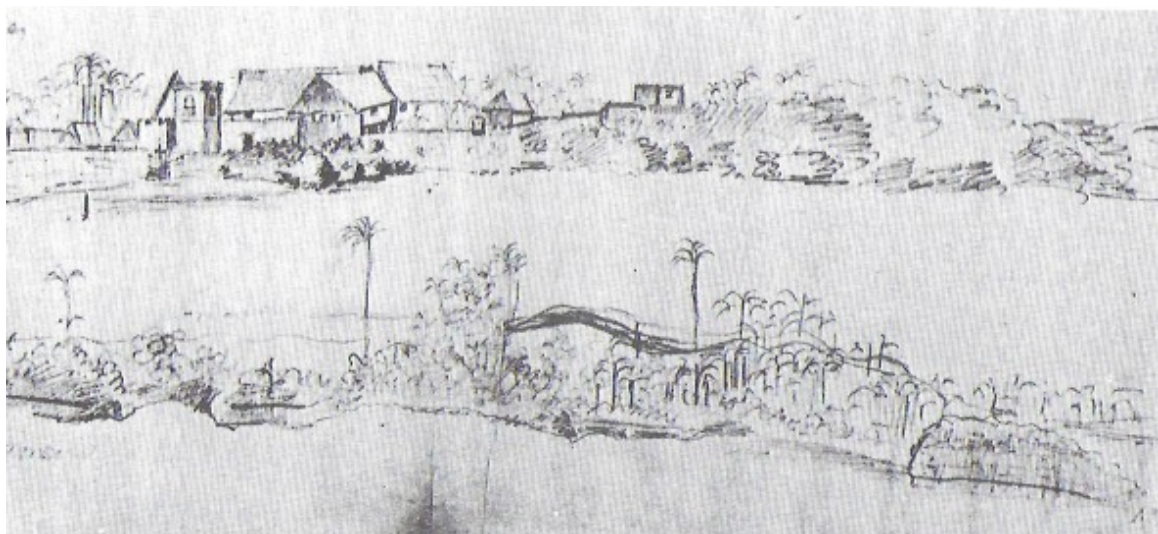
Felipe Bauzás Beitrag

Felipe Bauzá y Cañas wurde am 17. Februar in Palma de Mallorca geboren. Er studierte an der Nautischen Akademie in Cartagena, wo er sich als Seepilot qualifizierte. Bereits während des Studiums stellte sich sein großes Talent als Zeichner heraus. 1785 begann er seine Ausbildung als Hydrograph, und mit einem Team kartographierte er Spaniens Küste. Währenddessen wurde er ausgewählt, um an der Malaspina-Expedition teilzunehmen und erhielt bald die Beförderung zu zweitem Leutnant. In Acapulco erkrankte er an Fieber, und als die Schiffe in See stachen, litt er immer noch darunter.

Seine Hauptaufgabe während der gesamten Forschungsreise bestand in der Kartographierung, und als die Expedition zurück nach Spanien kehrte, war er bereits erster Leutnant.

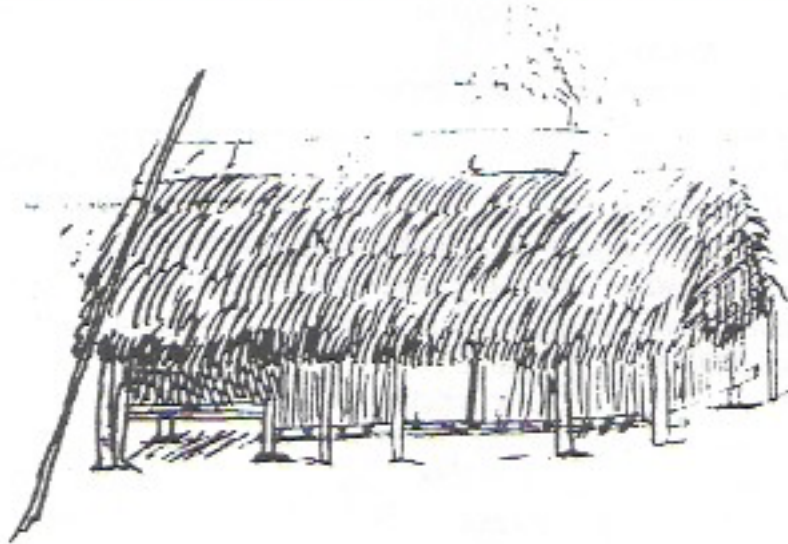
1767 begann er, im Hydrographischen Büro in Madrid (dem heutigen Schiffsmuseum), dessen Direktor er 1815 wurde, zu arbeiten. 1815 wurde er wegen seiner liberalen Einstellungen [vergleiche Absatz zu Malaspinas Biographie] von Ferdinand VII zum Tode verurteilt, woraufhin er nach London floh. Hier starb er im Jahr 1834 an einer Hirnblutung.

In seinen Reisetagebüchern beschreibt er vorwiegend die Eigenschaften der Küsten und der Meeresgründe; dabei trug er wesentlich dazu bei, die erforschten Gegenden exakt zu kartographieren. Seine Aufzeichnungen ergänzen gelungene Skizzen von Menschen und Landschaften.³⁰



Dorf auf Umatac (Bauzá)

³⁰ Quelle: <https://www.daao.org.au/bio/felipe-bauza/biography/>



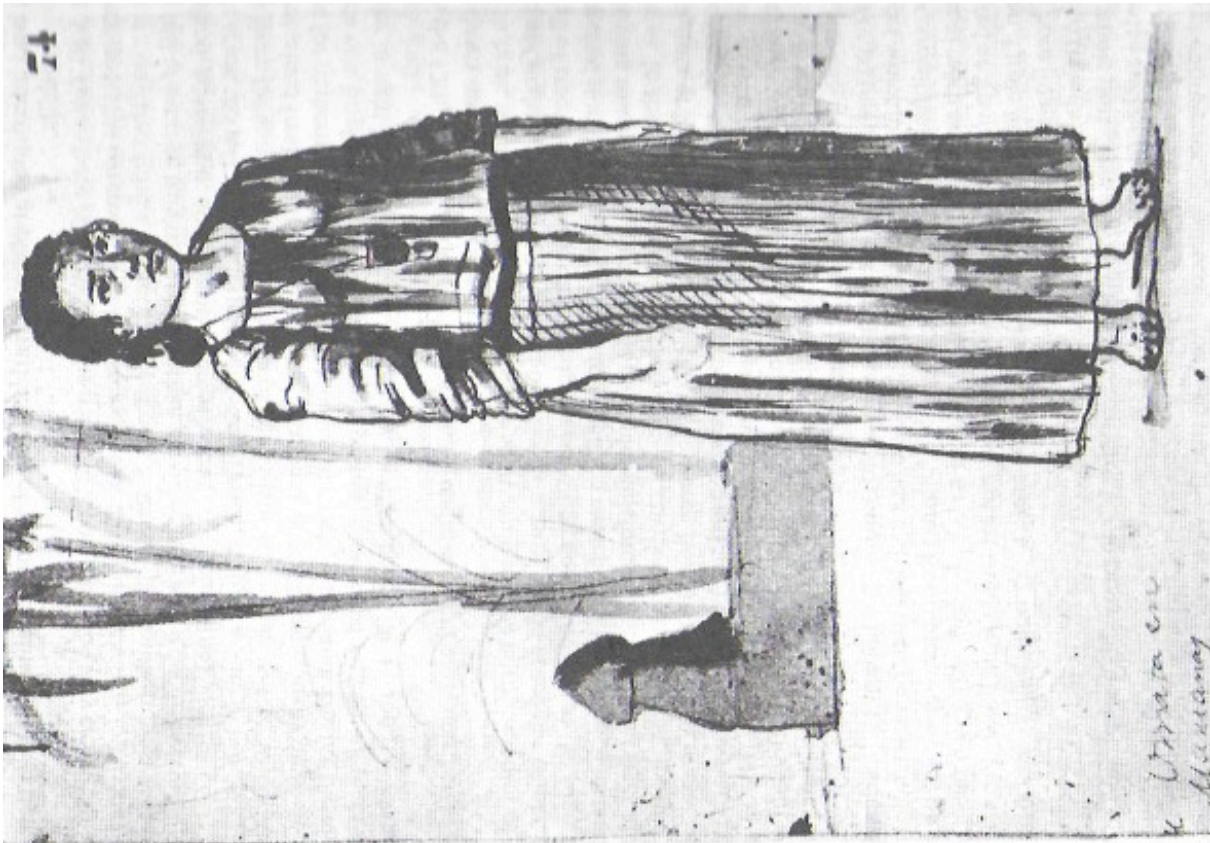
Tropische Hütte (Bauzá)



Paar aus Umatác (Bauzá)



Mann aus Umatc



Frau aus Umatc

Der künstlerische Beitrag von Giovanni Ravenet und Fernando Brambilla

An der Expedition nahmen ursprünglich die zwei Maler José del Pozo und José Guío teil, doch erster verließ sie bereits in Peru, während zweiter dermaßen erkrankte, dass er nicht mehr in der Lage war, weiter zu reisen. In Acapulco schrieb Malaspina seine Freunde in Spanien an und bekam bald Ersatz. Beide Künstler blieben am Bord bis Ende der Forschungsreise.

Giovanni Ravenet

Ravenet (1766, Sala Baganza – 1821, Madrid) genoss seine Ausbildung in Parma. Sein Vater war Graveur und stammte aus Frankreich. Einer seiner Lehrer war Luis Claver, ein Maler, der der Akademie von San Fernando angehörte. Von ihm lernte er die Kunst des Porträtierens.

1809 bewarb er sich als Ingenieur bei der Marine, wurde allerdings nicht aufgenommen. Er blieb sein Leben lang unbekannt.



Mann aus Guam



HOMBRE DE LA YSLA DE GVHAM.



Mann aus den Karolinen Inseln



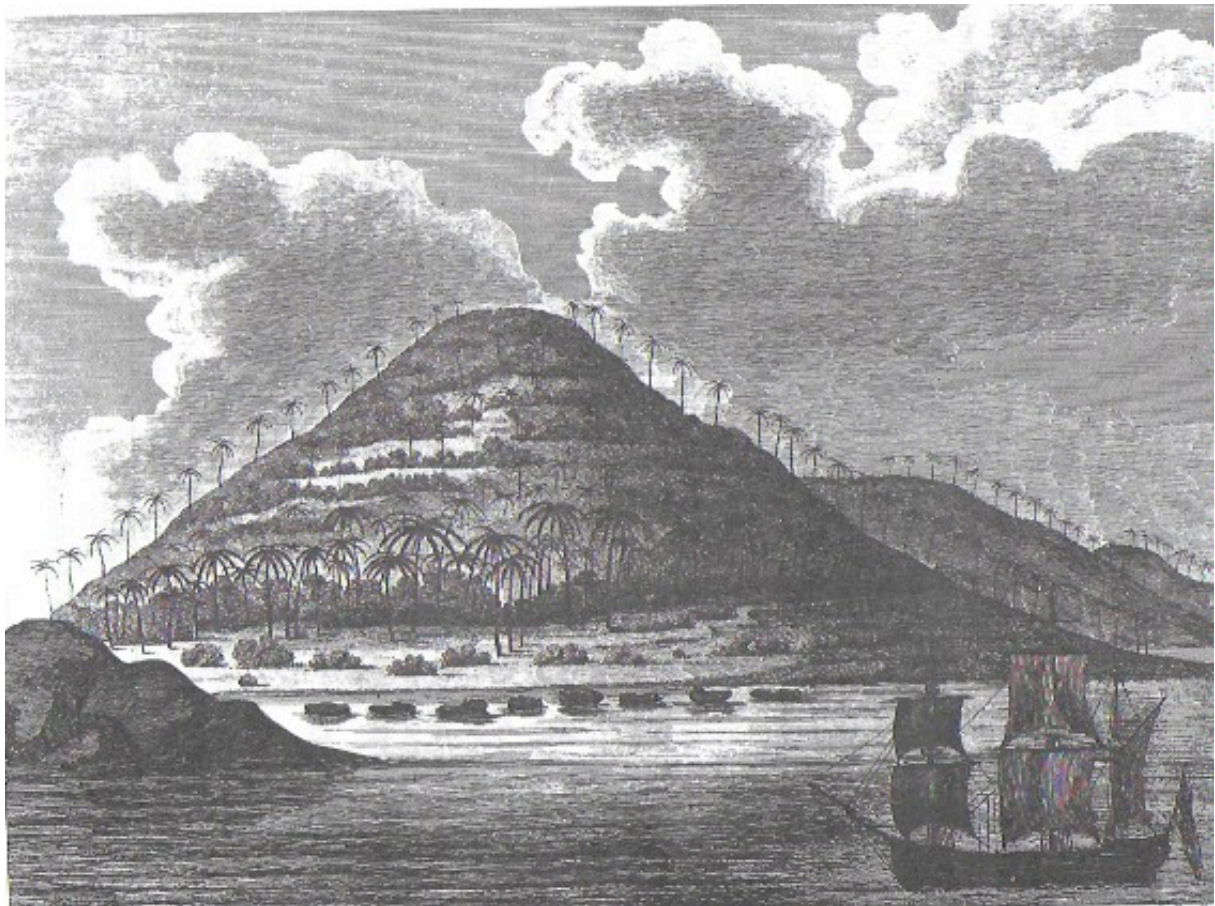
HOMBRE DE LAS ISLAS CAROLINAS.



MVGER DE LA ISLA DE GVHAM.

Fernando Brambilla

Brambilla (12. Juli 1763, Cassano d'Adda – 23. Januar 1834, Madrid) war Maler und Graveur. Er verbrachte den größten Teil seines Lebens in Spanien, wo er für das königliche Gericht arbeitete. Sein künstlerisches Studium absolvierte er an der renommierten Akademie von Brera in Mailand. Als er 1790 als Bühnenbildner für La Scala arbeitete, wurde er von Francesco Melzi d'Eril³¹ gefragt, an der Malaspina-Expedition teilzunehmen. Im April 1791 ging er in Acapulco an Bord der Corvette Atrevida. Er stellte hauptsächlich Landschaften dar. Am Ende der Weltumsegelung beschloss er, in Spanien zu bleiben; 1799 ernannte ihn Karl VII zu „Maler, Architekten und Dekorateur des königlichen Hofes“.³²



Der südliche Teil von Saipan Island

³¹ Italienischer Politiker und Schriftsteller (*März 1753, Mailand - 16. Januar 1816, Bellagio).

³² https://en.wikipedia.org/wiki/Fernando_Brambilla



Blick auf den Hafen von Utamac, Guam

DER EINSAME FORSCHER - ODOARDO BECCARI

Entdeckungsgeschichte Neuguineas

Folgende kurze Zusammenfassung der Entdeckungsgeschichte in Papua Neu Guinea dient dazu, einen Einblick in dessen Koloniallage zu Odoardo Beccaris Aufenthalt zu ermöglichen.

Der Portugiese Jorge de Meneses entdeckte als erster Europäer 1526 diese Weltgegend und taufte sie „Ilha dos Papoia“ (Insel der Krausköpfe). Genau zwanzig Jahre später, 1546, wurde das Land vom spanischen Seefahrer Inigo Ortiz de Retez für die spanische Regierung in Besitz genommen; er gab ihm den Namen „Nueva Guinea“. Einige Entdecker, darunter Abel Tasman und Louise Antoine de Bougainville, untersuchten deren Küsten, das Landesinnere blieb jedoch lange Zeit unerforscht. Erst im Jahr 1606 bestätigte der berühmte spanische Seefahrer Luis Vaez de Torres, dass es sich bei diesem Land um eine Insel handelte. In manchen Karten schien sie jedoch noch bis ins 18. Jahrhundert eine Einheit mit Australien zu bilden.

Die zweitgrößte Insel der Welt nach Grönland wurde umrissen während der Reisen vom französischen Seefahrer Louis Antoine de Bougainville (1768), vom französischen Entdecker Joseph Bruny d'Entrecasteaux (1793), vom niederländischen Seefahrer Jan Carstensen (1632), vom französischen Offizier Louis Isidore Duperrey (1823), vom französischen Geographen Dumont d'Urville (1827 und 1838), vom Vizeadmiral Sir Henry Blackwood (1854), vom italienischen Entdecker Carlo Vidua (1829-30), vom britischen Kapitän Owen Stanley (1846-50), vom britischen Naturforscher Alfred Russel Wallace (1858) und vom Italiener Emilio Cerruti (1861, 1856, 1866, 1869-70) [vgl. De Magistris, L.F. 1919:7].

Bemühungen seitens der niederländischen Ostindischen Handelskompanie, die Rohstoffe der Insel in Besitz zu nehmen, blieben fruchtlos. Der berühmte Seefahrer James Cook landete circa hundert Jahre später an der Ostküste und 1770 nahm er die Insel für die britische Krone in Besitz. Britische Siedler begannen, Kakao sowie Kaffee anzubauen.

Der westliche Teil wurde 1828 erneut von den Niederländern in Anspruch genommen, während fünfzig Jahre später die Deutschen im Osten die „Deutsche Neuguinea Gesellschaft“ gründeten, die somit mit der britischen Kolonialmacht konkurrierte; auch

nahmen sie den nordöstlichen Teil Neuguineas in Besitz und taufte ihn „Kaiser-Wilhelm-Land“. 1884 einigte man sich auf eine Aufteilung des Ostteils zwischen Deutschland (Nordosten) und Großbritannien (Südosten).

1887 erklärten die Briten den südöstlichen Teil Neuguineas offiziell zu „Britisch New Guinea“; dieses Gebiet wurde 1906 unter australische Verwaltung gestellt und in „Territory of Papua“ umbenannt. Der von den Deutschen in Anspruch genommen nördliche Teil wurde nach Ende des ersten Weltkriegs von australischen Truppen besetzt und ebenfalls unter australische Verwaltung gestellt.³³

Bis zu jenem Zeitpunkt wagten sich die Briten und die Australier viel weiter ins Hinterland vor, als es die Deutschen getan hatten. Dem britischen Administrator Sir William Gregor gelang es 1888, den Fly River persönlich zu erkunden; somit kam er 30 km weiter flussaufwärts, als es 12 Jahre davor Luigi D’Albertis, auf dessen Entdeckungsreise später eingegangen wird, gelungen war. Die Entdecker, die zur Erkundung Neu Guineas beitrugen, waren gleichzeitig auch Patrol Officers und setzten die Erhebungen fort, die im ehemals deutschen Teil von deutschen Forschern begonnen worden waren. Diese Expeditionen waren sehr anstrengend und führten, wenn nicht zum Tod, häufig zu lebenslangen gesundheitlichen Schäden [vgl. Mückler, H. 2012:134-135]. Seit 1975 ist der Osten der Insel Teil des unabhängigen Staates Papua-Neuguinea.

Als Odoardi Beccari 1871 das erste Mal nach Neuguinea aufbrach, war dieses Land also überwiegend unbekannt.

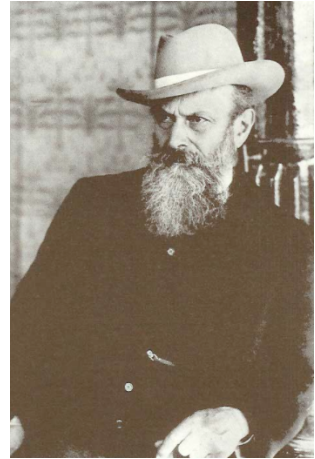
³³ Quelle http://www.laender-lexikon.de/Papua-Neuguinea_Geschichte

Biographie

Jugend und Ausbildung

Zu den Italienern, die zur Erforschung Neuguineas beitrugen, gehört der Florentiner Odoardo Beccari.

Geboren am 16. November 1843, verlor er bereits als Kind beide Eltern und wurde von seinem Onkel mütterlicherseits erzogen, dem Ingenieur Minuccio Minucci, in der toskanischen Stadt Lucca. Hier ging er auch in die Schule, und kaum dreizehnjährig begann er unter der Leitung seiner Lehrer, des Abtes Ignazio Mezzetti und Cesare Bicchi, sich für Botanik zu interessieren.



Einige jener von ihm gesammelten Exemplare befinden sich immer noch im Macchiavelli Gymnasium von Lucca. Noch nicht achtzehnjährig, publizierte Beccari in Form von an seinen Lehrer Ignazio Mezzetti adressiertem Brief seine ersten botanischen Beobachtungen über eine Exkursion am Bientina See. In diesem Bericht protokollierte er den Fund seltener Pflanzen, typisch für diese feuchte Region.

Er inskribierte an der Fakultät für Naturwissenschaften der Universität von Pisa und während seiner Studienzeit begann er, sich mit Cryptogamae³⁴ auseinanderzusetzen. Unter anderem war er ein begnadeter Zeichner und als solcher pflegte er später die Gewohnheit, seine Aufzeichnungen mit eigens angefertigten Abbildungen zu ergänzen.

1862 publizierte er seine erste Arbeit, *Illustrazione dell'Arnoldia cyathodes Massal*, in der er die Struktur jener Organismen darstellt. Obwohl er, dank seiner tiefen Fachkenntnisse, bereits vorm Hochschulabschluss als Lehrstuhlassistent nominiert wurde, musste er wegen Missverständnisse mit seinem berühmten Professor Pietro Savi plötzlich zur Universität von Bologna wechseln. Obwohl ihn dieser darum bat, zurück nach Pisa zu kehren, erwarb er 1864 seinen akademischen Titel in Bologna. In dieser Stadt lernte er den Marquis Giacomo Doria kennen; infolge ihrer Freundschaft, entdeckte er seine Leidenschaft fürs Reisen und wurde zu überzeugtem Vertreter der italienischen maritimen Expansion außerhalb des Mittelmeers.

³⁴ Als Kryptogame (griech. kryptos verborgen, heimlich; gamein heiraten). Geheim-, oder Verborgenblüher bezeichnete man ursprünglich eine Pflanze, deren sexuelle Vermehrung ohne Blüte (also unauffällig) stattfindet.

Borneo - Eritrea

Die erste Reise nach Borneo (1865-1868) fand auf Dorias Ansporn statt; es handelte sich dabei um ein Privatunternehmen ohne offizielle Unterstützung. Um seine wissenschaftliche Vorbereitung zu optimieren, fuhr Beccari davor nach London; hier suchte er die Sammlungen des British Museums sowie den Kew Botanic Garden auf, wo er Flora und Fauna des indischen Archipels untersuchte. Während seines Aufenthalts lernte er den Raja von Sarawak kennen, Sir James Brooke, vom dem er Empfehlungsscheiben für dessen Neffen erhielt, welcher in dessen Anwesenheit das Land regierte.

Am 4. April 1865 schiffte er sich in Southampton ein und landete in Kutching, Hauptstadt des Sultanats von Sarawak, zusammen mit Doria und mit seinem Bruder Giovanni Battista. Am 21. März 1866 musste Doria aus gesundheitlichen Gründen nach Italien zurück, also setzte Beccari seine wissenschaftliche Reise alleine fort. Während seines Aufenthalts erforschte er mit Eifer und Leidenschaft die Region um Kutching, er baute sich sogar eine Hütte auf dem Berg Mattang, in der er über ein Jahr lang in kompletter Isolation lebte. Diese Zeit bezeichnete er im Nachhinein als „die schönste seines Lebens“. Erst zwei Jahre danach, Ende Jänner 1868, zwangen ihn das Fieber und die Elephantiasis dazu, in die Heimat zurückzukehren.

Aus diesem Aufenthalt brachte er nicht nur botanische, sondern auch zoologische und ethnographische Exemplare mit, zudem äußerst akkurate topographische Ermessungen. Mal nach Florenz zurückgekehrt, widmete er sich der Sortierung sowie dem Studium des mitgebrachten Materials. 1869 publizierte er auf seine Kosten die Zeitschrift *Nuovo giornale botanico* (Neue botanische Zeitschrift).

Sein Aufenthalt in Italien sollte von kurzer Dauer sein, denn im Februar 1870 stach er erneut in See, um zusammen mit Orazio Antinori an einer Expedition teilzunehmen, die von der Società geografica italiana und von der Società di navigazione Rubattino (Rubattinos Segelgesellschaft) organisiert wurde, diesmal mit dem Zweck, Ländereien in der Bucht von Assab (Eritrea) zu erwerben sowie die Stadt Cheren aufzusuchen, die zu jener Zeit eine vom Pater Giacinto Stella gegründete italienische landwirtschaftliche Kolonie war. Während seines Aufenthalts in Eritrea sammelte Beccari zahlreiche botanische und zoologische Exemplare.

Erste Expedition nach Neuguinea

Am 24. November 1871 brach Beccari erneut auf Richtung Papua Neuguinea, diesmal in Begleitung von Luigi Maria D'Albertis; er erreichte die Insel Anfang Dezember des darauffolgenden Jahres nach Zwischenstationen in Java, Surabaya, Makassar und auf den östlichen Küsten von Flores und Timor. Obwohl sie keine politischen Ziele anstrebten, unterstellten ihnen die holländischen Autoritäten hintergründige Absichten, möglicherweise weil ihnen Emilio Cerruti, der auf der Suche nach geeigneten Gebieten zwecks Kolonialisierung war, vorausgegangen war: »Dem Anschein nach war unsere geplante Reise nach Papua Neuguinea, der man politische und kolonialen Zwecke unterstellte, bereits bekannt in den Regierungskreisen«. [Beccari, O., 1942:18]. Sie legten eine Zwischenetappe auf Java, wo Beccari einige Recherchen im botanischen Garten Buitenzorg (dem heutigen Bogor) durchführte. Dabei freundete er sich mit dem Direktor an, Rudolph Scheffer, der ihm wiederum ermöglichte, zwei interessante Exkursionen zum Berggarten von Tjibodas und auf den Bergen Megamendong und Pangherango zu unternehmen.



Forschungsstation auf Sorong

Folglich besuchten Beccari und D'Albertis Flores, Timor und Banda, um schließlich am 7. März 1872 Ambon in den Molukken zu erreichen; hier genossen sie die Gastfreundschaft des Kapitäns P.F. Kraal und von dessen Frau, der Italienerin Amalia Malan. Nach einem kurzen Ausflug auf

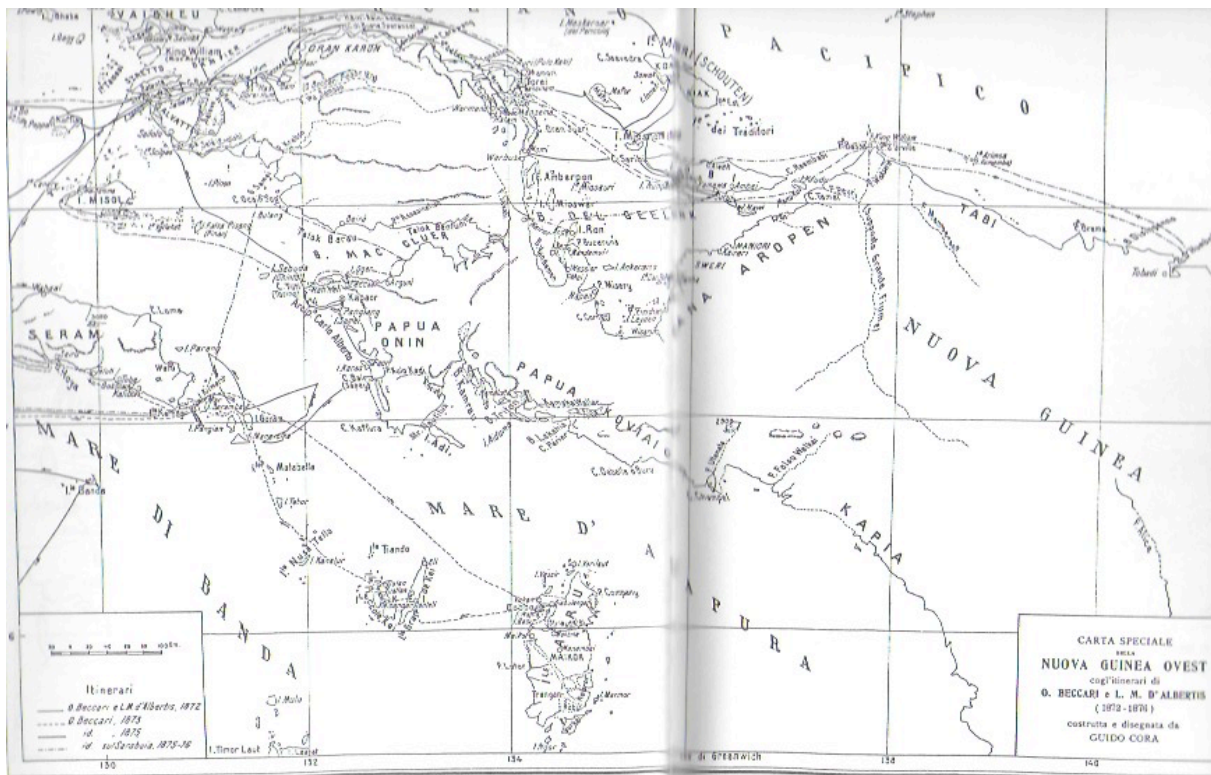
den Inseln Beru und Wahaai im Norden von Ceram, kehrten sie nach Ambon zurück, wo sie ihre Expedition nach Neuguinea organisierten und einen kleinen Schoner mieteten. Die beiden verließen Ambon Richtung Papua Neuguinea am 21. März 1872, und nachdem sie die Inseln Ghesser und Goram berührt hatten, erreichten sie Kapaor auf der westlichen Küste der Insel. Dort verbrachten sie ein paar Tage, um am 30. April das Inselchen Sorong zu erreichen, auf der sie ihre erste wissenschaftliche Station errichteten. Sie begannen, die Küsten sowie die benachbarten Inseln methodisch zu erforschen und Material zu sammeln; Beccari ging auch den Fluss Ramoi entlang.

Am 15. Juli brachen sie erneut am Bord eines dürftigen Boots Richtung Dorei auf, zusammen mit elf Papuas in der Funktion von Matrosen und Sammlern. Nach einer langen und abenteuerlichen Überfahrt gelang es ihnen, ihr Ziel zu erreichen, und zu einem späteren Zeitpunkt, und zwar am 7. August, Andai. Hier errichteten sie ihre Unterkunft und Hauptquartier für die Erforschung der Region in einer großen papuanischen Hütte auf Stelzen an der Mündung des Flusses Andai, mitten im Regenwald. Bald trennten sich die Forscher: Während D'Albertis zu einer Expedition auf den Arfak Bergen aufbrach, setzte Beccari seine Sammlungen fort. Am 28. September zog er ebenfalls in die Berge; er legte einen Zwischenhalt in Putat an mit der Absicht, höher gelegene Areale zu erforschen, doch am 9. Oktober erhielt er die Nachricht, dass sein Gefährte ernsthaft erkrankt und seine Rückkehr nach Ambon daher unerlässlich war. Aufgrund der Schwierigkeiten, einen Transport zu finden, wurde dies erst am 2. November möglich. In Ambon fanden sie zu ihrer Überraschung die italienische Korvette Vettor Pisani vor, auf die sich D'Albertis einschiffte, während sein Kamerad zurückblieb. Somit beendete Beccari seine erste Expedition in Neuguinea; trotz Widrigkeiten hatte er an die 700 Exemplare botanischer, zoologischer und ethnographischer Natur gesammelt.

Indonesien

Nun allein in Malaysia, hielt sich Beccari zwei Monate in Ambon auf, um seine Sammlung einzupacken und sich zu erholen; dabei genoss er erneut die Gastfreundschaft des Ehepaars Kraal. Der Wunsch, seine Forschung fortzusetzen, bewegte ihn dazu, bald eine neue Expedition zu unternehmen, diesmal auf den Inseln Karu und Kei in Indonesien. Dank der großzügigen Beihilfe seitens der Società Geografica Italiana und der Gemeinde Genua konnte er dieses Vorhaben in die Tat umsetzen.

Er verbrachte mehrere Monate jeweils auf Aru, Kei, Celebes, Java und den Molukken; dabei kartographierte er die Areale und erweiterte seine wissenschaftliche Sammlung. Am 11. November, also nach über einem Jahr, kam er in Ternate in Indonesien an, um nach circa einem Monat erneut nach Ambon zurückzukehren. Von hier aus organisierte er seine Rückkehr nach Papua Neuguinea, die auch diesmal von den Genuesischen Behörden finanziert wurde.



Beccari und D'Albertis Forschungsitinerar in Neuguinea

Zweite Expedition nach Neuguinea

Am 22. Januar 1875 schiffte sich Beccari auf den Schoner Deli in Ambon ein und am 1. Februar erreichte er die Insel Sorong im westlichen Neuguinea. Er benutzte den Schoner als Hauptquartier und unternahm Exkursionen nach Ramoi, Dorei, dem Berg Morait und dem großen Fluss Wa Samson, der noch auf keine Karte gesetzt worden war.

Am 5. März verließ er Sorong und nach einem kurzen Aufenthalt auf der Insel Waigheu auf der Suche nach Paradiesvögeln und Kasuaren, fuhr er weiter erst nach Dorei, folglich nach Warbusi und Momi auf der westlichen Seite der Geelvink Bucht, mit dem Ziel, sich weitere Kasuare-Exemplare zu verschaffen.

Immer noch am Bord des Delis, erforschte er einige Wochen lang die Inseln in der Bucht. Am 2. Juni kehrte er nach Dorei zurück, wo er zu seiner Überraschung die Vettor Pisani vorfand, am Bord dessen er wärmstens empfangen wurde. Trotz der Feindseligkeit seitens der Einheimischen, die seine Pläne immer wieder verhindert hatten, war es ihm gelungen, interessante topographische Erhebungen durchzuführen sowie zahlreiches zoologisches und anthropologisches Material zu sammeln – darunter 200 papuanische Schädel, die er von den Kopfbägern auf Korido bekommen hatte. Er widmete sich einige Tage lang der

Katalogisierung seiner Mitbringsel und am 16. Juni verließ er Dorei Richtung Andai. Hier erforschte er die Arfak Berge und errichtete seine Station auf 1500 m Höhe. Geplant hatte er einen 2-monatigen Aufenthalt, doch musste er seine Expedition bereits am 12. Juli abbrechen, weil das Beri-Beri die Schiffsmannschaft befallen hatte. Es blieb ihm nichts anders übrig, als nach Ternate zurückzukehren. Hier verbachte er drei Monate, während derer er seine Sammlung in Ordnung brachte. Trotz allem war es ihm gelungen, an die 2.000 Vogelexemplare zu sammeln; auch hatte er mehrere ethnologische Objekte mitgebracht. Seine Beobachtungen sind reichlich dargestellt im Buch *Nuova Zelanda, Celebes e Molucche*, herausgegeben post mortem von seinem Sohn Nello. Besonders interessant sind seine Theorien zum Ursprung der Papua sowie seine Aufzeichnungen zu manchen Vogelspezies.

Dritte Expedition nach Neuguinea

Sobald er erfuhr, dass die niederländische Regierung eine Expedition zwecks Tiefenmessung organisierte, stellte Beccari den Antrag, daran teilzunehmen. Die Reise fand zwischen dem 11. November 1875 und dem 29. Januar 1876 statt und befolgte folgendes Itinerar: Ternate, Sarawak, Dorei, Vandamen Bucht, Ron Insel, Krudu Insel, Humboldt Bucht, Doubtful Bay, Arimoa Insel, Jobi Insel, Waigheu, Misol, Golf von MacCluer, Gouns Bucht, Ghesser und Ambon; wegen des Beri-Beris am Bord des Schiffes, musste die Forschungsreise erneut abgebrochen werden. Aufgrund der Schwierigkeiten, ans Land zu gehen, kam Beccari nicht zu den erhofften Ergebnissen; allerdings machte er zahlreiche ethnologische sowie topographische Aufzeichnungen.

Mal in Ambon angekommen, fuhr er nach Ternate, wo er sich einen Monat aufhielt, um seine Sammlung aufzuräumen. Von hier schiffte er sich am 12. März nach Java, die erste Etappe seiner Rückreise nach Italien.

Aufbruch nach Australien

Im Juni 1876 kehrte er nach vierjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück. An der Seite von Cerruti und des Veters von Luigi Maria D'Albertis, Enrico, befürwortete er die Sinnhaftigkeit einer italienischen Niederlassung in Neuguinea.

1877 unternahm er, diesmal mit Enrico D'Albertis, eine Reise nach Borneo und Australien.

Am 14. Oktober 1877 segelten sie von Genua los. Mal in Bombay angekommen, fuhren sie nach Lahore, Delhi, Lucknow, Vārānasi und Kalkutta. Von hier fuhren sie weiter nach Singapur und dann nach Kutching, wo Beccari von seinen alten Freunden feierlich empfangen wurde, schließlich nach Sydney und, auf dem Landweg, nach Melbourne. Hier suchte Beccari die jeweiligen botanischen Gärten auf und freundete sich mit deren Direktoren an, insbesondere mit dem Baron Ferdinand von Müller, mit dem er in der Zeit danach in Verbindung blieb.

Folglich machten sich die beiden erneut auf den Weg nach Singapur und hier trennten sich ihre Wege: Während E. D'Albertis seine Reise um die Welt fortsetzte, erreichte Beccari Java und legte einen längeren Halt in Sumatra an, wo er die Gelegenheit hatte, äußerst interessante botanische Entdeckungen zu machen. In Malaysia erforschte er Areale, die sowohl aus botanischer als auch als anthropologischer Sicht unbekannt waren, und sammelte ungeheuer viele Exemplare, welche dann im Naturhistorischen Museum in Florenz und im Museum der Stadt Genua ausgestellt wurden. Giacomo Doria, der letzteres gegründet hatte, finanzierte einen Teil der Forschungsreise.

Rückkehr in die Heimat und Intrigen

Am 28. Dezember 1878 kehrte er nach Florenz zurück und übernahm die Leitung vom Botanischen Garten des Museums für Physik, doch aufgrund seines mittlerweile internationalen Rufs erweckte er den Neid einiger Kollegen, was ihm schließlich schmerzhaft Erfahrungen bescherte.

Das Museum für Physik und Naturwissenschaften wurde 1775 vom Erzherzog der Toskana, Pietro Leopoldo die Lorena, gegründet, hatte seinen Stand in San Marco am gegenüberliegenden Ufer des Flusses Arno und war vollständig autonom; nach einiger Zeit wurde es dem Institut für Höhere Studien angegliedert. 1872 unterzeichneten die italienische Regierung und die Stadt Florenz ein Abkommen für die Erweiterung des Instituts, infolgedessen beschlossen wurde, die Museumsabteilungen im Bezirk San Marco zu siedeln – miteingenommen das botanische Department sowie den botanischen Garten. Logischerweise überlegte Beccari, seine eigene Sammlung dorthin zu verlagern, was jedoch aufgrund seiner finanziellen Situation nicht möglich war. Andererseits hatte ihm die holländische Regierung während eines seiner Aufenthalte in Java eine beträchtliche Geldsumme sowie die Stelle des Leiters im botanischen Garten Buitenzorg als Bezahlung

für seine Sammlungen angeboten. Noch vor seiner Abreise nach Australien hatte Beccari Verhandlungen für den Verkauf seiner botanischen Sammlung ans Museum eingeleitet, doch ehe er aufbrach, starb dessen Direktor, Filippo Parlatore, und die Stelle blieb eine Zeitlang unbesetzt. Noch während seiner Expedition wurde Beccari als Nachfolger ernannt, und erst nach seiner Rückkehr aus Sumatra, Ende 1878, konnte er seine neue Funktion beziehen. Als neuer Direktor nahm er sich vor, aus dem Florentiner Herbarium das Größte europaweit zu machen und zählte auf finanzielle Unterstützung seitens des Instituts für Höhere Studien. Sobald er sich mit der Umsiedlung auseinandersetzte, erfuhr er, dass die alten Ställe des Erzherzogs als Räumlichkeiten vorgesehen waren; aufgrund ihrer Feuchtigkeit und des Salpeter-Gehalts waren diese jedoch denkbar ungeeignet, daher sprach sich Beccari sehr bald vehement gegen den Umzug. Diese Einstellung verursachte eine Kluft zwischen ihm und der Administration des Instituts, doch der Grund seines Rücktritts sollte ein anderer sein: Als Beccari aus seiner letzten Reise zurückkehrte und die Leitung des botanischen Gartens übernahm, musste ein Vertrag für die Überlassung seiner malaiischen Sammlungen ans Museum unterzeichnet werden. Bei der Gelegenheit erfuhr er, dass die dafür vorgesehenen Geldmittel aus dem sogenannten „Webb-Vermächtnis“³⁵ entstammten, wodurch dem Museum sämtliche Einkünfte entzogen worden wären. Beccari lehnte sich gegen dieses Vorhaben auf und tat, was er konnte, damit es nicht zustande kam, doch blieb die Administration unbeugsam. Bald begriff er, dass dieses Manöver ausgedacht wurde, um seinen Rücktritt zu erzwingen, woraufhin er diese am 26. Juli 1879 ankündigte.

Eritrea – Rückkehr nach Italien

Am 22. Oktober 1879 wurde er zusammen mit G. Sapeto und R. Rubattino plötzlich nach Rom einberufen; hier erhielt er vom Aufsichtsratsvorsitzenden und Außenminister Benedetto Cairoli sowie vom Kriegsminister Cesare Bonelli den Auftrag, den Erwerb von Assab in Eritrea geltend zu machen. Mitte November machte er sich auf die Reise zusammen mit dem Befehlshaber Carlo de Amegaza - Kenner des Roten Meeres -, Sapeto und Doria. Es handelte sich dabei um seine letzte Expedition. Am 29. Jänner 1889

³⁵ Philip Barker Webb (10. Juli 1793, Milford, Surrey - 31. August 1854, Paris) war ein englischer Botaniker und stammte aus einer wohlhabenden aristokratischen Familie. Er hinterließ seine unschätzbare Bibliothek und Herbarium dem Museum von Florenz zusammen mit einem jährlichen Einkommen (erworben durch den Verkauf eines Palais in Paris) für dessen Erhaltung und Erweiterung. Quelle: <http://portal.cybertaxonomy.org/flora-malesiana/node/235>

kehrten sie nach Italien zurück. Der Bericht über diese Reise wurde im *Bollettino della Società geografica italiana* von Carlo de Amezaga veröffentlicht.

1882 heiratete er Nella Goretti De Flaminj, mit der er vier Kinder hatte. In der Zeit, in der er nicht forschte, widmete er sich völlig dem Familienbetrieb in Radda in Chianti und seiner Aktivität als Weinbauer; als solcher produzierte er einen ausgezeichneten Chianti Gallo Nero.

In den darauffolgenden Jahren und bis zum Tod widmete sich Beccari seiner Lieblingsstudien und stellte das ausgiebige Material dar, das er während seiner Reisen gesammelt hatte. Im anthropologischen Museum von Florenz wurden die von ihm gesammelten Utensilien, Waffen und Gegenstände ausgestellt, einschließlich die 200 Papua-Schädel, die er von den Kopffägern erworben hatte; dies ermöglichte Paolo Mantegazza³⁶, seine ersten Studien bezüglich jener Bevölkerungen zu publizieren.

Die Erfahrungen aus seiner ersten Reise beschrieb er in einem Bericht, der im *Bollettino della Società geografica italiana* erschien (1868:193-214), und detaillierter im Band *In Borneos Regenwald – Die Reisen und die Recherchen eines Naturwissenschaftlers* (Florenz, 1901). Dieses Werk enthält ausreichende Schilderungen botanischer Natur sowie einige geografische, ethnologische und klimatische Darstellungen und eine anthropologische Studie über die rassistischen Merkmale der Dajak, Cajan, Kadjaman und anderer Stämme. Die ergiebigste Arbeit ist jene, welche die vier Jahre betrifft, die er in Neuguinea und auf den benachbarten Inseln verbrachte. Zwischen 1872 und 1876 sammelte er Vögel, Reptilien, Fische, Insekten und kleine Säugetiere, die er dann, auf Ansporn seines Freundes Giacomo Doria, im naturhistorischen Museum von Genua ausstellte. Auf Basis dieser Sammlungen wurden mehrere Berichte erstellt, die folglich in den Annalen desselben Museums erschienen. Dasselbe gilt für seine botanischen Funde, insbesondere die Palmen, denen er sich mit ausgeprägtem Eifer widmete.

Für die Studien, die er in Neuguinea betrieb, erhielt er sogar eine Auszeichnung, die goldene Medaille.

Im Rahmen seiner vergleichenden Studien gelang es ihm, eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen der papuanischen und der malaysischen Flora festzustellen; auch entdeckte er

³⁶ Paolo Mantegazza (31. Oktober 1831, Monza - 28. August 1910, San Terenzo) war ein italienischer Neurologe, Physiologe und Anthropologe sowie ein bedeutender Arzt und Bewusstseinsforscher.

ein Nagetier der Gattung *Hydromis*, das sowohl in Neuguinea als auch in Australien beheimatet ist.

1877 gründete er die Zeitschrift *Malesia* und wirkte bei verschiedenen italienischen sowie ausländischen Zeitschriften mit. Sein Schwerpunkt war die Wechselwirkung zwischen Lebewesen und Umwelt. Die ersten Hefte publizierte er auf eigene Kosten, doch wurde die Zeitschrift zu einem späteren Zeitpunkt vom Institut für Höhere Studien herausgegeben. Nach der Veröffentlichung mehrerer Ausgaben schaffte das Institut jedoch leider den Beitrag ab, woraufhin die Zeitschrift 1890 eingestellt wurde. Verbittert, nahm Beccari nie wieder sein Studium zur malaiischen Sammlung auf, auch nicht auf Ansporn seiner engsten Freunde. Einzig Lady Margaret Brooke, Gemahlin des Rajas von Sarawak, mit dem er eng befreundet war, konnte ihn davon überzeugen, seine Memoiren zu verfassen, und so kam eben das Buch *In Borneos Regenwald* zustande, das er mit seinen eigenen Zeichnungen bespickte. Nachdem er diese Aufgabe bewältigt hatte, verspürte er erneut die Leidenschaft für sein Lieblingsfach, die Botanik, woraufhin er sein vermeintlich bedeutendstes Werk verfasste, *Asiatic Palms*, erschienen in den Annalen des Botanischen Gartens von Kalkutta, dessen Direktor sein Freund George King (1840-1909) war.

Beccari verbrachte die letzte Phase seines Lebens jenseits des akademischen Getriebes, zwar ungeachtet von den italienischen Kollegen, jedoch geschätzt von Freunden und internationalen Forschern.

Er starb am 25. Oktober 1920 in Florenz.³⁷

Nachlass

Beccaris zoologische Sammlungen befinden sich im Naturhistorischen Museum in Genua, das den Namen seines Gründers, Giacomo Doria, trägt. Sie bestehen aus mehreren tausenden Exemplaren, die zum Teil reproduziert wurden; die Replike wurden an weitere Museen weitergegeben, u.a. ans zoologische Museum der Universität Florenz. Darunter stechen die Orang-Utan Sammlung, welche 48 Exemplare beinhaltet (u.a. einen Fötus), jene der Paradiesvögel – eine der bedeutendsten weltweit – sowie jene der Spinnen, Käfer und Ameisen. Diese Sammlungen wurden von zahlreichen prominenten Wissenschaftlern studiert, und noch ehe Beccari starb, wurden über 200 Berichte darüber verfasst.

³⁷ Quellen: [http://www.treccani.it/enciclopedia/odoardo-beccari_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/odoardo-beccari_(Dizionario-Biografico)/)
Biagioli, B. (2008): *L'archivio di Odoardo Beccari*, Firenze: University Press

Beccari sammelte auch ethnographische Objekte, die im Ethnologischen Museum von Florenz aufbewahrt werden. Unter anderem befinden sich darunter Götzen, Waffen, Schmuckgegenstände, Bekleidung etc. Er selbst hatte sie beschrieben und dabei versucht, den Ursprung der malaiischen Bevölkerung zu bestimmen. Im selben Museum sind auch die anthropologischen Sammlungen aufbewahrt, welche aus Skeletten und Schädeln aus Malaysia entstammen. Diese stellten die Basis für die ersten kraniologischen Studien dar, die von Angelo Inconato, Paolo Mantegazza und Ettore Regalia durchgeführt wurden. Im Rahmen seiner Expeditionen widmete er sich auch der Geographie und kartographierte mehrerer zum Teil unbekannte Areale. Zu seinen Verdiensten zählt die Entdeckung des Flusses Wa Samson in Neuguinea.

Beccari veröffentlichte viele seiner Studien in der Zeitschrift *Nuovo Giornale Botanico Italiano*, welche er selbst im Jahr 1869 gegründet hatte.

In der Zeitschrift *Malesia* veranschaulicht er viel botanisches Material bezüglich der Gattungen Bombacea, Phoenix und Pritchardia.

Wissenschaftlicher Zugang

Beccaris Reisen haben zwei Anliegen: Zum einen das erzählende Material, welches das Ergebnis der Aufenthalte in fremden Ländern ist; zum anderen die vorwiegend botanisch gesammelten Gegenstände. Wie für die meisten Reisenden seinerzeit, besteht sein Augenmerk hauptsächlich nämlich darin, möglichst viele naturwissenschaftliche Exemplare zurückzubringen. Auch war sein Anliegen vom Drang nach Abenteuer geprägt: In Areale vordringen, in denen noch kein Weißer Fuß gesetzt hatte, Flüsse erkunden, fremde Gipfel besteigen, unbekannte Tiere entdecken etc.

Im Gegensatz zur modernen Ethnologie, verliefen die Begegnungen mit den Einheimischen unregelmäßig, somit etablierte sich kein langzeitiges Verhältnis. Zudem verfügte die Ethnographie damals – im Gegensatz zur physischen Anthropologie - nur über ungenaue Methoden und unterschied sich kaum von der allgemeinen Beschreibung der Völker in den Reiseberichten der damaligen Zeit. Doch die Schlichtheit jener Erzählungen ermöglicht es, einen Einblick in die Begegnungen zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen zu gewinnen. Mit einem dürftigen methodologisch Toolkit, betrieb er wie seine Zeitgenossen eine rudimentäre Ethnographie, gleichzeitig zeigte er deren Grenzen sowie Möglichkeiten auf.

Anhand seiner Schriften, kann man Schlüsse über die Zusammenkünfte und die Kommunikation mit fremden Völkern ziehen, die wiederum das Debüt unserer Disziplin beinhalten. Es ist manchmal schwer, die Beobachtung von der Beschreibung und folglich von der Interpretation zu unterscheiden. Zeitweise entsteht ein konstruiertes Bild des Einheimischen, in dem die Grenze zwischen Realität und Fiction schwindet und die anfängliche Phase der Begegnung mit dem ‚anderen‘ auf einer teils emotionalen, teils sinnlichen Ebene verläuft. Beccari scheint hauptsächlich auf seine eigenen Bedürfnisse zu achten, seine Anmerkungen lassen keine ethnologischen Parameter erahnen, in etwa, wenn er schreibt, dass ihn die Dorfbewohner von Ramoi mit ‚ihrem verdammten Lärm‘ nicht schlafen lassen. Die Szenen aus dem Alltag der Eingeborenen scheinen ihm auch kein Anliegen zu sein, er beobachtet sie bloß, als wäre er ein teilnahmsloser Zuschauer, er fragt sich niemals nach dem Sinn der Zeremonien, die durchgeführt werden, im Gegenteil, ihm kommt das Verhalten der ‚Primitiven‘ oft unerklärlich vor. Die Kommunikation mit dem ‚Anderen‘ findet nie statt, es ist ein Prozess, der stets in den Gang gesetzt wird und sich jedoch nie vollzieht.

Auszüge aus *Nuova Guinea, Celebes e Molucche*

Beccaris detaillierte Reiseaufzeichnungen wurden von seinem Sohn Nello (1883 Bagno a Ripoli, Florenz - 1957 Florenz), Professor für Anatomie an der Universität von Catania und Florenz, in Form eines umfangreichen Bands publiziert, der im Jahr 1924 erschienen ist. Das Werk umfasst an die 450 Seiten, in denen Beccari seine Abenteuer, naturwissenschaftlichen Entdeckungen und ethnologischen Beobachtungen in nüchternem Stil darstellt. Obwohl er kein ausgebildeter Anthropologe war, überrascht er durch seine Auseinandersetzung mit der Ethnogenese, indem er beispielweise Ähnlichkeiten zwischen Negritos, Papuas und anderen indo-malaiischen sowie polynesischen „Rassen“ feststellt. Durch die Analyse zahlreicher Schädel, die akkurate Auseinandersetzung mit mehreren Trauerritualen, Waffen, Bekleidung, Behausungen, Sitten, Hausrats, Schmuckgegenständen sowie den Vergleich der Götze, der Amuletten und der Beschaffenheit von Kopfharen, Gesichtern und anderer Körperteile, ermittelte er die Herkunft jener gemischten Völker und stellte die These auf, dass weder die Mafor noch die restlichen Einwohner Neuguineas aus Asien stammten. In den akademischen Kreisen fielen seine Hypothesen auf einen fruchtbaren Boden.

In den aus dem Italienischen übersetzten ausgewählten Absätzen wird auf die Passagen eingegangen, die aus ethnologischer Sicht relevant sind.

In März 1872 erreichen Beccari und sein Gefährte L.M. D'albertis Ambon auf den Molukken, um von dort nach Neuguinea weiterzufahren. In Karas angekommen, erlebten sie ihre ersten Begegnungen mit den Einheimischen. So Beccari:

(S. 59)

Diese Völker aus Papua pflegen den Brauch, ihre Toten – kaum nach deren Ableben – ohne große Zeremonien zu begraben; die Frauen weinen ihnen ein oder zwei Tage nach. Der Verstorbene wird in ein Stück Madapolam³⁸ eingewickelt und begraben. Ich habe ein Grab gesehen, das bloß aus einem einfachen Hügel besteht, auf dem an der Seite des Kopfes der Kissen gesetzt wird, der vom Verstorbenen zu Lebzeiten verwendet wurde; das ganze schlecht bedeckt durch eine Art kleine Hütte aus „atap“, gestützt mit wenig Holz.

Die Papuas aus Karas fischen, besonders nachts, in kleinen Booten, oder indem sie den Ufer entlang, wo das Wasser seicht ist, laufen, mit einer Fackel in einer Hand und der Harpune in der anderen.

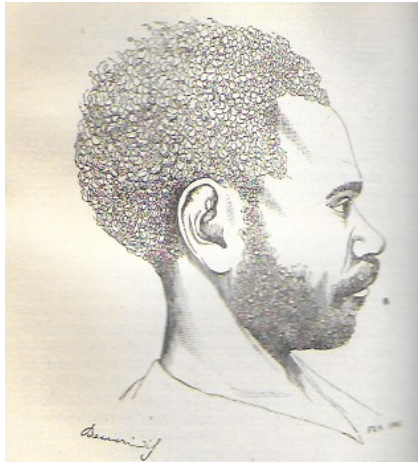
Über die Papuas in Kapaor, auf der südwestlichen Küste Neuguineas, macht Beccari folgende Anmerkungen:

(S. 69 – 77)

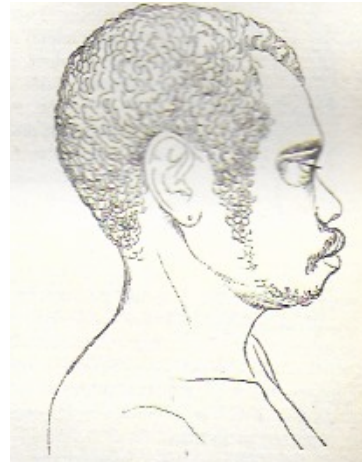
Die Papuas von Kapaor sind von durchschnittlicher Körpergröße und ich habe keinen gesehen, der herausragt; sie sind wohlgeformt, doch sehr oft vom „cascado“ [Hautkrankheit A.d.V.] betroffen. Ihre Hautfarbe scheint sehr zu variieren. Die echten Papuas, die wir auf Karas gesehen haben, waren sehr dunkel. In Kapaor hingegen sind sie bloß etwas dunkler als die Malaien; ferner ähnelt der Teint vieler Papuas jener der Abessinier. Das Haar ist gekräuselt, aufrecht auf dem Haupt und möglicherweise kürzen sie es oft. Die Stirn ist häufig sehr hoch und sehr gewölbt, jedoch eng aufgrund der starken Entwicklung der Schläfengruben. Die Brauenbögen sehr ausgeprägt, sodass

³⁸ Der Madapolam ist ein glatter, feiner, leicht glänzender Baumwollstoff [Originalfußnote von Prof. Luigi Buscalioni, der an der Herausgabe des Werks mitbewirkt hatte].

die Augen tiefliegend erscheinen. Bei manchen Individuen setzt das Haar ziemlich niedrig an, daher wirkt die Stirn eher klein. Die Nase ist gerade, nicht adlerartig, mit erweiterter Wurzel. Die Augen sind horizontal, von geringer Größe und generell blutunterlaufen; die Zähne senkrecht, manchmal gefeilt



**Arobi – Papua Onin aus Kapaor.
Reinrassig**



Kolonisa – Papua Onin aus Kapaor. Laut Giglioli malesoid

und schwarz gefärbt. Die Erwachsenen haben manchmal ein wenig Bartwuchs am Kinn, über der Oberlippe und an den Wangen (der Bart sowie sämtliche Körperbehaarung ist gekräuselt bei den Reinrassigen); manche sind behaart am ganzen Körper, während andere unbehaart sind und glatte Haut haben.

Allgemein könnte man ihre Gesichtsförm als nahezu rechteckig bezeichnen, formte das Kinn nicht eine Spitze nach unten und wäre die Schädelspitze nicht rundlich. Sie scheinen ihre Schädel nicht zu deformieren. Die Tätowierten sind eher selten; diejenigen, die ich sah, hatten bloß zwei Querstriche an jener Brustseite, manche nur an einer Seite. Sie sagen, dass sie Ruß verwenden, um sich zu tätowieren. Auch so manch Frauen waren tätowiert. Der Mund ist ziemlich breit, die Lippen hervorstehend und angeschwollen.

Der Charakter dieser Papuas variiert sehr. Sie sind äußerst launenhaft und, ohne es sich anmerken zu lassen, ziemlich misstrauisch und schwer zu



Kämme aus Kapaor

überzeugen. Meistens ernsthaft und nachdenklich, wechseln sie leicht zu ungebremsster Heiterkeit; sie lachen wegen Kleinigkeiten, und ihr Lachen erscheint immer gezwungen und nie ehrlich. Ihre Physionomien sind im Übrigen aufrichtig und intelligent. Der Blick ist oft grimmig. Die jungen Burschen sind wach und schnell.

Die von den Papuas aus Kapaor am meisten geschätzten Waren sind weiße Madapolam, Sarong und rote Handtücher, grobe Messer in Fässern (ein Fass beinhaltet hundert Dutzende Messer und in Makassar kostet einer 75 Florins); sie scheren sich kaum um Spiegel, Teller, auch sehr große (mit dem Diameter von 50 cm), um blaue und rote Baumwolle, um Sarong, welche nicht rot sind, um die Parang³⁹ und um Äxten. 25 Cents Stücke bzw. Florins-Viertel nehmen sie sehr gern entgegen. Manche bevorzugen die Rupien, wenn diese neu und glänzend sind. Opium ist begehrt. Als Schmuckgegenstände erwerben sie Ohrringe und Ringe aus Gold, Silber, Messing, Metallknöpfe, Armbänder aus Muscheln und schwarzer Koralle, welche von den Völkern aus Goram und Seram rübergebracht werden. Sie tragen Armbänder aus Holz aus eigener Erzeugung, manchmal mit Eisenintarsien, oder aus geflochtenem Rattan, welche sie mit Muscheln und Fischbein zieren. Auf dem Haupt tragen sie spezielle Kämme. Wenn sie auf Kriegszug sind, haben diejenigen, die sich wegen ihres Muts ausgezeichnet haben, das Recht, den Kopf mit den Federn des Paradiesvogels zu schmücken, sich das Gesicht mit weißen Arabesken zu bemalen, und sämtliche Gegenstände, die sie besitzen, zu tragen. Wir hatten nicht die Gelegenheit, diesen Kriegsbrauch zu beobachten.

Die Expeditionen, die sie auf den benachbarten Küsten unternehmen, haben hauptsächlich den Zweck, Sklaven zu fangen (wie in Afrika), sowie sich gegen die Feinde zu rächen, als um Köpfe zu jagen.

Wenn die Prahu [die Boote] der Händler sich im Hafen befinden, sind die Papuas aus Kapaor damit beschäftigt, Handel mit Muskatnuss zu betreiben; doch sobald die Prahu abfahren, ziehen sie sich in die Berge zurück und danach unternehmen sie räuberische Expeditionen an den Küsten.

Folgende Tatsache soll aufzeigen, wie leicht diese Papua blutrünstig werden. Eines Nachts (vom 15. Auf dem 16. April) nahmen sie sich vor, sämtliche Einwohner aus Kor, die sich mit ihren Booten in der Nähe unseres Ankerplatzes befanden, umzubringen, aus dem einfachen Grund,

³⁹ Eine Art Messer mit breiter Spitze in Gebrauch bei den meisten malaiischen bzw. malesoiden Völkern [Originalfußnote von L.B.].

weil sie zu wenig Muskatnüsse zwecks Handel mitgebracht hatten. Glücklicherweise witterte Mr. Portman⁴⁰ ihr Vorhaben und dank seiner Autorität hielt er sie davon ab.

Bei der Kopffagd begnügen sie sich damit, den Feind zu töten und sein Haupt mitzunehmen, doch sind sie keine Anthropophagen, auch kosten sie nicht das Blut. Die schönste Tat, die sie vollbringen können, ist, jemanden umzubringen; diejenigen, die es nicht schaffen, dürfen weder „siri“ [Betelnuss] kauen noch, und das ist sogar schlimmer, sich vermählen; jene, die reich sind, dürfen allerdings eine Ehefrau kaufen. Wenn sie schwarze Zähne haben, bedeutet es, dass sie wen getötet haben, denn nur, indem man „siri“ kaut, erwirbt man dieses Merkmal. Die allerhöchste Ehre besteht darin, einen Weißen umzubringen, besonders dann, wenn es sich dabei um ein Mitglied der holländischen Regierung handelt, so wurde uns zumindest erzählt. Derjenige erntet somit große Anerkennung im ganzen Land; alle schätzen ihn und er kann so viele Ehefrauen nehmen, wie es ihm beliebt. Dies scheint jedoch selten zu passieren. Sobald sie einen Kopf erlangen, veranstalten sie riesige Feste und wenn der Kopf verwesen und somit nur der Schädel übriggeblieben ist, platzieren sie ihn auf einen Felsen bzw. an andere besondere Orte, denen sie eine mehr oder minder heilige Bedeutung zusprechen. Sie scheinen keine Götze zu haben; zumindest haben wir während unseres Aufenthalts keine gesehen. Sie glauben sehr an den bösen Blick bzw. an Fluche, was oft Grund für Feindseligkeiten bzw. Kriege ist, außer, der Verdächtige willigt dazu ein, hohe Strafen zu bezahlen.

Sie haben eine gewisse Verehrung für ihre Toten. Der alte Häuptling Giumla, dem ein Sohn gestorben war, erzählte uns, dass er ihn auf der Insel Pangiang begraben hatte, wo er dann seine Gebeine ausgraben wird⁴¹, um sie in eine Kiste zu deponieren und auf die Berge zu bringen. Meistens werden die Gebeine der Verstorbenen auf Felsen deponiert. Es hat, wie bereits erwähnt, nicht den Anschein, als müssen die Papuas der Konservierung der Köpfe der Getöteten viel Bedeutung bei; ihnen reicht völlig, einen Kopf zu erlangen, denn dies ist der Beweis ihres Muts.

Der Wunsch nach Ruhm und Anerkennung scheint zwischen diesen Wilden sehr verbreitet zu sein. Sie alle wollten von uns eine Fahne bzw. ein Kennzeichen, so quasi einen Stempel, um es holländischen Regierungsvertretern vorzuweisen. Sehr leicht konnte ich sie zufrieden stellen, indem

⁴⁰ Ein Kommandant halbeuropäischer Abstammung [A.d.V.].

⁴¹ Der Brauch, die Gebeine der Verstorbenen auszugraben, um sie zu einem späteren Zeitpunkt anderswo dauerhaft zu begraben, ist eine Sitte, welche bei zahlreichen primitiven Stämmen anzutreffen ist (z.B. in Australien) [Originalfussnote].

ich ihnen bedruckte Schilder, Rechnungen und dergleichen in großen Kuverts mit dem Namen des Empfängers aushändigte.

Generell taten sich die Männer nicht schwer damit, sich anfassen, betrachten und untersuchen zu lassen, um ihre Hautfarbe zu vergleichen sowie andere anthropologische Beobachtungen durchzuführen. Hingegen sind die Frauen widerspenstiger, aber auch neugieriger: Eine der Sache, die sie am meisten interessierten, war, ob unsere Haut unter den Kleidern ebenso weiß ist wie am Gesicht und an den Händen.

Ein Vater wird meistens mit dem Namen seines Sohnes angesprochen. Sie selbst mögen es nicht, ihren Namen auszusprechen, und, fragt man danach, beauftragen sie wen anderen, darauf zu antworten.

Anbei eine Liste der geläufigsten männlichen und weiblichen Namen der Alfuren Papuas aus Kapaor:

Männer

Kurnar
Dgiuhar
Derisan
Timuar
Tareman
Sehedop
Tangodem
Ghimor
Ilan
Brerop

Frauen

Kudì (Giumlas Ehefrau)
Taku
Ghimpanua
Querne
Bemuka
Mareri
Samban
Waruka
Sawan
Nortongò

Ich hatte die Gelegenheit festzustellen, dass auch in diesen Regionen das Tabu praktiziert wird: An den geschlossenen Türen so mancher ‚Diggiáo‘ sah ich in der Tat mehrere Merzeichen und Kaladi-Blätter; dies bedeutet Zutrittsverbot, wie in Borneo und in ganz Polynesien.

Der Hauptraja der Region ist der Raja von Hati-Hati, einer Insel, die sich bei Tangiong Tuti befindet, der nördlichen Spitze von Papua Onin; doch hat jede Ortschaft einen bestimmten Häuptling, der verschiedene Titel trägt – je nach Grad und Wichtigkeit. Kapaor ist geteilt

zwischen zwei Häuptlingen bzw. „Kapala“. Der eine trägt den Titel „Kalem“, heißt „Aropa“ und wohnt in Pulo Pangiang: Er ist ein alter Mann, der wenig Vertrauen erweckt; er hat eine riesige, alte Narbe auf der Hauptspitze und eine kleinere auf der Stirn. Die Farbe der Wundlippen weicht nicht wesentlich von jener des restlichen Körpers ab. Bei den von mir besichtigten Papuas mit Skarifizierungen ist der angeschwollene Teil bloß eine Spur heller als die umliegende Haut.

Der andere Chief von Kapaor trägt den Titel „Giumlä“ und heißt „Tumené“. Er ist ein bagerer, alter Mann, mit fast gänzlich weißem Bart und Haar, verschleimt und geschwätzig. Er ist zum Islam konvertiert und war in Makassar. Möglicherweise ist er der beste Mensch im Land; er hat uns auf unseren Ausflügen begleitet und sich davon überzeugen lassen, dass wir keine Händler waren und somit nicht im Geringsten an Muskatnuss interessiert. Tumené verbrachte den ganzen Tag am Bord der Prau von Mr. Portman, auf die er seine Frau ebenfalls mitgebracht hatte. Eines Tages kam auch der Raja Muda von Hati Hati auf Besuch, und kurz später, gegen Abend, kam auch der Raja Tua (d.h. der Chief). Sie kamen nicht so sehr unseretwegen, sondern um gewisse ausstehende Angelegenheiten mit den Alfuren aus Kapaor zu regeln; diese hätten, wie bereits erwähnt, seine Untertanen sein sollen, doch wollten sie als eigentliche Raja den Raja Muda (d.h. den Jüngeren, der unserem Erbprinzen entspricht) statt des Alten. Der Raja Muda wünscht sich, dass die Holländer eine militärische Basis in jener Region installieren; auf diese Weise, meint er, würde die Gegend ruhiger werden, in Wahrheit aber würde er sich selbst sicherer fühlen und über mehr Autorität verfügen. Offiziell hängt sämtliche Küste von der Onin Spitze bis Karas vom Raja von Hati-Hati ab, doch ist seine Macht nicht sehr groß und der Raja Muda hat zugegeben, er fühle sich unter seinen eigenen Leuten nicht sicher. Nicht umsonst genießt Papua Onin eine schlechte Reputation, wie der Name Onin, das Krieg, Piraterie bedeutet, beweist. Sowohl der Raja Tua als auch der Raja Muda waren sehr jung. Der Jüngste war auch äußerst sympathisch und verfügte über eine schöne, gutmütige Physionomie; beide erschienen sehr zivilisiert, waren anständig gekleidet und trugen Hose und Jacketts, die an der Taille eng waren; auf dem Haupt trugen sie einen Tarbusch. Ihr Vater war ein Papua aber die Mutter war eine Malaie aus Seram. Ihr Gefolge bestand aus Leuten aus Seram. Sie waren Moslem und sprachen ausgezeichnet Malaiisch. Die Bewohner der Dörfer an den Küste von Papua Onin sind nunmehr fast alle Moslem, und der Kontrast der wenigen christlichen Konversionen, die von den Missionaren bewirkt werden im

Gegensatz zu den Anhängern, welche sich die Moslem-Händler aus Makassar, Seram und Goram anschaffen, ist lehrreich. Die Handelbeziehungen sind das schnellste und sicherste Zivilisationsmittel unter den wilden Völkern. Die Papuas dieser Regionen sind dem zivilisierten Fortschritt gegenüber keineswegs abgeneigt. Gerne nützen sie jede Gelegenheit aus, um nach Makassar zu reisen und einige sind sogar in Singapur gewesen; bei ihrer Rückkehr sprechen sie malaiisch und geben sich Mühe, ihre alten Anbaumethoden zu verbessern um neue, nützliche Pflanzen einzuführen.

Gegen Ende April erreichen Beccari und D'Albertis das Nordwesten von Neuguinea und die Insel Soron, wo sie ihre Unterkunft errichten; u.a. macht er sich Gedanken über die Ethnogenese der Einheimischen:

(S. 89 – 98)

Die Vielfalt der Typen, auf die man in Soron sowie in ähnlichen Dörfern antrifft, ist leicht erklärbar dadurch, dass 2/3 der Bevölkerung oft aus Sklaven besteht, welche aus verschiedenen Gegenden im Landesinneren und aus den umliegenden Regionen stammen, in anderen Worten sind sie nicht Teil der Urbevölkerung. Die Häuptlinge und Sklavenbesitzer sehen oft anders aus als die echten Papuas und haben kein krauses Haar, was meiner Meinung nach den sicheren Beweis liefert, dass sie nicht reinrassig sind. Und die Tatsache erscheint sehr wohl natürlich wenn man bedenkt, dass die südliche und westliche Küste Neuguineas lange Zeit unter der Herrschaft der Goram und der Seram, während der nördliche und nordwestliche Teil unter derjenigen der Ternate standen; und dass die wohlhabenderen und reicheren Leute, besonders die Häuptlinge, exotischen Ursprungs sind, während die Sklaven aus verschiedenen Gegenden stammen und sich mit ihren Besitzern vermischen, muss für Vielfältigkeit gesorgt haben. Auch hier habe ich festgestellt, dass die Haare der Papua gekraust und nicht wollig sind und fast nie abgeschnitten werden. Eines Morgens beobachtete ich die Toilette eines Mafor; er hockte in der Sonne und mit dem Kamm fuhr er durch die gelockte, üppige Haarpracht, die er mit Kokosöl einfettete; die Haare, welche am Kamm klebten, begrub er in den Sand⁴². Oft werden die Haare so niedrig wie möglich gebunden und formen so einen großen Haufen hinter dem Kopf. Die Papua Sklaven,

⁴² Der Brauch, Haare und andere Körperteile zu begraben, ist unter den primitiven Völkern der malaiischen Region weit verbreitet und hat m.M.n. den Zweck, sie von bösem Zauber zu bewahren [Originalfußnote von L.B.].

besonders die Frauen, werden als richtige Maultiere betrachtet und erscheinen nicht wirklich als die schönere Hälfte ihrer Rasse. Sie sind immer kleiner als die Männer und bewältigen die härteren Arbeiten, wie Holz schneiden, Wasser schöpfen, Boote führen u.s.w. Wenn sie sehr jung sind, kann man ihre Gesichter nicht wirklich als hässlich bezeichnen; im Gegenteil, sie haben eine gutmütige, anziehende Physionomie. Ihr Haar ist zerzaust und steht gerade auf dem Haupt wie jenes der Männer, und oft kürzen sie es, doch selten rasieren sie es komplett ab. Vorm Stillen haben sie wohlgeformte Brüste, allerdings erschlaffen diese nach dem ersten Kind. Sie tragen ihre Kinder auf dem Rücken, auf Schals gestützt, auf denen sie deren Gesäße setzen; der Schal verläuft über die Schultern, manchmal mitten in der Brust zwischen den Brüsten, die auf diese Weise dermaßen niedergedrückt werden, dass man nicht versteht, wie sie den Schal ertragen können. Die Kleinen klammern sich am Hals der Mutter und mit den Beinen klemmen sie sich an deren Taille. Wenn sie größer werden, halten sie sich in der soeben beschriebenen Position an die Mutter, jedoch ohne die Stütze des Schals; manchmal hängen sie an der Seite und sehen somit wie kleine Äffchen aus. Sie verharren in solcher Lage stundenlang, während die Mutter ihren Beschäftigungen nachgeht, wie Holz mit der Axt spalten oder Wasser in großen Bambus tragen. Ich habe Männer nie Zärtlichkeiten mit Frauen in der Öffentlichkeit austauschen gesehen.

Die Bekleidung der Frauen ist sehr einfach: Ein Lump um die Taille. In den ersten Tagen waren sie zwar schamlos und zeigten sich uns fast völlig nackt, doch danach versuchten sie, ihren Busen zu bedecken, wann immer sie an unserem Haus vorbeigingen. Die Frauen der Häuptlinge und der einflussreicheren und wohlhabenderen Männer kleiden sich mit Sarongs in malaiischen Stil und tragen Armbänder aus Muscheln bzw. Silber sowie Ohrringe - oft aus Gold und gut bearbeitet. Die Frauen pflegen, das Haar nach hinten zu tragen und die Mädchen, auch die älteren, sind nackt. Unter den Sklavinnen waren manche in einem erbärmlichen Zustand, oft mit Wucherungen und Abschürfungen bedeckt, welche von der harten Arbeit, die sie erledigen müssen, verursacht werden; sie hatten einen komischen, plumpen Gang, oft nach vorne gebeugt. Die Mädchen werden später als die Buben bekleidet.

Die Hauptbeschäftigung der Burschen von Saron besteht darin, in seichtem Wasser zu stapfen, den ganzen Tag, um zu lärmern oder um mit dem Speer bzw. mit Pfeil und Bogen kleine Fische zu fangen. Manche bauen kleine Boote, denen sie ein Segel anpassen und beginnen somit ihren Werdegang als Seemänner. Andere, so wie bei uns, fertigen Windrädchen an und laufen gegen den

Wind, um sie in Bewegung zu setzen; aber anstatt sie aus Papier zu bauen, benutzen sie dazu zusammengeknäulte Blätter; oder sie bauen Schleuder aus Bambus und als Projektile verwenden sie die Knospen der Jambosa, die dem Kaliber ihres Spielzeugs entsprechen.

Unter den verschiedenen Utensilien, Waffen und Gegenständen, die ich versucht habe, mir anzuschaffen, befanden sich die sogenannten „Karwar“, welche grobe Holzfiguren sind, wahrscheinlich Götze, jedenfalls konnte ich mir kein Bild davon machen, was sie im Weltbild der Papuas repräsentieren und welche Macht ihnen zugeschrieben wird. Einige dieses Karwar wurden eigens für mich angefertigt - und zwar direkt vor meinen Augen. In der Tat legen die Mafor eine gewisse künstlerische Neigung an den Tag: einige haben z.B. mit großem Geschick Boote samt deren gesamter Ausrüstung auf dem Sand gezeichnet, viel besser als unsere Kinder mit ihren Heften auf den Schulbänken.



Karwar und Kopfstützen aus Holz

Soron ist eine Baustätte für kleine Boote, und ich konnte die Fertigkeit beobachten, mit der sie gebaut werden. Um Löcher ins Holz zu bohren, verwenden sie einen langen Skalpell mit schmaler Klinge, der mit einem Griff versehen ist, an dessen Spitze sich eine Art kreuzförmiger Zylinder befindet. Wenn sie ein Loch anbringen wollen, klopfen sie zweimal auf den Kopf des Skalpells, gleichzeitig drehen sie den kreuzförmigen Zylinder und so fahren sie fort. Auch bedienen sie sich

einer Axt in javanischem Stil, aus Parang, und eines Skalpells mit breiter Klinge, der als Hobel dient. Um abzudichten verwenden sie die Schuppen, welche die Blätter der *Arenga saccharifera* an der Basis bedecken, die auch als Zunder verwendet werden, um Feuer zu machen.

22. Mai – Heute Abend wird im Haus nebst unserem eine große Zeremonie stattfinden. Es handelt sich um die Beschneidung zweier Buben und eines Mädchens⁴³. Der Zentralsaal wurde geschmückt mit roten und weißen Stoffen und im Nebenzimmer wurde ein Bett ebenfalls mit roten Stoffen bedeckt: Dieses ist der OP-Saal. Der Betrieb hat bereits bei Sonnenaufgang begonnen. „Fifa“ (eine Art Trommel) und Gong Spieler haben sich vor der Tür, der sie den Rücken zuwenden, in Reihen aufgestellt; an ihrer Seite sitzen die Häuptlinge im Schneidersitz sowie die einflussreicheren Leute in ihren besten Gewändern; hinter ihnen das kleine Volk. Die Frauen stehen den Spielern gegenüber am anderen Ende des Saals, das in der Mitte leer ist. Man kann nicht wirklich sagen, dass die Frauen gesungen haben, aber sie haben was Ähnliches unternommen, indem sie in einem bestimmten Rhythmus melodische, monotone Klänge erzeugt haben, die sie, dem Takt folgend, stets wiederholten, dabei wurden sie von den Instrumenten begleitet, d.h. sie begannen allein und machten dann mit Begleitung weiter.

Am Anfang war die Szene interessant, doch die Monotonie und die übertriebene Gewalt der Musik, die nun eine Weile andauerte und ohne Unterbrechung bis zum folgenden Morgen weitergeben sollte, versetzten mich in Wut. Ich begriff, dass ich mit solch Musik nicht in der Lage sein werde, ein Aug zuzumachen, also dachte ich mir einen Trick aus, um sie zu stoppen: Ich bereitete einen Dynamitblock mit Kapsel und Lunte vor; sobald der Gesang und die Musik ihre Höhe erreichten, setzte ich's auf den Strand zwischen meinem Haus und jenem, in dem das Fest stattfand – sodass es keinem Menschen Schaden verursachen konnte - und zündete es an. Die Detonation erzeugte einen magischen Effekt: Alle liefen davon; manche stiegen auf ihre Boote, andere verschwanden auf dem Landweg. Sobald die Häuptlinge herauskamen und mich trafen, der auf dem Strand spazierenging, als sei nichts gewesen, erzählten sie mir, große Angst gehabt zu haben. Nach einer halben Stunde wurde der Versuch unternommen, wieder Musik zu machen, doch die Angst war zu groß, sodass sie in ihre Häuser verschwanden und ich einen ruhigen Schlaf

⁴³ Es handelt sich dabei um einen unter den wilden Stämmen sehr verbreiteten Brauch, obwohl hie und dort seltsamerweise keinen Zusammenhang mit der Tätowierung besteht [Originalfußnote].

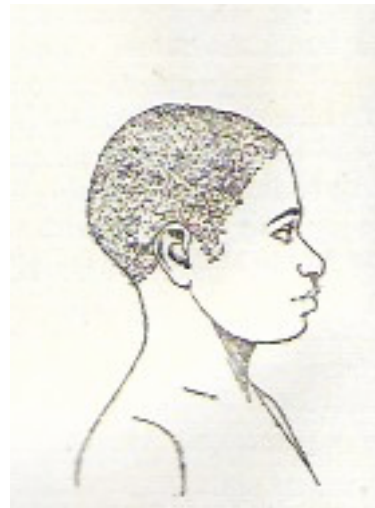
genießen konnte. Und die Frauen, welche den Sitten nach größere Menge Chilis verzehrt hatten, um lang zu singen, waren somit gezwungen, still zu sein!

[...]

31. Mai – Heute Morgen sind einige Alfuren aus Soron eingetroffen: Es handelte sich dabei um sehr kleine Leute, mit einer Körpergröße von 1,51 m bis 1,53 m; das Profil von zwei von ihnen war ziemlich unterschiedlich [siehe Abbildungen]. Gleichzeitig sind auch einige Männer aus Waighen und Passer angekommen; sie bildeten einen großen Kontrast zu den kleinen Alfuren, weil sie gutaussehend sind, von perfektem Körperbau, 1,67 m groß. Sowohl ihre Haut- als auch ihre Haarfarbe neigte ins Rötliche.



Marikin – Alfuros aus Soron



Haraf – Alfuros aus Soron

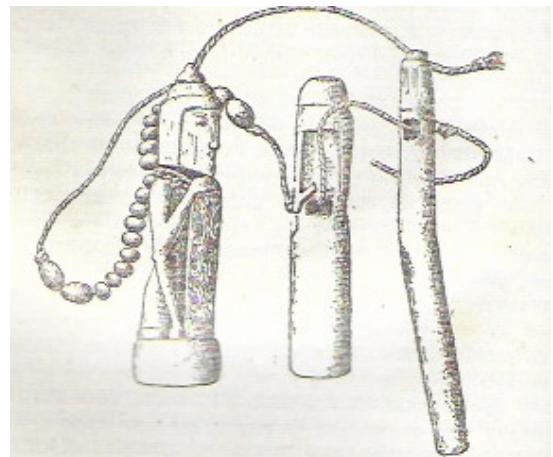
[...] Die Zeremonie, die am 22. Mai begonnen hatte, war noch nicht beendet. Heute morgen haben einige Papuas aus der Insel Mafor, die sich hier auf der Durchreise befanden, eine Art Ball im Freien veranstaltet: Sie wurden von der Musik vorangegangen, die aus zwei „Fifas“ bzw. Trommeln kam, welche wie üblich mit den Händen geschlagen wurden; sie schritten in Paaren voran, die Männer vor und hinter den Frauen, allesamt so tänzelnd, als würden sie rennen, während sie eigentlich an ihrer Stelle blieben. Auf diese Weise drehten sie sich um eine Matte, auf der sich Vasen sowie Messinggefäße befanden, welche Betel, Pinang [Areka], Tabak u.s.w. beinhalten. Die Männer hielten Bögen, Pfeile und Lanzen; die Frauen trugen all die Schmuckgegenstände, die sie besaßen; sie alle hatten mehr oder minder schwarz bemalte Gesichter,

mit Vorliebe an der Nasenspitze und am Kinn, und einige wiesen bemalte Schnauzbärte auf. Am Kopf bzw. an den Armen trugen sie Codiaeum sowie Katapan [Terminalia] Blätter, welche eine schöne rote bzw. gelbe Farbe annehmen, ehe sie fallen. Der Kamm, den sie in die üppige Haarpracht stecken, war ebenfalls mit Federn und Streifen aus Palmenblättern geschmückt. Einige hatten ein Gestell aus Federn, das sie wie eine Mütze trugen. Sehr gerne tolerierten sie Scherze und bei manchen, die gekommen waren, um sich uns zu zeigen, vervollständigten wir die „Toilette“, indem wir sie noch mehr rot und gelb färbten.

In Ramoi, einem Dorf in der Nähe von Soron, finden die Vorbereitungen auf das Fest statt, das von den Alfuren veranstaltet wird, sobald sie einen Kopf erlangen:

(S. 107 – 108)

Die Veranstaltung fand in einem Haus statt, das jenem, in dem wir wohnten, ähnlich war; bloß die Basis erhebt sich weniger vom Boden. Es ist ein großer Saal, in dem Schlaflager verstreut sind – dem Anschein nach Diwane. Unter jenem Diwan befindet sich eine Feuerstelle. Das Haus scheint von ca. dreißig Leuten bewohnt zu sein, Männern,



Karwari aus Ramoi

Frauen und Kindern, ist aber nicht in Zellen getrennt, weil, wie mir gesagt wird, der Intimakt im Dschungel vollzogen wird. Sobald ich reinkam, liefen die Frauen davon, um kurz danach wieder reinzukommen, und da ich den Wunsch äußerste, den Tanz zu betrachten, trat eine von ihnen, die ich am vergangenen Tag kennengelernt und der ich Tabak geschenkt hatte, hervor, und, ohne sich zu zieren, fing sie an zu tanzen, was mich um ehrlich zu sein äußerst interessierte. Die Frau hatte die Hüften in ein blaues Tuch gehüllt, das oberhalb der Knie endete; am Hals und über der Brust gekreuzt trug sie eine Art breite Stola, die ihr bis zu den Füßen reichte; seitlich vom Körper, an den Hüften fallend, trug sie zwei große Büschel aus Palmensprossen, die wie Spitzen gekräuselt waren; am Hals trug sie mehrere Ketten aus kleinen Glasperlen, und an den Handgelenken Armbänder aus Muscheln und Messing. Doch der seltsamste Teil ihres Kostüms war eine Art Gürtel, eng an der Taille, mit Muscheln geschmückt, an dessen Seite an den Hüften

zwei große Rasselbündel von spezieller Anfertigung hingen. Zwei großen Krebscheren wurden die Spitzen abgehackt, sodass nur der gewölbte Teil übriggeblieben war, welcher die Form sowie die Eigenschaft einer Rassel vorwies. Zwar fehlte der Klöppel, doch zusammengebunden und geschüttelt erzeugten diese Rasseln einen eigenartigen Lärm. Nebst den Rasselbündeln, hingen an den Hüften auch zwei andere zusammengefaltete Palmeblätterbündel. Die Tänzerin betritt den Saal mit gesenktem Kopf und baumelnden, leicht vom Körper abgelegenen Armen, sodass die geschüttelten Rasseln aneinander klapperten. Die anderen Frauen waren weniger festlich bekleidet, doch jede von ihnen trug einen Schmuckgegenstand: Blätter und Farnen auf dem Haupt, Armbänder und Halsketten.

Über die Bewohner von Ramoi macht Beccari detaillierte Aufzeichnungen:

(S. 109 – 111)

Was Schmuck betrifft, sind die Männer von Ramoi eher karg; dieser besteht hauptsächlich aus wenigen Vogelfedern, teils in den Haaren, teils durch die Ohrläppchen⁴⁴, teils im Schnauzbart (eine pro Seite) gesteckt, was ihnen eine äußerst lächerlich Erscheinung verleiht; eine wird unweigerlich an der Extremität des Kamms angebracht. Sie tragen das Haar kurz in kleinen Zöpfen, welche sich aus der Mitte des Hauptes ausbreiten. Sie sind von kleinem bzw. mediokrem Körperbau. Die Frauen erscheinen weniger verwildert als jene von Soron. Einige sind sogar in mein Haus gekommen, um sich Tabak geben zu lassen; selbst, wenn ich sie draußen traf, liefen sie nicht davon. Einige hatten den Kopf vollständig rasiert. Oft leiden sie, so wie die Männer, an Hautkrankheiten. Sie tragen lange Ketten aus kleinen weißen, blauen und schwarzen Glasperlen, welche sie wie Schals umhängen; die Arme und den Kopf schmücken sie mit Blättern, Federn und Blumen, und während mancher Zeremonien tragen sie Armbänder aus Muscheln und Messing. Wären alle Papuas wie jene aus Ramoi, muss ich nach meinen Erfahrungen sagen, dass sie wirklich schlecht bewertet werden. Nachts waren die Türen meines Hauses offen, da es unmöglich war, sie zu verriegeln, sodass jeder hätte reinkommen können; doch sobald es dunkel wurde, ging jeder weg und ich zündete nie eine Kerze an, einerseits aus Sparsamkeit, andererseits weil ich kein

⁴⁴ Fast alle wilden Stämme pflegen den Brauch, die Ohrläppchen zu stechen, um Holzscheiben und andere Gegenstände reinzuführen mit dem Zweck, diese Teile bis zu den Schultern zu verlängern. Dieser Brauch wurde z.B. auch von den Inkas gepflegt [Originalfußnote].

Licht will, wenn ich schlafe. Tagsüber stand es jedem frei, reinzukommen, nichtdestotrotz fehlte keiner meiner Gegenstände. Sie sind respektvoll, borgen sich nichts aus und sind nicht aufdringlich, wenn sie etwas verkaufen wollen. Sind die Frauen mit den Objekten, die man ihnen als Tausch bietet, nicht zufrieden, schneiden sie Grimassen mit dem Mund; die Männer betrachten sie eine Weile, drehen sie mehrmals zwischen den Händen und geben sie wortlos zurück. Es ist schwierig zu verhandeln, ohne, dass die Gegenstände gut sichtbar sind; und wenn diese gefallen, bekommt man für ein einziges Stück das, was man ansonsten für zehn bekommen würde. Mehr als für Schmuckgegenstände interessieren sie sich für Tabak, Messer und Baumwollstoffe.

Es ist einzigartig, wie einige sehr simple Instrumente diese Wilde in Staunen versetzen können. Eines der mechanischen Objekte, die sie nicht genug betrachten konnten und die sie selbst stets ausprobierten, war die Schere; ein anderes Objekt, das ihre Neugierde erweckte, war ein Werkzeug, mit dem man die hohen Baumäste schneidet. Den Großteil des Tages verbringen sie, indem sie nichts tun, und das ist sehr natürlich, denn mit wenig Mühe und Zeitverlust verschaffen sie sich so viel Sago, wie es reicht, um mehrere Tage damit auszukommen. Es wundert also nicht, dass sie die ganze Nacht Trommel schlagend und singend verbringen. Sie gehen oft auf Fischfang oder sammeln Meeresfrüchte, sodass um ihre Häuser eine Menge Muschelschalen liegen. Ich sah in ihrem Hausrat keine Tonkrüge; dafür hatten sie große Holzschüssel. Der Sago, welcher ihr Hauptnahrungsmittel ist, wurde in Röhren aus grünem Bambus gekocht, die sie auf Glut rösten. Und in der Tat fand ich diese einfache Art der Zubereitung äußerst schmackhaft, besonders, wenn man Bananen dazu isst.

Sie sind nicht besonders darin geschickt, essbare Früchte und Pflanzen zu erkennen und wunderten sich stets, wenn sie mich dabei ertappten, die Blätter einer Art Begonie zu kauen, so schmackhaft wie Waldsauerklee, sowie die Früchte einer Medinilla und manche Pilze, von denen ich wusste, dass sie harmlos sind, die sie aber für sehr giftig hielten.

Sie hatten jede Menge Hunde; mir schien jedoch, dass sie sie nicht zwecks Jagd verwendeten. Die Hunde sind klein, mit kurzen, aufrechten Ohren, kurzem Haar, meistens schwarz bzw. dunkel; und haben einen langen, starken Schwanz, stets gerade und erhoben.

In Ramoi habe ich viele Objekte von ethnographischem Interesse erworben; und hier, in den eigenen Häusern, waren die Papuas sehr zurückhaltend, wenn sie nach etwas fragten, während

wenn man etwas nach Saron bringt, reißen es die Häuptlinge sofort an sich, verlangen dafür sagenhafte Preise und noch dazu geben sie einem zu verstehen, nur einen kleinen Teil dessen, was man ihnen gegeben hat, bekommen zu haben. Sie machten Kordeln aus den Fasern einer Art nicht rankenartigen Gnetums; es handelt sich dabei um ein Bäumchen, dessen Blätter gekocht und wie Gemüse gegessen werden. Ebenfalls wie Gemüse essen sie die Blätter einer Art Garcinia, die etwas säuerlich schmecken. Des Rankengnetums gab es zwei bzw. drei Gattungen.

Das Hauptgewand, das „Ciawat“, wurde aus der Rinde einer Artocarpea erzeugt. In der Nähe der Häuser befand sich eine Menge angebrannten Bambus, mit dem sie den Sago kochten. Als begehrte Beilage aßen sie die großen Larven einiger Käfer. Zwecks Beleuchtung verwendeten sie in Palmenblätter gewickelten Harz.

In Andai, auf der nördlichen Seite Neuguineas, trifft Beccari auf die Arfak; seine Anmerkungen sind teilweise abwertend, wie wir im folgenden Abschnitt lesen werden:

(S. 151 – 172)

Die Papuas aus Andai unterscheiden sich nicht von den anderen Papuas aus dem Norden. Sie werden Arfak genannt und pflegen eigene Sitten. In meinen Augen sind sie ruhige, harmlose Leute, wenngleich sie das Haus niemals ohne Pfeil und Bogen verlassen; sie sind Meister darin, nicht mehr zu arbeiten als das absolut Notwendige. Ihre Feinde sind hauptsächlich die Papuas aus Dorei, deren Opfer sie oft waren, ehe sich die Missionare in Andai niedergelassen haben. Sie sind entsetzlich grindig; und die Missionare, anstatt hierherzukommen, um sie davon zu überzeugen, sonntags nicht zu arbeiten (was sehr einfach ist) und in die Kirche zu gehen, wären besser dran, jedem einzelnen von ihnen ein Stück Seife zu geben, damit sie sich einmal in der Woche waschen.

Sie besitzen keine Musikinstrumente, so wie die Papuas an der Küste. Es gibt in ihren Häusern so gut wie keine Möbeln und Hausrat, mit Ausnahme einiger Holzteller, Tüten aus gewebter Rinde, die Tabak, Betel und Gambir beinhalten⁴⁵, eines Messers, eines Parangs [Buschmesser] und manchmal einer Axt. Pfeil, Bögen, einige Armbänder aus Muscheln bzw. Messing, darin besteht der ganze Reichtum der Arfak.

⁴⁵ Das Gambir ist eine Droge, welche aus dem Uncaria Gambir (Rubiacea) erzeugt wird, dessen Blumenzweige sich in Kletterorgane verwandeln [Originalfußnote von L.B.].

Die Intelligenz der Arfak ist nicht sehr hoch, obwohl man sie nicht wirklich als dumm bezeichnen kann. Um bis zehn zu zählen, verwenden sie die Finger, und die Zehen bis zwanzig. Um zwanzig zu sagen, bilden sie eine Gruppe aus Fingern und Zehen. Seit drei Jahren besuchen die Jungen die Missionarsschule, doch kannte in Andai noch keiner das Alphabet.

Wie die restlichen Papuas, sind sie gute Bogenschützen. Sie üben seit der Kindheit, auf Fische am Flussufer zu schießen und plantschen dabei in den Bächen bzw. am Meeresufer, welche ihre bevorzugte Fischfangmethode ist. Fehlen die Fische, so dient jede beliebige Tierart, seien es Krebse oder Schrimps, als Zielscheibe. Übrigens verwenden sie bestimmte Wurzeln, um Süßwasserfische zu vergiften.



Papua Arfak aus Hatam (die zwei in der Mitte) und aus Andai

Sie leiden sehr häufig an Hautkrankheiten, besonders an einer Krankheit, die sie „Bentó“ nennen. Es scheint, dass das Bentó von einer Hypertrophie der Leber verursacht wird, unter der besonders die Burschen leiden, die aufgedunsene Bäuche aufweisen. Andere Körperteile schwellen ebenfalls an, besonders die Extremitäten, und mit der Zeit zerplatzt die Haut an einigen Stellen

und formt Wunden. Einige leiden an Elephantiasis; und auch unter den Arakaf ist ein Wechselfieber, das sie „Ibis“ nennen, keine Seltenheit. Die häufigste Hautkrankheit ist die Krätze, und unter den Arakaf gibt es viele, die darin spezialisiert sind, die Milbe ausfindig zu machen, welche für diese Plage verantwortlich ist. Eines Tages lud ich zwei dieser Experten in mein Haus ein; binnen weniger Sekunden zogen sie aus ihrer Haut an die zehn dieser „hübschen“ Tierchen, die ich in einen Wassertropfen stellte, um sie unter dem Mikroskop zu beobachten. Diese Milbe ist weiß und, solange sie sich in der Haut befindet, schwer zu sehen. Um sie zu entdecken, muss man zuerst mit der Handfläche an der juckenden Stelle reiben. Diese Stelle zwickt man dann zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen der linken Hand; befindet sich darin das Tierchen, erscheint er als weißer Punkt. Erst dann zieht man's mit einer Nadel heraus. Leidet ein Papua an Kopfschmerzen, das ihr häufigstes Leiden ist, halten sie als Heilmittel ein glühendes Kohlenstück so nahe an ihrem Bauch, wie sie es ertragen können. Dasselbe wird im Fall arthritischer Leiden unternommen, oder auch wenn die Hände vor lauter Rudern steif sind. Sobald sie etwas wichtiges unternehmen müssen, wie z.B. eine Reise oder dergleichen, befragen die Papuas aus Dorei das Orakel, indem sie den von der Betel gefärbten Speichel ablesen, den sie auf die mit Kalk angestaubte Handfläche spucken.

Für die Papuas dieser Regionen beginnt der Tag um 6 Uhr nachmittags.

Ihre Haustiere sind Hunde (die Erbärmlichsten ihrer Gattung), Hühner und Schweine. Letztere genießen besonders die Zuneigung der Papua Frauen. Es handelt sich hauptsächlich um Wildschweine (*Sus papuensis*), domestiziert bzw. Kreuzungen aus Wildexemplaren mit Domestizierten. Damit sie nicht davon laufen, erblinden sie sie mit einem glühenden Eisen. Jedem Tier wird einen Namen zugewiesen, mit dem sie es rufen, wenn es sich im Wald verläuft.

Die Arakaf aus Andai ernähren sich hauptsächlich von Bananen und Papaya, aus den Wurzeln des *Caladiums*⁴⁶, Süßkartoffeln, Bohnen, Kürbissen, den Blättern des *Gnetums* und des *Amaranthus* und Zuckerrohr. Als tierische Nahrung verzehren sie Muscheln, Krebse und Fische, selten Schweine, weil sie kaum welche finden. Als begehrte Leckerbissen werden die Larven gewisser Käfer betrachtet, die sie unter Baumrinden finden bzw. im morschen Holz, und welche sie roh essen.

⁴⁶ Unter dem gängigen Namen „Kaladi“ versteht man möglicherweise nicht den amerikanischen *Caladium*, sondern die *Alocasia*, deren sukkulente Wurzeln von den Eingeborenen verzehrt werden [Originalfußnote von L. B.].

Die Papuas aus diesen Regionen sind mit Sicherheiten keine Anthropophagen, doch wird Kannibalismus zweifellos von einem Stamm namens Karon praktiziert, der auf den Bergen in Nord Guinea wohnt, nicht sehr weit von Amberbaki, zwischen dem 132° und 133° des Ost-Greenwich Breitengrades, wie es aus den Informationen hervorgeht, die wir eben in Amberbaki gesammelt haben. Die Karon wurden einerseits nur ihre Feinde verzehren; andererseits betrachten sie all diejenige, die nicht ihrem Stamm angehören, als Feinde.

Es gelingt uns nicht, die geringste Information bezüglich des Landes und der Bewohnen im Landesinneren zu gewinnen. Mit Ausnahme der „Hatam“, sind die restlichen Stämme dermaßen sesshaft, dass sie die Gegend jenseits ihrer Hütten nicht kennen. Die Arfak wissen nicht, was sich hinter dem Berg befindet, auf dem sie wohnen.

[...]

Die Arfak aus Putat sprechen einen eigenen, speziellen Dialekt; doch vom Aussehen her unterscheiden sie sich nicht von den Arfak aus Andai. Sie sind alle miteinander entsetzlich schmutzig. Die Männer tragen Scheiben aus Muscheln, die von der Stirne herabhängen, manchmal ersetzt durch eine Art Stirnband, sowie große Muschelohrringe; manche tragen Ohrringe aus den Schwänzen des Cuscus.



**Ohrring aus dem
Schwanz des Cuscus**



**Fußknöchelband aus
Muschel**

Viele perforieren die Nasenscheidenwand, und ins Loch führen sie einen Zylinder aus Muscheln bzw. aus Holz in der Größe des Kleinfingers. Darin liegt möglicherweise die Ursache ihres nasalen Tons.



Armband aus Wildschweinzähnen



**Zylinder aus Muschel für die
Nasenscheidenwand**

Die Frauen tragen schmale Stoffstreifen an der Brust, die mit Muscheln sowie den Früchten der *Coryx lacrima* geschmückt werden⁴⁷; sie tragen Armbänder aus Muscheln bzw. Messing; die Stirn schmücken sie mit verschiedenen Scheiben aus zusammengebundenen Muscheln, bzw. eine einzige Scheibe, die an den Haaren gefestigt wird und mitten in der Stirne hängt; wenn sie schwanger sind, verwenden sie einen besonderen Gürtel. Möglicherweise haben diese vielfältigen Haarschmucke bestimmte Bedeutungen und die einzelnen Zierden werden bei bestimmten Gelegenheiten getragen, doch sind es Dinge, die ich nicht erfahren konnte, weil es schwierig ist, die verschiedenen Zwecke der „Toilette“ der Papuas zu verstehen.

Die Eingeborenen aus Putat, und vielleicht auch manche andere Arfak, pflegen den Brauch, die Locken im Hinterkopf der Kinder lang wachsen zu lassen; diese werden in einem bestimmten Alter abgeschnitten, bei der Gelegenheit finden Feste statt und ein Schwein wird geschlachtet. Ich habe immer beobachtet, dass auf den abasierten Köpfen die Haare ebenmäßig sprießen, dass sie sich jedoch in Locken gruppieren, sobald sie eine bestimmte Länge erreicht haben.

Diese Bergbewohner erwecken den Eindruck, gutmütig zu sein und deren Charakter erinnert mich an jenen der Dajak. Sie sind viel aktiver als die Küstenbewohner, aber gröber in ihrer Arbeitsweise. Mein Besuch scheint nicht unerwünscht zu sein und ohne große Komplimente kommen sie in mein Haus, um sich ruhig um mich zu setzen. Dann beginnen sie, sich miteinander zu unterhalten und lebhaft zu diskutieren. Meine rot-graue Decke ist meistens Gegenstand ihrer Konversation. Das erste, was sie tun, wenn sie mein Haus betreten, ist, auf die Decke zu zeigen, welche mit der grauen Seite nach unten liegt. Wann immer ich merke, dass ihre Neugierde den Gipfel erreicht hat, wende ich die Decke um, und sobald die rote Seite erscheint, rufen sie *ho! bihi!* aus.

In ihren Häusern, die nicht in Zellen geteilt sind, befindet sich kaum Hausrat; als Matten verwenden sie Baumrinde und den Mantel, der die Rinde großer Palmen umhüllt. Ich habe nie gesehen, dass sie Fackeln verwenden, um die Dunkelheit zu erhellen; nachts lassen sie immer das Feuer brennen und schlafen in dessen Nähe; als Kissen verwenden sie ein Stück zylindrischen Holzes. Sie besitzen keine Musikinstrumente und nur selten habe ich sie singen gehört; sie unterhalten sich sehr laut, husten oft, scherzen untereinander und lachen geräuschvoll. Sie lassen

⁴⁷ Diese Gräser haben eine besondere Hülle, in der sich die Frucht befindet, und die Infloreszenzen, welche von den verhärteten, elfenbeinfarbenen Hülsen gebildet werden, werden für Rosenkränze verwendet, während aus den Früchten eine diuretische Droge erzeugt wird. Es wird in den Tropen und in China angebaut [Originalfußnote von L. B.].

Pfeil und Bogen keinen Augenblick außer Reichweite. Um sich Salz zu besorgen, gehen sie ans Meer, verbrennen die Hölzer, die lange im Wasser aufbewahrt werden und heben die Aschen in Bambusrohren auf, die sie an die Decke hängen.



Oded - Papua Arfak aus Hatam



Goccar - Papua Arfak aus Hatam

Zu ihren vielen Aberglauben gehört, dass ein Paradiesvogel sich niemals in der Nähe eines Hundes befinden darf.

Fast jeden Tag kam in Putat ein Einwohner aus Hatam, um mich zu besuchen. Sie hockten ebenfalls um mich, um jede meiner Bewegungen sowie die Gegenstände in meiner Nähe zu beobachten.

Die Frauen aus Hatam gehören zu den Schönsten und Wohlgeformtesten, die ich bisher auf Papua gesehen haben und auch die Männer sind groß und wohl proportioniert. Ich habe einige Profile von ihnen gezeichnet. Sie verfügen über grobe Physionomien und markante Züge; manche haben einen gekrümmten Gang.

Der Albinismus scheint zwischen den Hatam ziemlich verbreitet zu sein; abgesehen von den drei Töchtern vom Corano [dem Häuptling], habe ich einen gutaussehenden jungen Mann gesehen mit einer Haut, die jener der Europäer sehr ähnlich ist, blondem Haar und kastanienbraunen Augen. Die Eltern dieses Jungen und jene der drei Mädchen waren alle von normaler, dunkler

Hautfarbe. Eines der Mädchen war eine wahre papuanische Schönheit. Ihr Kleid, das nicht größer war als eine europäische Krawatte, erlaubte es, ihre Gestalt völlig zu betrachten. Ihr Gesicht war nicht unhübsch; doch war ihre Nase nicht gerade wie bei den meisten Papuas, sondern platt wie bei den Malaïen. Sie hatte blondes Haar und blaue Augen. Abgesehen von einigen dunklen Flecken auf dem Rücken, unterschied sie sich nicht von einer Europäerin.

In seinem wilden, natürlichen Zustand ist der Mann eines der schmutzigsten Tiere. So wie ihre Nachbarn, die Putat, ist die Haut der Hatam mit Staub und Asche bedeckt, und so gut wie nie sieht man ihre natürliche Hautfarbe; manche von ihnen sind hellhäutig, jedoch keine Albinos. Die Haare der Kinder sind gelockt, und so wären auch jene der Erwachsenen, kämmten sie sich nicht regelmäßig. Die Haarfarbe der Kinder ist oft blond; manche Burschen haben eine rötliche Haarfarbe, möglicherweise aufgrund der Sonnenausstrahlung. Die Mädchen legen großen Wert drauf, ihren Schmuck zur Schau zu stellen, jedoch nicht, sich das Gesicht zu waschen. Die Hatam gehören zu den abenteuerlichsten Eingeborenen und kommen viel herum. Sie verwenden kein Öl, um sich einzufetten, auch gewinnen sie es aus keiner Pflanze; sie erzeugen Kordeln und Geflechte aus Gnetum. Dumm sind sie zwar nicht, doch in allem primitiv.

Die Arfak sind äußerst abergläubisch und jedem kleinsten Vorfall schreiben sie eine böswillige Macht zu, wie Krankheiten, Unglücksfälle und dergleichen. Mir selbst ist es passiert, den Hausbesitzern etwas Unangenehmes und Unglücksverheißend anzutun, indem ich aus dem Boden ein Stück Rinde entfernt habe, sodass einige Gegenstände umgefallen bzw. einige Blätter auf meine Schlafmatte gefallen sind. Ich hatte einige Scheiben aus Muscheln von einem Hatam erworben und eine davon scherzhaft auf die Stirn meines Hundes angebracht; sie sagten, ich darf es nie wieder tun, weil ansonsten ein Gewitter mit Blitzen aufkommen würde.



Stirnschmuck für Männer

Andere Individuen sind im Gesicht auf der Höhe der Nasenwurzel querweise tätowiert; die Frauen oft an der Stirn.

Einige Männer sind sehr behaart an den Schultern, der Brust und den Beinen, mit gelockter Behaarung und ein wenig Bartwuchs. Ich habe einige Männer in fortgeschrittenem Alter gesehen, die aber sehr wenige, weiße Haare hatten. Sehr selten trifft man auf Männer mit Glatze, und wenn, dann nur ansatzweise. Einer war erblindet aufgrund von grauem Star.

Ich habe mehrere Gegenstände gegen Glasperlen erworben, die von den Eingeborenen so sehr geschätzt werden, dass sie sie jeglicher Ware bevorzugen. Einigen Hatam habe ich ein Schild und ein Parang angeboten, doch lehnten sie ab mit der Begründung, dass sie nicht wussten, was sie damit anfangen sollten: Sie wollten nichts außer Schmuckgegenständen und zogen blaue sowie dunkelrote Glasperlen vor.

Die Hatam können am Schlechtesten mit den Häuten der Paradiesvögel umgehen und verkaufen sie den Leuten aus Dorei und Mansiman im Verhältnis vier Häute gegen ein Parang. Und wenn lange Zeit die seltenen Gattungen aus den Bergen es nicht geschafft haben, die Küste zu erreichen, so kann man's den Feindseligkeiten zuschreiben, die zwischen den Bewohnern des Flachlands und jenen der Berge herrschen, und aufgrund deren niemand aus Arfak zum Meer herabsteigt.

Ich befinde mich in der Heimat der Paradiesvögel, habe zwei gute Jäger und alles, was notwendig ist, um die Häute vorzubereiten, aber D'Albertis zuliebe verzichte ich drauf und begnüge mich damit, ausschließlich Insekten und Pflanzen zu sammeln.

[...] Ich habe auch andere interessante Dinge bezüglich der Sitten der Bewohner von Dorea erfahren. Einer Frau starb der Ehemann, und dessen Bruder hätte sie, dem Brauch nach, heiraten sollen; doch weigerte er sich, da die Frau eine Sklavin ist. Daraufhin verzweifelt die Frau, also schlägt sie der Mann, um sie dann als Sklavin zu verkaufen. Es gab auch diesen anderen Umstand: Eine Witwe hätte den Bruder des verstorbenen Ehemannes heiraten sollen, doch in der Zwischenzeit wurde sie schwanger von einem anderen, von dem man annahm, dass er der örtliche „Sennagi“ [Raja] war. Sämtliche Frauen der Ortschaft versammelten sich, um sie zu beschimpfen und hätten sie umgebracht, hätte sie nicht Schutz im Haus des Missionars gefunden. Der Sennagi selbst wurde ebenfalls angesprochen, weil er kein schlechtes Beispiel hätte geben sollen. Mittlerweile will der Schwager sie nicht mehr und als Strafe wird sie sich damit begnügen müssen, einen Sklaven zu heiraten.

Eisenstäbe (Besi lanté) werden in Mansiman als die beste Ware betrachtet, weil es verschiedene Spezialisten gibt, die sehr geschickt in deren Bearbeitung sind, besonders, um große Buschmesser

(Parang) daraus zu machen; danach folgt blaue Baumwolle (Cain biru), sarongs (besonders die Roten), weiße und blaue Glasperlen, große Tonteller, Messingteller, grober Messingdraht, gute Messer und kleine Faltmesser, welche die Eingeborenen sehr schätzen, weil sie sie verwenden, um Holz zu schnitzen, große Spiegel, Äxte, Parang von guter Qualität; letztere sind unter den Arfak übrigens besonders begehrt, während die Mafor und die Mansiman sie selbst erzeugen. Äußerst gefragt sind Schießpulver, Schrotkugeln und Kapseln.

Das Fieber zwingt D'albertis dazu, sich in Ambon auf die Vettor Pisani einzuschiffen, um nach Italien zurückzukehren, während Beccari in Ambon zurückbleibt und seine Studien fortsetzt.

(S. 185 – 187)

Die Bevölkerung von Ambon besteht aus einer Mischung aus Malaien, Portugiesen, Holländern und Chinesen, doch die Malaien, deren Hautfarbe heller ist als jene der Malaien aus anderen Inseln, sind in der Überzahl. Man sieht oft Männer mit gewellter Mähne, welche mit einem Kamm, der das ganze Haupt umschließt, nach hinten gehalten wird, so wie bei den Singalesen in Ceylon. Die Bewohner von Ambon sind zum Teil Moslems und zum Teil Christen; letztere erkennt man an den schwarzen Kleidern, die sowohl von den Männern als auch von den Frauen getragen werden. Die Männer tragen normalerweise Hose, ein weißes Hemd und eine kurze, schwarze Weste, die vorne geöffnet ist. Die Frauen tragen Sarongs aus schwarzer Baumwolle; das Haar, das schön und sehr schwarz ist, tragen sie nach hinten in einem üppigen Knoten. Im Rahmen mancher Zeremonien haben die wohlhabenden Christen die Vorschrift, Cutwaways zu tragen, und es liegt ihnen viel dran, diese zur Schau zu stellen, so wie sie großen Wert auf den riesigen Zylinderhut legen, den sie von Generation zu Generation weitergeben. Sie lieben es, europäische Kleidung zu tragen und sich auf Holländisch anzusprechen; allerdings pflegen sie viele portugiesische Bräuche, ohne sich dessen bewusst zu sein. Sie feiern den Fasching sowie Weihnachten, und mit Vorliebe das Neujahr. Sie nützen gern jede Gelegenheit, um zu feiern und trinken dann Palmwein (saguero), mehr als gewohnt, essen ausgiebig und arbeiten nicht; das Innere ihrer Behausungen beleuchten sie, so gut sie können und verbringen die Nächte mit europäischen Tänzen, singend und musizierend, während die Burschen nichts anders tun, als Tag

und Nacht Knallkörper zu schießen. Es gibt zwei Lieblingslieder, die man ununterbrochen hört. Die Amboneser sind von ruhigem, lieblichem Charakter, und den Europäern gegenüber sehr respektvoll; selten streiten sie untereinander, sie sind ehrlich, was Geld betrifft, an dem sie übrigens hängen.

Die Chinesen sind wenig und sehr reich und haben einen Teil ihrer Gewohnheiten verloren, weil keiner von ihnen einem Beruf nachgeht. Dies ist von großem Nachteil, weil man von den Ambonesern, die äußerst faul sind, sehr wenig bekommt, obwohl sie nicht ungeschickt sind, was das Handwerk betrifft.

Man kann sagen, dass in Ambon so gut wie keine Armut herrscht. Die Amboneser benötigen so wenig, und das Lebensnotwendigste ist dermaßen billig, dass, obwohl sie arm sind, sie immer den Weg finden, um den Lebensunterhalt zu bestreiten: Der Besitz einer einzigen Sago-Pflanze genügt, um einen ganzen Monat und sogar länger damit auszukommen. Die Sitten sind sehr einfach, aber das Leben selbst ebenfalls, sodass sie sich keine Gedanken zu machen brauchen. Das süße Nichtstun herrscht in ganzem Ambon. Jeder genießt es, niemand beklagt sich; und wäre die ganze Welt genauso, könnte man sagen, dass die Goldene Epoche zurückgekehrt ist. Selbst die Europäer unterhalten sich selten über Politik, kaum wer sehnt sich nach Europa und selten erregen Nachrichten Aufsehen, so außergewöhnlich sie sein mögen. Einmal im Monat kommt die Post. Dann werden zwei Tage völlig dem Geschäft gewidmet. Danach kehrt alles zur Ruhe zurück.

Auf der Insel befinden sich einige Bäche mit klarem und frischem Wasser, doch keiner davon ist groß genug für ein Boot. An einem davon, in einer Ortschaft genannt Battu-Gambong nicht weit von der Stadt entfernt, gibt es ein breites, äußerst reines Wasserbecken, das ein sehr beliebtes Badeort ist.

Die Temperatur in Ambon überschreitet tagsüber selten 30°: Der Morgen ist frisch und ruhig und der Abend entzückend. Während des Monsuns von NO ist die Saison relativ trocken, mit ungetrübten Tagen, die sich 8-10 tagelang halten; in diesem Fall ist es wirklich heiß, wenngleich es während dieser Saison üblicherweise regnet. Die Bucht ist ruhig, außer, wenn der Ostwind bläst, dann schlagen die Meereswellen hoch. Manchmal reißen die Windböen die Bäume aus, doch handelt es sich nicht um echte Hurrikane, während starke Erdbeben relativ häufig sind, allerdings nicht so sehr wie in Ternate. Glücklicherweise sind die Erdbeben in Ambon nicht so

furchterregend wie in Europa, da durch die Holzhäuser keine Gefahren entstehen. Man sagt, dass die erste Insel äußerst ungesund und dass das Fieber von Ambon ziemlich berühmt wegen ihrer Bösartigkeit war, doch nach einem Erdbeben veränderten sich die Dinge wie durch Zauber, sodass Ambon nun als eine der gesündesten Gegenden der Niederländischen Indien betrachtet wird.

In Februar bricht Beccari zu den Inseln Aru, südlich von Neuguinea, auf. Hier wird er sich bis Juni aufhalten. Unter anderem hat er die Gelegenheit, ein Begräbnisritual zu beobachten.

(S. 206 – 229)

Heute ist Sonntag und die christlichen Bewohner von Vokan gehen in die Kirche, angezogen wie in Ambon: Einige tragen ein halb-europäisches Kostüm; andere eine schwarze Tunica; die Frauen sind völlig schwarz angezogen und tragen das Haar auf malaiischer Art. Aus diesem Grund verändert sich ihre Physionomie komplett, denn an den anderen Tagen sind sie sehr zerzaust. Die Gläubiger singen Psalmen nach dem katholischen Ritus, wie ihnen möglicherweise von den Portugiesen, den alten Herrschern der Molukken, beigebracht wurde, weil der Großteil der Bewohner von Vokan aus Banda stammen, wohin sie auswanderten, als sich Portugiesen und Holländer dort niederließen.

1. April – Heute abends findet ein Fest im Nachbarhaus statt. Es ist ein Brauch der Aru, sechs Monaten nach einem Todesfall ein großes Mahl zu veranstalten. Es handelt sich dabei eben um ein solches Fest. Aus den Nachbardörfern sind all diejenigen gekommen, denen es möglich war, Männer, Frauen und Kinder, ferner fast die gesamte Bevölkerung aus Vokan. Jeder hat einen Beitrag mitgenommen (es handelte sich dabei um eine Art Picknick); nur die Fremden mussten keinen Beitrag mitbringen, so wie es in Ambon gebräuchlich ist. Viele der Fremden waren Moslems. Bei Dunkelheit, gegen 9 Uhr abends, begann das Abendessen, das sehr ruhig verlief. Man hörte bloß vereinzelte, leise Gespräche. Nach dem Essen haben fast alle Karten gegen Geld gespielt, bis zum Morgen, dabei tranken sie Arak. Erst dann waren einige ziemlich angeheitert und wurden lauter, manche Stimmen ähnelten Gesängen [...]. Am folgenden Morgen fuhren manche mit dem Trinken fort und einige wurden zur eigenen Hütte getragen. Im Kontrast dazu

das Benehmen der Moslems, die sich nüchtern verhielten, besonders, was die Getränke anging; und morgens nach dem Kaffee sind alle nach Samen zurück, wo sie auch hergekommen sind.

Samen befindet sich nicht weit von Vokan entfernt und soll von Krankheiten verseucht sein. Mehr als dreißig Dorfbewohner haben mich buchstäblich mit Anfragen für Medikamente für ihre Brüder, Schwester, Väter und Mütter überfallen, die krank zu Hause lagen. Aus dem, was mir gesagt wurde, schien mir zu verstehen, dass sie an einer Art hämorrhagischen Ruhr leiden; viele andere an Wechselfieber; andere wiederum an Asthma, begleitet von Ödemen an den Füßen. Sie haben dann nach Medikamenten gegen Wunden gefragt, für schwangere Frauen, gebärende und Wöchnerinnen... Mit meinen Lieblingsmedizinen habe ich versucht, als Arzt zu agieren, so gut ich konnte: Chinin, Chlorodin, Laudanum und wenigen anderen Substanzen. Den meisten habe ich einen äußerst bitteren sowie ekelhaften Trunk eingereicht, um sie von dessen Wirkung zu überzeugen, und ich hatte den Eindruck, dass sie zufrieden waren. Unter den vielen hat nur ein einziger „trima-kassi“ (danke) gesagt. Manche haben sich darüber gewundert, dass ich Medizinen kostenlos verteilt habe; andere hingegen haben gemeint, dass, wenn sie gewusst hätten, dass ich so viele Medizinen besitze, sie früher und täglich gekommen wären.

Die Eingeborenen, welche Arak trinken, können ganze Mengen davon einnehmen, ehe sie besoffen werden. Sind sie es, so schreien sie, singen und diskutieren untereinander, doch werden sie nie zornig, was wiederum eine Eigenschaft des malaiischen Charakters ist.

Das Trauerfest endete übrigens nicht mit dem Mahl, das ich erwähnt habe. Ein kleines Boot wurde mit Wasser gefüllt, Sagomehl beigemischt und daraus eine Art sehr flüssige Brühe hergestellt. Danach hat jeder eine Handvoll dieses Breis genommen und damit haben sie sich gegenseitig beworfen, auf Körper und Gesichter, bis sie völlig besudelt waren. Die Exaltiertesten waren sehr aufgeregt und haben niemanden erspart; sie sind sogar in die Häuser gegangen, um deren Bewohner mit Brühe zu bewerfen. Dieser seltsamen Brauch unterscheidet sich im Wesentlichen nicht sehr von jenem der Kayan aus Borneo, und, obwohl auf komplett andere Art, scheint er mir ähnlich dem Konfettiwurf während des europäischen Faschings. Gemeinsam haben diese Sitten allesamt, den Nächsten zu belästigen.

Während ich in Vokan gelebt habe, konnte ich unzählige interessante Informationen zu den Sitten und den Bräuchen dessen Bewohner sammeln. Ich habe beispielsweise erfahren, welche Zeremonien stattfinden, sobald jemand ablebt. Ein Freund bzw. ein Verwandter kleidet sich

gänzlich in schwarz, setzt einen Hut auf, ebenfalls schwarz, aus dem ein Streifen aus schwarzem Stoff herabhängt, der bis zu den Füßen reicht; in dieser Aufmachung geht er von Haus zu Haus in den umliegenden Dörfern, um die traurige Nachricht zu überreichen. Unmittelbar nach der Meldung stößt jeder ein Klagelied aus, weint konventionell, und wenn das nicht getan wird, bedeutet es, dass keine guten Beziehungen mit dem Verstorbenen herrschten. Währenddessen kleiden sich die Verwandten, Männer wie Frauen, gänzlich in schwarz; und die Witwe, handelt es sich dabei um deren Ehemann, wird ein ganzes Jahr lang Trauerkleidung tragen. Männer und Frauen stürmen samt Kindern, selbst Säuglingen, aus den Dörfern zum Haus des Verstorbenen, um das Trauerfest zu zelebrieren: Jeder sauft sich an, im Dorf wird geschrien, gesungen und dermaßen gelärmt, dass man dabei den Verstand verlieren könnte.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit sah ich in Vokan Frauen, die mit dem Sarong auf dem Haupt völlig nackt spaziergingen. Die Männer waren überschwänglich: Sie hüpfen herum, tanzten, wuzelten sich auf dem Boden, umarmten einander und brachten Frauen Aufmerksamkeiten entgegen mit einem Eifer, den ich während des normalen Alltags nie beobachtet hatte. Dies alles passierte in Vokan, dessen Bewohner sich für zivilisiert halten. Am Watelei entlang hingegen gibt es einen Stamm, der seine Toten auf viel ekelhaftere Weise die letzte Ehre erweist. Sobald jemand stirbt, wird er weder begraben noch wird sein Körper mumifiziert, sondern in einer Art vom Boden erhobenem Sarg der Luft ausgesetzt. Sobald die Verwesung fortgeschritten ist, sammeln sie die Flüssigkeit, die vom Sarg tröpfelt, und vermischen sie mit Arak. Alsdann trinken sie die so gewonnene Flüssigkeit⁴⁸. Diese Geschichte ist mir mit einigen Varianten auch in anderen Gegenden auf Aru geschildert worden; es scheint somit wahr zu sein, doch schließe ich nicht aus, dass einige Einzelheiten erfunden wurden, um jenen Stamm zu diskreditieren.

Unter den Christen wird die Hochzeit auf äußerst eigentümliche Weise zelebriert. Die künftigen Ehepartner werden eine Woche lang in einem Hausabteil eingesperrt, einander gegenüber hockend. Selbst für die dringenden Bedürfnisse müssen sie in dieser Stellung ausharren. Tagsüber schlafen sie und nachts plaudern und kauen sie Betel, während die Freunde rundherum Arak trinken und sich ansaufen. Nach der Hochzeit scheint das Leben nicht gerade ruhig zu verlaufen: Oft kommt es zu Diskussionen innerhalb der Familie und die Männer werden häufig handgreiflich. Ich selbst habe einen Mann dabei beobachtet, seine Frau aus der Hütte zu ziehen und sie halbnackt auf

⁴⁸ Das rituelle Einsammeln des Körpersaftes Verstorbener wurde auf der Malaiischen Halbinsel praktiziert, Brauch, der seinen Ursprung in Indonesien hat [A.d.V.]

dem Boden zu schleppen. Die Frauen sind auch oft der Grund für Kriege zwischen den angrenzenden Stämmen.

Wie bei den meisten primitiven Völkern, herrscht unter den Aru der Aberglaube. Alles, was gegen den eigenen Wunsch geschieht, wird den Machenschaften böser Geister, „Kiamat“ genannt, zugeschrieben, die man durch Gaben verschiedener Natur zu besänftigen versucht. Man gibt Opfergaben dem Wind, dem Meer, den Felsen, den Wellen, der Erde... wegen Krankheiten, wegen Bedürfnisse jeglicher Art, wegen Unglücksfälle. Die Gaben bestehen aus einem Teller, einer Tasse, einem Gong, welche dann am Fuß eines Baums zerbrochen werden, auf einem Felsen oder an anderen Orten, je nach Glauben.

Man kann sagen, dass die Bewohner von Vokan Seemänner sind und ihre abergläubische Phantasie tobt sich besonders in Bezug auf ihr Seeleben aus. Ihre Reisen, im Vergleich zu unseren kurz und bedeutungslos, für sie jedoch lang und abenteuerlich, sind stets Sorgenquellen und somit werden ständig Opfergaben gebracht, ohne die sie standhaft glauben, dass es unmöglich ist, ein Unternehmen zu Ende zu bringen. So ist es z.B. passiert, dass zwei Männer aus Aru in meinen Diensten den Gegenwind, der uns seit Tagen verfolgte, dem boshaften Einfluss einer Konversation zuschrieben, welche von meinen Ambonesen geführt und die nicht durch Opfergaben abgewehrt wurde. Indem sie über ihre Seeabenteuer berichteten, haben die Ambonesen den „Varkola“ erwähnt, der unglücksbringend ist. Laut dem, was im malaiischen Archipel erzählt wird, ist der „Varkola“ eine Riesenkrake, deren Tentakel in der Lage sind, nicht nur ein einfaches Boot, sondern ein ganzes Schiff in die Tiefe zu reißen, indem sie's am Kiel packt! Einer meiner Freunde aus Ambon versicherte mir, dem „Varkola“ ganze drei Male begegnet zu sein; bei einer dieser Gelegenheiten arbeitete er am Bord eines englischen Schoners namens „Edward“. Ein „Varkola“ stoppte den Schoner und ein Tentakel von der Größe eines menschlichen Schenkels griff querweise die Decke, sodass der Kapitän einige Männer losschickte, um ihn mit dem Schwert durchzuschneiden (!). Schade, dass solche Abenteuer nur Leuten passieren, denen man kaum Glauben schenken kann. Doch glaubt man auf den Inseln Aru zweifellos an die Existenz der „Verkola“, sowie man ans böse Auge, an die Hexen und an Erscheinungen, die „Tuan tara ef swanghi“ genannt werden. Dem Anschein nach kommt es zu solchen Erscheinungen dann, wenn man besonders viel Arak getrunken hat; darum gießen die Aruesen, ehe sie trinken, stets etwas Arak auf den Boden zu Ehren des „Tuan tara“.

Repräsentativ für den Reichtum der Bewohner der Aru sind die Stoßzähne der Elefanten, welche von den Bughis für 700-800 Rupien pro Stück gekauft werden, die Gong, und die Frauen, die sehr teuer sind, denn eine Frau wird von den Verwandten für 1.000-3.000 Florins erworben.

Der Handel mit Perlen ist auf den Arus sehr aktiv. In Dobbo wurden mir zwei sehr schöne gezeigt: Eine in der Größe des Eis eines Kanarienvogels, die andere wie ein großer Maiskorn, sehr ebenmäßig. Erstere wurde gekauft mit Waren im Wert von 2.500 Rupien, die zweite für ca. 1.000. Sehr begehrt ist auch Perlmutter. Die Taucher sind in der Regel nicht sehr zahlreich, weil es schwierig ist, 12-18 Arme Tiefe hinabzutauchen, um die Bänke zu erreichen, auf der sich die Muscheln normalerweise befinden. Unter den Tauchern aus Aru sind dieses Jahr vier ertrunken und nicht mehr an die Oberfläche gekommen.

Mal die Bank gefunden, springen die Taucher vom Boot und suchen nach den Muscheln in den Bodenklüften, weil die Muscheln Höhlen und abgeschirmte Plätze bevorzugen. Sobald sie eine gewisse Anzahl auf dem Meeresboden gesammelt haben, stellen sie 3-4 davon in die Armhöhle und eine, die sie in der rechten Hand halten, benützen sie als Flosse, um wieder an die Oberfläche zu kommen, doch passiert manchmal, dass, um mehr Exemplare hinauf zu tragen, sie nicht schnell genug hinauftauchen und ohnmächtig werden. Werden sie dabei vom Boot aus besichtigt, so werden sie oft gerettet, doch manchmal übersieht man sie, weil das Wasser trüb ist, und so ertrinken sie. Manchmal werden sie von den Haien angegriffen, die in diesen Gegenden keine Seltenheit sind.

Man handelt auch mit den Nestern der Salanganen⁴⁹, welche hauptsächlich aus dem südlichen Teil der Inselgruppe stammen: Die besten Nester, die Weißeren, die in Dobbio einen Wert von 12 Florins haben, stammen aus Maikor.

[...] In Giabu-Lengan sind die Häuptlinge der Strandbewohner Christen, so wie übrigens in den restlichen Gegenden auf den Inseln Aru, und sprechen Malaiisch; doch der Großteil der Bevölkerung besteht aus einer Mischung aus Malaien und Alfuros bzw. Orang-Utan (i.e. Männer aus dem Urwald, aus dem Landesinneren). Diese sind Papuaneser Art, mit üppiger, gekräuselter Haarpracht und von sehr dunkler Hautfarbe. Sie haben keine fixen Behausungen;

⁴⁹ Die Salangane bzw. Collocaisa ist ein kleiner Vogel aus Sonda, Siam, China, Ceylon. Er ist ein Insektenfresser und baut seine Nester auf Felsen, indem er das Sekret aus seiner Speicheldrüse verwendet, welches dann verhärtet und eine weißliche Masse bildet. Dieser Teil wird dann gekocht gegessen [Originalfußnote von L. B.].

äußerst selten steigen sie zum Meer herab; sie sind sehr geschickte Bogenschütze; sie tragen bloß einen „Tciavat“ aus Baumrinde (eine Art Lendenschurz); sie bauen den Boden nicht an und sind Jäger und Sammler; sie schlafen dort, wo sie die Nacht überrascht; sie werden von den Küstenbewohnern, mit denen sie die Häute des Paradiesvogels gegen Parang und Baumwolle austauschen, gefürchtet. Finden die Küstenbewohner einen Alfuren-Burschen, der sich im Urwald verirrt hat, so nehmen sie ihn mit und tragen ihn als Sklave zu ihren Hütten. In Vokan habe ich eine erwachsene Sklavin gesehen, die auf diese Weise als Kind genommen wurde; und es ist hauptsächlich anhand der Merkmale, die ich an ihr beobachten konnte, dass ich die Behauptung aufzustellen wage, es handelt sich bei den Eingeborenen im Landesinneren um reinrassige Papuas. Die Sklaven vergessen nie ihren Ursprung und fühlen sich dem Urwald zutiefst verbunden. Eine ganze Familie dieser versklavten Alfuren floh eines Tages in den Dschungel und seither hat niemand mehr von ihnen gehört.

Es stimmt, dass in Votan die Sklaven mehr misshandelt werden als in anderen von mir aufgesuchten Ortschaften. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie ein Mädchen um die sechs Jahre und ein Bub um die sieben mit einem Rattan-Stab blutig geschlagen wurden, weil sie gemeinsam in den Regenwald geflohen waren, wo sie sich aus Kokosnüssen und Früchten ernährten.

Auf dem Haupt mancher Küstenbewohner aus Giabu-lengan habe ich den für die Papua Mafor charakteristischen Kamm gesehen; diese, so wurde mir gesagt, dringen oft zwecks Piraterie bis zu den Aru Inseln vor. Normale Kommunikation mit Neuguinea findet jedoch nicht statt und es kommt äußerst selten vor, dass die Aruaner sich aus ihren Küsten entfernen.

[...] Ich habe mich bis 25. Juni in Lutor aufgehalten, wo ich zahlreiche Exemplare der *Paradisaea apoda* Linn. gesammelt habe, welche, wie ich bereits erwähnt habe, charakteristisch für die Aru ist. Die Ortschaft hat mich u.a. deswegen interessiert, weil hier wilde, reinrassige Papuas wohnen, ohne Vermischungen mit den Malaïen. Es handelt sich dabei um Leute vom Mafor Typus, zwischen den echten Mafor und den Arfak: Sie haben Adlernasen mit einer markanteren Wölbung als jene der Mafor aus der Geehink Bucht. Möglicherweise besteht eine große Ähnlichkeit mit den Eingeborenen aus dem Utanata Fluss, die ich aber nicht gesehen habe. Im Allgemeinen sind sie schöne Leute, doch viele von ihnen leiden unter Abszessen und Drüsentumoren.

Die Stämme aus dem Landesinneren, denen auch die Lutor angehören, werden von den Küstenbewohnern als „Orang-Utan“ bezeichnet, d.h. Urwaldmenschen, Wilden. In Wahrheit erscheinen die Lutor keineswegs minderwertiger als die Bewohner von Dobbo und Vokan, sowohl, was ihre intellektuellen als auch was ihre körperlichen Fähigkeiten betrifft. Ich würde sogar behaupten, dass einige der Burschen den besser geformten Kaukasen im Nichts nachstehen. Von großer Statur, schlank, wohlgeformte Hände und Füße, durchschnittlicher Körperbau; die große Zehe kleiner als die restlichen; trockene, muskulöse Beine; hervorstehende Brust; kleiner Unterleib; eher enge, jedoch hohe, fliehende Stirn, oft flach; markante Schläfen; hervorstehende Augenbrauen; viel prominentere Nase als bei den meisten Papuas, die ich bisher gesehen habe, bei manchen Individuen entschieden adlerartig, wenn auch breit an der Wurzel, bei den meisten gerade und breit. Ich habe auch Nasen gesehen, die jenen der Malaien ähnlich waren, doch selten mit der Spitze nach oben. Die Wangenknochen sind sehr ausgeprägt; das Kinn spitz und leicht fliehend. Bei den größeren Individuen mit der Nase auf Papua Art ist das Haar gekräuselt, und sie tragen es auf die gleiche Art wie die Mafor. Die üppige Haarpracht wird hinter dem Haupt gebunden, und manche tragen sie an der Seite. Die eleganteren Jungen schmücken den Kopf mit Margeriten; andere tragen halbrunde Kämme (die sie von den Bughis kaufen); sie besitzen Armbänder und Halsketten aus Glasperlen und Muschelfragmenten. Der „Tcianwat“ ist meistens rot und daraus besteht ihre ganze Bekleidung. So wie die restlichen Papuas, hängen sie geflochtene Pandanusblätter um und manche tragen ein Tuch auf dem Kopf. Ihre typische Hautfarbe ist malaiisch-braun, doch bei manchen ist es rötlich, so wie bei den Mafor. Manche tragen einen gekräuselten Bart und sind behaart an Brust und Beinen; andere enthaaren sich; andere wiederum sind komplett haarlos wie die Malaien; manche haben kleine Tätowierungen auf der Stirn, die meistens einen kleinen Stern darstellen.

Unter den Individuen mit solchen Merkmalen, die in der Überzahl sind, sieht man solche, die kleinwüchsiger sind und mit dunklerer Haut, mit gelocktem oder glattem Haar und mehr oder minder fleischigen Lippen. Das Vorhandensein verschiedener Typen hängt zweifellos von den häufigen Vermischungen zwischen den Stämmen ab; oft heiraten sie Frauen aus der Küste, die dann zu ihnen ziehen. Sie sprechen eine Sprache, die mit jener der Dobbo und Vokan gewisse Ähnlichkeiten aufweist, jedoch komplett anders ist; niemand spricht malaiisch. Die Papuas aus

der Geelvink Bucht nennen das Wasser „war“, die Lutor „gwar“, die Aruesen aus der Küste „gwajer“, die Malaïen „ajer“.

Aufgrund all dieser Charaktere, die ich in den verschiedenen von mir aufgesuchten Gegenden sammle, entsteht in mir die Idee, dass man in dem Großteil der Papuas die Verschmelzung zweier verschiedener primitiven Typen erkennen kann: Einer ist jener der Neger und der andere kaukasisch, die in Urzeiten aufeinander getroffen haben.

Die Frauen aus Lufor sind wesentlich kleiner als die Männer, ihr Haar ist ebenfalls gekräuselt. Die Jüngeren verfügen über eine hübsche Figur, ihre Brüste sind hoch und rund. Sie tragen zahlreiche, breite Armbänder aus Messing, und, so wie die Männer, Ohrringe aus Gold, Silber und Messing. Auf dem Haupt tragen sie stets einen Kamm, der jenem der Papuas aus Neuguinea ähnlich ist, jedoch wesentlich kleiner; als einziges Kleidungsstück tragen viele einen kleinen, sehr kurzen Sarong, sodass der Busen stets unbedeckt ist; andere tragen eine Art Röckchen, ca. 30 cm lang, gewoben aus Pandanus-Streifen und bunt, sowie mit Glasperlen, lackierten Knöpfen und mit den Samen der Erythrina geschmückte Gürtel. Sie sind bei meinem Anblick nicht geflohen, wie hingegen die zivilisierten (!) Frauen aus Vokan getan haben. Mir kam es vor, dass in diesen Stämmen die Männer numerisch vorwogen. Das Konzept, das die Völker von Ehe haben, ist interessant, weil es jenem der christlichen Vokan, die, wie bereits erwähnt, nicht aruanesischen Ursprungs sind, gleich ist. Dies beweist, dass die Eingewanderten dieselben Sitten der Eingeborenen sowie sie zweifellos auch deren Sprache adoptiert haben. In Lutor wird die Frau also wie in Vokan und anderen Gegenden von deren Eltern verkauft. Ehe basieren somit nicht auf Liebe oder auf anderen emotionalen Gründen: Es handelt sich bloß um Geld. Tatsache ist, dass, sollte die Gattin sterben, deren Vater dem Witwer die Kaufsumme rückerstattet. Es handelt sich also um einen Vertrag, so wie bei anderen Völkern, beispielsweise den Dajak. Unter den Lutor herrscht auch eine Art „Pamalí“, der Dajak-Brauch, gewisse Orte zu bestimmten Gelegenheiten nicht betreten zu dürfen – also eine Art Tabu - und die Christen aus der Küste haben sich diese Sitte angeeignet.

Die Lutor bauen keine Götzen in dem Sinn, doch bei bestimmten Gelegenheiten schnitzen sie grobe Figuren aus den Stämmen des Sagos („gaba-gaba“); sie besitzen kleine Boote aus eigener Erzeugung, äußerst primitiv: Dafür hohlen sie einen Baumstamm aus, dem sie dann, mittels

Höhlungen, die sie in die Kanten meißeln, sowie Querstangen, zwei kleine Ausleger aus „gaba-gaba“ anbringen.

Das Charakteristischste an ihrer Kriegsaufmachung ist ein Schild, das aus mit Kordeln zusammengebundenem Rattan besteht: Für Speere und Pfeile ist es undurchdringlich. Gewöhnlich wird es mit Hühnerfedern geschmückt und an der Seite hängend getragen. Viele ihrer Lanzen haben eine eiserne Spitze, doch bei einigen ist sie aus dem Sporn des Kasuars wie in Neuguinea. Pfeile sowie Bögen unterscheiden sich nicht von jenen der Papuas. Die Bögen sind aus Bambus bzw. aus einem anderem, härterem Holz, den ich nicht bestimmen konnte; die Pfeile bestehen aus dem übrigen Rohr mit Flügelklappe und die Spitze ist aus Eisen bzw. aus Palmenholz, fast immer mit Haken versehen. Ich habe einige Kris sowie Säbel im europäischen Stil gesehen, zweifellos auf den Märkten der Bughis erworben.

Wie ich oben erwähnt habe, habe ich festgestellt, dass viele Lutor krank sind, und die verbreitetsten Krankheiten scheinen Skrofulose sowie Lepra zu sein.

Die Häuser sind in Lutor auf Stelzen in Trockenem gebaut.

Auf Aru befinden sich im Urwald zahlreiche wilde Früchte, die besonders den Stämmen im Landesinneren wie die Lutor als Nahrung dienen: Man findet eine Art Cicas, *Semecarpus*, das „buah-maj“ (eine Art *Sapotacea*), *Diospiros*, *Canary*, *Artocarpus*, *Myristica* (dessen Früchte unreif verzehrt werden), *Amorphophallus*⁵⁰ (davon isst man die Knollen), *Tacca* und *Garcinia*.

Die Eingeborenen bauen „Patas“⁵¹ an, Bananen, „Caladi“, Mais, Sago, Kokospalmen, etwas Reis und Tabak. Die Nahrung besteht aus verschiedenen Muschelsorten, Fisch, Schwein und Käferlarven.

Auf den Kei Inseln, westlich von der Aru Gruppe, macht Beccari folgende Beobachtungen:

⁵⁰ Die *Amorphophallus* (Aroidee) sind knollenhafte Pflanzen, die ein großes dichtomes Blatt und eine auffällige Blüte entwickeln, welche in einem Spat enthalten ist. Die Blumen befinden sich um eine fleischige Säule (spadice), die sich in manchen Aroidee zu einem seltsam geformten Organ verlängert. Beccari verdanken wir die Entdeckung einer der interessantesten dieser Gattung (*A. titanum*), deren Hauptmerkmal die gewaltige Entwicklung der Pflanze ist, welche, obwohl sie meistens bloß aus zwei Blättern besteht, übermannshoch werden kann: Der Durchmesser der Blüte beträgt ca. einen Meter! Die *A. titanum* wurde erfolgreich im Botanischen Garten von Kiew angebaut. Der Geruch aus ihren Blüten, die während ihrer Entwicklung auch Wärme produzieren, zieht fleischfressende Insekten an, die, indem sie ihre Eier in deren Mitte legen, für deren Fortpflanzung sorgen [Originalfußnote von L. B.].

⁵¹ Es handelt sich dabei möglicherweise um *Cissus* bzw. Weinrebe [Originalfußnote von L. B.].

Ständig werde ich von den Dorfbewohnern belästigt, die viel gröber und schlecht erzogener als die Papuas sind: Man merkt, dass sie dem Umgang mit Europäern nicht gewöhnt sind. Nichtsdestotrotz sind es schöne Leute, stark und fleißig, sehr klug sowie geschickte Bootsbauer. Sie besitzen zahlreiche Werkzeuge, manche davon zweifellos europäischer Abstammung: Hackbeil, Axt, Nagelbohrer und Skalpell, der auch als Hobel verwendet wird. Jedes einzelne ihrer Bootsstücke wird perfekt bearbeitet und abgeschlossen, sodass sie für europäische Produkte gehalten werden könnten.

Die Frauen stellen Unmengen Tongefäße her, die „Surang“. Sie sind von eleganter Form, und manche werden mit äußerst künstlerischen Zeichnungen verziert.

Man nimmt Lehm, vermischt ihn mit Sand und knetet das ganze mit den Füßen. Dann wird ein Häufchen dieser Masse auf einem runden Stein modelliert, indem man die Erde mit einer flachgewölbten Spachtel rundherum klopft. Mit einem Stängel, der als Pinsel verwendet und in einen dickflüssigeren, lehmartigen Brei getaucht wird, werden die Zeichnungen gemacht, die wegen des darin enthaltenen Eisenoxids nach dem Brennen eine andere Farbe annehmen. Die auf diese Weise erzeugte Gefäße werden luftgetrocknet, folglich in Stapeln von 20-40 Stücken angehäuft, rundum die man Holz legt, das dann verbrannt wird. Die Frauen tragen viel Zierden, ihre Ohren sind überladen mit Gegenständen aus Gold und Silber, und generell befindet sich in ihren Häusern Schmuck im Wert von 1.000 – 2.000 Rupien. Ich konnte jedoch feststellen, dass sie sich trotz Wohlstands nicht um gute Nahrung kümmern.

Das Dorf, in dem ich mich aufhalte, heißt Keibandan und die Bewohner stammen zum Großteil aus Banda. Sie behaupten, dass ihre Vorfahren vor sechs Generationen von den Engländern aus Banda gejagt wurden (möglicherweise täuschen sie sich aber, denn sie wurden von den Portugiesen verschont). Nun sind sie alle Moslems, wenn auch viele Namen christlicher Abstammung tragen. In ihren Adern fließt mit Sicherheit europäisches Blut und mir kommt vor, dass die Vermischung mit den Alfuros ihnen physisch gut getan hat, während man von den Einwohnern auf Aru nicht dasselbe behaupten kann. Im Gegensatz zu diesen, sprechen sie nicht eine eigene Sprache und haben jene der Alfuren der Kei übernommen; dadurch ist ein eigentümlicher Dialekt entstanden. Die Alfuren aus den Kei sind, wie ich bereits erwähnt habe, hellhäutige Papuas, stark, großgewachsen und wohlgeformt; manche ihrer Häuptlinge sind äußerst klug; es ist jedoch nicht auszuschließen, dass einige ihrer Häuptlinge ausländischer Abstammung sind. Manche

Alfuren bauen ebenfalls Boote, die es ihnen erlauben, die Aru und Banda zu erreichen, und möglicherweise haben sie's von den Bandanesern gelernt, die sich hier niedergelassen haben. Die Sprache der Alfuren ähnelt sehr jener der Mafor. Sie sprechen viele verschiedene Dialekte, die eine gemeinsame Abstammung haben.

Die Bewohner von Kei unternehmen üblicherweise zwei Reisen pro Jahr, als das Meer am Ruhigsten ist, d.h., wenn der Monsun wechselt: Die erste Ende März - Anfang April zu den Aru Inseln; die zweite nach Banda um die „Meta-Kei“ Zeit, d.h. Ende September - Anfang Oktober. Zu den Aru Inseln bringen sie gutgebaute Boote, bearbeitete Hölzer, Tongefäße und Kokosöl; nach Banda die gleichen Artikel, jedoch besonders Kokosöl und Rattan. Wie ich bereits erwähnt habe, werden Kokospalmen auf dem Großteil von Kei angebaut, und in der Tat gibt es um Keibandan kaum mehr Urwald. Hier wird Kokosöl in großen Mengen erzeugt. Ein „Picol“ Öl kostet in Keibandan 10 Rupien und in Banda 25.

Nebst Kokospalmen, bauen die Einheimischen Süßkartoffeln, Mais, Caladi etc. an. Manche Felder werden sorgsam bepflanzt und gepflegt. Ich habe auch ein wenig Reis gesehen, der jedoch nicht wirklich gut zu gedeihen scheint. Die gerodeten, nicht angebauten Flächen, die sehr breit sind, sind normalerweise mit „alan-alan“⁶² bedeckt, das die Eingeborenen häufig in Brand setzen, um Wildschweine zu jagen. Einmal kam das Feuer den Häusern so nahe, dass das Dorf fast niederbrannte.

Keibandan befindet sich in einer Ausbuchtung, die fast in der Mitte des großen Kai liegt, eingeschlossen zwischen vier Inseln. In der Nähe fließt ein Bach, der im einem kleinen Wasserfall am Meer mündet. Unweit fließt ein anderer Bach mit Becken, in denen ich oft badete. Das Klima scheint gesund zu sein, obwohl viele Kinder kränklich sind und an Abszessen leiden, möglicherweise wegen der schlechten Ernährung. Nichtsdestotrotz sind die Erwachsenen wie bereits erwähnt stark und robust.

Im Jänner 1875 kehrt Beccari ein zweites Mal nach Neuguinea. Diesmal hält er sich in Salvatti auf, einer Insel an der nordwestlichsten Spitze. Seine Schilderungen sind alles andere als positiv.

⁵² Eine Grasart [A.d.V.].

(S. 338 – 341)

Die Bevölkerung von Salvatti ist äußerst heterogen, und diejenigen, die glaubten, ein primitives, wildes Volk vorzufinden, haben sich getäuscht. Wild sind sie, wenn man so will; doch sind sie eher unzivilisiert, weil auf ganz Neuguinea ausgerechnet Salvatti der Ort ist, an dem der Sklavenhandel zum Großteil stattfindet, und aus dem die meisten Jagdexpeditionen geführt werden, meistens mit dem Zweck, den Raja aus Tedor zufriedenzustellen, der von seinem Trabant ehrwürdig ergänzt wird, dem Raja von Salvatti Abu Kassim. Dieser ist ein wahrer Schurke, städtisch, wohlgezogen, mit schmierigen Manieren, listig, verlogen, grausam, äußerst gierig. Ich habe erfahren, dass die Mannschaft der „Franz“ in Tangion Sellé massakriert wurde, und zwar von Ansässigen der Ortschaft, die unter der Herrschaft Abu Kassims steht, und somit auf seinem Befehl. Der Grund war, dass Kapitän Redlick nicht vor Samatté vor Anker ging und nicht viel vom Raja kaufte. Dieser hat eine Prauh Bughis ebenfalls plündern und deren Mannschaft umbringen lassen; die Beute hat er dann mit seinem Bruder „Pandita“ geteilt. Es handelte sich für mich um eine alte Bekanntschaft, in Vergangenheit hatte ich bereits versucht, mit ihm Freundschaft zu schließen bzw. ein harmloses Verhältnis einzugehen, teils durch Geschenke, teils durch Drohungen, um ihm zu verstehen zu geben, wie ich ihn einschätze. Van Musschenbroek, ein Kolonialbeamte aus Ternate, hat mir aus Sicherheitsmaßnahme einen Brief vom Sultan von Tedore besorgt, in dem der Raja von Salvatti ersucht wird, mir bei jeder Eventualität zur Seite zu stehen.

Nebst dem Raja wohnen in Salvatti weitere hohe Tiere aus Tedore, dessen Sprache sie beherrschen; diese sind für die armen Papuas wahre Kalamitäten, denn sie werden mit jedem Mittel tyrannisiert. Diese hohen Tiere sind „Pandita“, und die „Imam“, oder moslemische Priester, verwenden die Ausrede der Religion, um die Einfältigkeit der Naiven auszunutzen, auf deren Kosten sie leben.

Salvatti ist auch eine der wichtigsten Baustellen für Boote, die „Prabu“, deren Form „Cora-Cora“ genannt wird. Die Bootsbauer sind geschickte Handwerker und stammen aus Maba und Patani in den Molukken. Sie bilden die Gesellschaft, die als die aristokratischste des Dorfs genannt werden darf; sie wohnen in Häusern in malaiischem Stil, aus Holz und Matten, mit Bedeckung aus „Atap“, in Pfahlbauten auf dem sandigen Meeresufer, die sich normalerweise aber nicht direkt auf dem Meer befinden, jedoch während der Flut von den Wellen bespült werden. Das hat

den Ursprung in der Gewohnheit der Malaien, ihre Boote ins Trockene zum Strand zu schleppen, indem sie die Flut nützen; dann ziehen sie sie mittels Walzen weiter aufs Land, damit sie von der Flut geschützt bleiben. Die Ortschaften, die von den Seevölkern ausgewählt werden, um ihre Dörfer zu errichten, sind also oft leicht zu erreichbare Strände.

Ein Teil des Dorfs wird hingegen von den Küsten-Papuas der Mafor Rasse bewohnt, und ihre Behausungen bestehen ebenfalls aus Pfahlbauten, jedoch nicht am Wasser; und obwohl sie in dem gleichen Stil sind wie jene in Dorei, sind sie von bescheidener Größe und weisen einen provisorischen Charakter auf. Die Papua Bevölkerung ist nämlich einer gewissen Fluktuation unterworfen, da Salvatti eine große Zwischenstation für Tedore bzw. Ternate ist, wohin die Mafor jährlich reisen, um dem Raja, von dem sie abhängen, ihre Abgaben zu liefern.

Es gibt zudem einige bughinesische Märkte aus Makassar, manche davon beständig, andere wiederum bleiben nur mit ihren Prabus zwecks Handels. Man trifft schließlich auf eigene Sklaven aus Papua Onin, Amberkaki (besonders Karon) und auf zahlreiche Individuen, die aus der Mischung zwischen diesen Papuas und ihren Besitzern stammen.

Am 17. Februar unternimmt Beccari eine Exkursion zum Berg Morait im Landesinneren. Hier begegnet er den Alfuren.

(S. 354 – 356)

Die Alfuren dieser Regionen bezeichnen den Dasyptilus als „König der Papageien“. Nur die Männer dürfen sein Fleisch essen, die Frauen hingegen nicht: Es herrscht der Glaube, dass, soll sich eine Frau nicht an diese Regel halten, ihr Nachkommen sterben würde. Laut meiner Informationen, lebt in diesen Bergen eine andere Gattung Dasyptilus, die „König der männlichen Papageien“ genannt wird.

Die Alfuren aus Dorei Hum genießen den Ruf einer einwandfreien Moral: Sie besitzen in der Tat nur eine Ehefrau; Ehebruch kommt selten vor und wird damit bestraft, dass man als Sklave verkauft wird; die Mädchen sind angeblich keusch; Diebstahl wird als eine der größten Schandtaten angesehen und dem bösen Zauber gleichgesetzt. Solch Tugend konnte trotzdem nicht verhindern, dass mir bereits am ersten Tag meines Aufenthalts unter ihnen ein Kris gestohlen wurde.

Nachts ist einer ihrer Sklaven, ein Alfure Karon, geflohen, aber er wurde bald eingeholt, gefangengenommen und in Stücken gehackt.

Die Alfuren aus Dorei Hum haben einen guten Ruf im Speerwerfen sowie -fangen, können aber nicht mit Pfeil und Bogen umgehen. Sie besitzen viele „Pamali“, i.e. verbotene Dinge, die unglücksverheißend sind. Nachts darf ein Individuum nicht die Feuerstelle eines anderen benutzen, auch darf er sich nicht beim Feuermachen helfen lassen, da er dieses selbst erzeugen muss. Man soll des weiteren sehr vorsichtig im Umgang mit Frauen sein: Berührt beispielsweise jemand eine Frau und wird diese nachher krank, wird er als Unglücksbringer angesehen. Spornt jemand einen anderen dazu an, eine Kokospflanze zu klettern und stürzt dieser zufällig, tut sich dabei weh bzw. stirbt, so ist Ersterer dazu verpflichtet, den Preis des Mannes, der seinetwegen gestorben ist, zu ersetzen.

[...] Ich habe den Alfuren einen Schädel abgekauft, der an einem Baum hing; es handelte sich dabei um den Kopf eines Häuptlings der Mafor aus Salvatti namens Sennagi Brankis, ein äußerst mutiger, kluger Kerl, der vor einiger Zeit von den Alfuren aus Dorei Hum ermordet wurde.

Vormittags bin ich Richtung Has aufgebrochen, das ich um 2 Uhr nachmittags erreicht habe. In der Nähe von Has befinden sich Korallenbänke, welche bei Ebbe auftauchen. Das Dorf besteht aus verschiedenen, von interessanten Leuten bewohnten Häusern: Die Häuptlinge scheinen aus anthropologischer Sicht aus gemischten Rassen, doch ähneln sich die Alfuren untereinander sehr und gehören einem besonderen Typus an. Ihre Haut ist nahezu schwarz; das Haar wollig wie bei den echten Negern; hervorstehende Augenbrauen; tiefhängende Nasenwurzel; breite Wangen- und Kieferknochen; enge, oft fliehende Stirn, mit tiefhängenden Schläfen; hervorstehende Unterleiber; riesiger Brustkorb; kurzer Hals mit dem Haupt, als würde es nach vorne hängen. Es ist der bestialischste Typ, den ich unter den Papuas erblickt habe, und vielleicht sollte er als ein Überbleibsel der alttümlichsten und primitivsten Rassen Neuguineas angesehen werden, bezugnehmend auf die Negritos (ähnliche Individuen wurden von mir am vergangenen 15. November unter den Sklaven in Salvatti besichtigt).

Am 14. März 1875 kehrt Beccari nach Dorei zurück.

(S. 359 – 360)

Ich bringe in Erfahrung, dass wenn die Papuas eine längere Reise unternehmen, die zurückgebliebenen Frauen ein großes Neumondfest veranstalten, um sich in spiritueller Verbindung mit ihren Männern zu setzen, weil sie meinen, dass diese in jenem Moment denselben Mond erblicken; sie tanzen jedoch nicht, vielleicht aus Zeichen der Traurigkeit. Die Papuas wenden die Tätowierung an nicht nur als Zierde, sondern auch zu Ehre ihrer Toten, und die Zeichnungen repräsentieren Objekte, die ihnen zu Lebzeiten gehört haben. Handelt es sich beim Verstorbenen um den Ehemann, so zeichnet die Frau bzw. die Schwester auf den Körper den Parang, den Kissen oder irgendeinen für den Verstorbenen charakteristischen Gegenstand.

16. März. – Angekommen in Dorei.

Die „Karwar“ sind wie ein „Medium“, um mit dem Geist der geliebten Verstorbenen in Kontakt zu treten; es handelt sich dabei aber keineswegs um Götzen. Man fertigt ein „Karwar“ an für den Fall, dass jemand stirbt und beabsichtigt wird, dass das „Karwar“ das Abbild des Verstorbenen ist, mit dem man der Meinung ist, kommunizieren zu können, wann immer es einem beliebt. Stirbt beispielsweise die Mutter, so wird ein „Karwar“ von ihr angefertigt und man bewahrt es im eigenen Haus, und sobald man etwas Bedeutsames unternehmen will, so verehrt man es, stellt man sich ihm gegenüber mit dem Gesicht in den Händen, auf den Füßen kauend, bis die Fantasie einem glauben lässt, die richtige Inspiration bekommen zu haben. Wenn derjenige, der das „Karwar“ angefertigt hat, ebenfalls stirbt, so begraben ihn manche mit dem „Karwar“.

Einige „Karwar“ verfügen über einen riesigen Phallus und stellen die Ahnen dar. Kleine „Karwar“ werden am Hals getragen und als Amuletten zu verschiedenen Zwecken bewahrt, wie um Krankheiten, Unglücksfälle, Unwetter u.s.w. fernzuhalten.

Angeblich stammt die Bezeichnung „Karwar“ aus dem Sanskrit. Herr Van Musschenbroeck, der in Ternate lebt, stellte für mich einige Recherchen an und fand heraus, dass „Kara“, das Wort „Kawi“ (antike Sprache aus Java) aus dem Sanskrit stammt und „Erbauer, Schöpfer, jener, der als Erster etwas schafft“ bedeutet. „Wara“, das Wort Kawi, stammt ebenfalls aus dem Sanskrit und bedeutet „groß, hervorragend, jener, der mächtig ist und von allen geachtet wird“. „Karwar“ bedeutet folglich „der große Urheber, der Erbauer, der Schöpfer schlechthin“.

Auf Ansum, einer Insel im Norden Neuguineas, macht Beccari folgende Beobachtungen:

(S. 363 – 380)

Treffen die Papuas Leute, die sie nicht kennen, so pflegen sie manchmal den Brauch, die Neuankömmlinge mit Kalk in Pulverform zu bewerfen, der in hohlen Bambusröhren aufbewahrt wird. Dies tun sie auch deswegen, weil sie meinen, dass sie dadurch von Gewährungsschüssen unverletzt bleiben und auch, so wird mir gesagt, um einen Freundschaftspakt zu schließen; es ist ein Mittel, um Besprechungen einzuleiten und ist dem Zeigen der weißen Fahne gleichzusetzen. Diese Praktik erscheint mir wie jene, welcher Cook auf seiner ersten Reise begegnet ist, als er die südliche



**Geschnitzter Bambusbehälter
aus Ansus**



Einheimischer aus Ansus

Küste Neuguineas entlangsegelte.

„Man sieht“, schrieb er „die Eingeborenen auf dem Strand

eine Art Feuer in regelmäßigen Abständen werfen; in den Händen halten sie einen kurzen Stock, vielleicht ein leeres Rohr; den Stock wedelten sie hin und her und unmittelbar danach sah man Feuer und Rauch daraus kommen, die jedoch nicht lang anhielten, genauso wie Feuer aus einem Gewähr kommt, nachdem man geschossen hat. Keiner konnte sich aus jenem seltsamen Manöver einen Sinn reimen.“ Cook ging vermutlich fälschlicherweise davon aus, dass dem Rauch Feuer beigemischt war; und es ist möglich, dass der von ihm gesehener Rauch eben aus dem Kalk stammt, der in Staubform in den Bambusröhren enthalten ist, und welcher mit einer leichten Bewegung ausgeschüttet wird, die jener, die immer noch gebräuchlich ist, identisch ist.

Im Allgemeinen schienen mir die Bewohner von Ansus nicht viel anders als jene auf dem Festland, ihre Farbe ist jedoch heller. In der

Tat korrespondiert ihre Hautfarbe mit Nr. 28 der Istr. Antr.⁵³ und die Augenfarbe mit Nr. 1 und 2. Es gibt Individuen mit sehr ausgeprägter, fast adlerartiger Nase; bei manchen anderen ist die Nase hingegen erstaunlich tiefliegend und groß. Sie haben einen lichten Bart, den sie allerdings nie wachsen lassen, indem sie sich mit Flaschenscherben rasieren; viele sind tätowiert, besonders im Gesicht. Das Haar variiert in Form und Farbe: Bei manchen Individuen ist es gekräuselt, so wie beim Großteil der Papuas, bei manchen anderen ringelförmig bzw. glatt so wie bei den Orang Merenghi und den Einwohnern der Inseln Aru. Das Haar, manchmal zerzaust, manchmal üppig hinter dem Haupt getragen wie alle Mafor, ist niemals komplett schwarz, sondern kastanienrot; am Ansatz ist es immer dunkler und hell an den Spitzen, die manchmal blond erscheinen; an den Locken werden gelegentlich Glasperlen gehängt. Manchmal habe ich Individuen gesehen, die außergewöhnlich blond waren, vielleicht künstlich mit Kalk erbleicht, obwohl mir gesagt wird, dass dies nur von den Orang aus Arubori praktiziert wird. Ich habe aufmerksam den Haaransatz eines Papuas betrachtet, nachdem er rasiert wurde: Auf dem ersten Blick scheinen die Haare regelmäßig verteilt zu sein, doch sobald sie wieder wachsen, sprießen sie nicht alle senkrecht von der Kopfhaut und einander parallel, sondern schräg und mit der Neigung, sich in 4-5 Strähnen zu versammeln. Bald wickeln sie sich spiralförmig ein und formen eine Art Knäuel, so, dass es den Anschein hat, als sei der Kopf vollständig mit schwarzen Kapseln bedeckt. Das Haar der Burschen wird erst gegen die Pubertät abgeschnitten und erscheint wie ineinander verknottete Locken, länger als eine Spanne. Diese Verknottung entsteht nicht aus einem Kunstgriff oder aus Dreck, sondern ist eine natürliche Veranlagung, so wie bei manchen Schafen.

Die Frauen aus Ansus rudern, gehen fischen, sammeln Holz und erledigen den Haushalt. Solange sie noch jung sind, sind sie durchaus hübsch und ihre Profile kaukasisch; mehr als die Männer weisen sie Merkmale auf, die an polynesischen bzw. indischen Ursprung denken lassen.

Auf Ansus mehr als in Dorei ist mir vorgekommen, eine kaukasische anthropologische Neigung in der Bevölkerung zu entdecken, wobei unter den Individuen mit feineren Gesichtszügen ich manche gesehen habe, die wahrhaft bestialisch sind. Im Allgemeinen sind die Leute auf Ansus großgewachsen und wohlgeformt. Die Männer von Ansus tragen das „Dgidako“⁶⁴, welches aus

⁵³ Anthropologische Anleitungen [A.d.V.].

⁵⁴ Es handelt sich dabei auf Papuanisch möglicherweise um den „Tciavat“, eine Art Lendenschurz, die von den Dajak auf Borneo und vielen anderen Völkern auf dem indonesischen Archipel getragen wird. Im Rest des Tagesbuchs hat sich Beccari immer des zweiten Begriffs, gebräuchlich unter malaiisch-sprechenden Völkern, bedient, um dieses Kleidungsstück zu bezeichnen [Originalfußnote von L.B.].

Bananenblättern gemacht und mit einer Kordel an der Taille festgehalten wird; manchmal tragen sie auch andere, mit Glasperlen versehene Kordeln. Sie tragen Halsketten, an denen 2-3 weiße Kaurimuscheln hängen und auf rotgefärbte Pandanstreifen gefädelt werden; außerdem pflegen sie, eine kleine Glasperlenkette an die Haare anzubringen, mitten in der Stirn. Am Hals tragen sie auch Streifen aus Blättern, die sie über die Brust kreuzen und unter den Achselhöhlen legen. Sie tragen Bänder aus roten bzw. weißen Muscheln an Armen und Beinen; an den Handgelenken Armbänder aus Messing und Silber, verwoben mit Rattanstreifen. Am rechten Armgelenk tragen sie normalerweise auch ein breites Band aus Fasern, das gleichzeitig als Schutz gegen die Vibrationen des Bogens dient, wenn dieser schnalzt.

Aus Trauerzeichen tragen sie, wenn sie aus dem Haus gehen, eine Art Kapuze, das aus einer seitlich genähten Matte besteht.

Es handelt sich bei den Ansus um ein extrem fleißiges Volk; nicht nur können sie Eisen mittels Hammer und Ambos bearbeiten (so wurde mir zumindest erzählt), sondern sind sie auch in der Lage, Glas zu erweichen, aus dem sie Ohrringe erzeugen; sie benutzen Netze mit Netzschwimmern, welche aus den Früchten der Barringtonia erzeugt werden, und mit Steinen als Gewichte. Sie besitzen auch spezielle Netze, mit denen sie Schildkröten fangen, und an die sie bestimmte Schwimmer hängen, welche die Form von Fischen aufweisen und von ihnen nach der Art der „Karwar“ geschnitzt werden. Außerdem verwenden sie eine bestimmte Wurzel, um die Fische zu vergiften, doch echte Gifte kennen sie nicht. Sie erzeugen große Tonkrüge und sind auch in der Lage, sie grob mit Firnis zu versehen.

In Ansus wird viel „Saguero“ (Palmenwein) aus Nipa erzeugt, und täglich sieht man die Folge davon in dem Lärm, dass nachts von den Besoffenen gemacht wird. Wie all primitive Völker, glauben die Mafor aus Ansus an Hexerei und Flüche, und möglicherweise ist es diesem Glauben zu verdanken, werden sie, so wie andere Völker, für boshaft und feindselig gehalten: Sicher ist, dass, treten bei ihnen nach dem Besuch eines Durchreisenden Krankheiten auf, sie sich an ihm rächen, denn sie schreiben jegliches Unglück dem bösen Aug zu, das vom Fremden gebracht wurde. Sie glauben, dass einige Merops-Spezies (eine Art Vogel, die unserem Bienenfresser ähnlich ist) einen Tribut dem Sultan von Tedore überbringen, wenn sie migrieren, während jene, die im Land bleiben, Krankheiten verursachen.

Ich habe zudem von einem Aberglauben erfahren, der mir äußerst interessant erscheint. Der Korano von Ansus hat mir gesagt, dass er, so wie die restlichen Mafor, das Fleisch des Kasuars nicht verzehrt, weil er glaubt, dass seine Ahnen aus dem Kasuar stammen bzw. dass seine Ahnen es ebenfalls nicht verzehrten. Ich verstand nicht so recht, welche der beiden die richtige Begründung war; jedenfalls hatte ich den Eindruck, dass hinter diesem Glauben ein deutlicher Hinweis auf die indische Metempsychose steckt⁵⁵.

Im Vergleich zum restlichen Volk auf Neuguinea ist die Methode der Aufbewahrung der Toten anders, und es ist ebenfalls bemerkenswert, dass die Ansus keine „Karwar“ herstellen. Die Toten werden mittels Räucherung in kauender Position mumifiziert. So zugerichtet, werden sie in den Häusern aufbewahrt, bis sie gänzlich auseinanderfallen. Erst dann werden die Knochen eingesammelt und begraben. Als ich in Ansus war, starb die Frau eines Mannes, der vor ihr verstorben war und mumifiziert wurde. Sie wurde mit ihrem Mann vereinigt und mit ihm mumifiziert.

Das Dorf Ansus besteht aus 43 Häusern, manche kleiner, manche größer, in der Form einer Schildkröte wie jene der Mafor aus anderen Gegenden; sie werden auf Stelzen gebaut und sind weder untereinander noch mit dem Festland verbunden.

Alle Häuser in Ansus sind unweit von der Flussmündung gebaut, und das Dorf ähnelt ein wenig Brunei auf der Insel Borneo. In jedem Haus wohnen viele Leute, bis zu hundert. Das Dorf ist umgeben von Mangroven; doch unmittelbar dahinter befindet sich der Urwald, mit kleinen Parzellen gerodeten Bodens, wo sie Bananen, Ananas, Lansat, Mangos, Kürbisse, Gurken und Papaya anbauen. Eine wilde, dem Litschi ähnliche Frucht war von sehr süßem Geschmack.

Es wurde mir erzählt, dass vor kaum 40 Jahren die Bewohner von Ansus, Surui und Ambon entschlossen, ihre Häuser im Stil der Mafor im Wasser zu bauen, in der jetzigen Ortschaft, der aktuelle Korano hatte sie dazu bewegt. Das erklärt, warum diese Küstenleute, wenngleich ihre Behausungen anders sind, sich nicht von den Alfuren im Landesinneren unterscheiden, da sie möglicherweise denselben Ursprung haben. Es ist allerdings eigenartig, dass, es trotzdem einige mit kaukasischem Profil sowie glattem Haar gibt. Handelt es sich dabei vielleicht um den polynesischen Einfluss, den ich bereits erwähnt habe?

⁵⁵ Es handelt sich eher um einen Totem-Hinweis [Originalfußnote von L. B.].

Die Mafor, Küstenbewohner der Geelvink Bucht, taten sich vor einiger Zeit mit den Leuten aus Patani, mit den Galela und anderen zusammen, um an der Küste von Seram entlang Piraterie bis Buru, den Kei, den Aru und Timor zu betreiben; und mein Pilot hat mir erzählt, dass sein Vater im Rahmen einer dieser Expeditionen auf Buru umgebracht wurde. Sie sind, wie ich bereits erwähnt habe, das möglicherweise seetauglichere Volk der gesamten Region und im Namen des Sultans von Tedore erfordern sie Abgaben im gesamten Papua Onin und in Papua Kiviai.

Es besteht kein Zweifel, dass die Mafor, im Vergleich zu den restlichen Bewohnern Neuguineas, die Merkmale einer gehobener Zivilisation aufweisen. Sie verfügen z.B. über astronomische Kenntnisse, die erwähnenswert sind: Sie kennen einige Konstellationen sehr gut und verwenden dafür eigene Namen, und berücksichtigen deren astronomischen Lage, wann immer sie eine Reise unternehmen bzw. Reis säen. Sie wissen, dass wenn die Plejaden (die sie „Sarmerni“ nennen) bei Sonnenuntergang am Horizont stehen (2. Aprilhälfte), die Ruhephase zwischen den Monsunen beginnt, und dann bereiten sie sich darauf vor, nach Tedore zu reisen, um dem Sultan die Abgaben zu überreichen. Sie nennen die Orion-Konstellation „Kakori“ und glauben, dass Kakori Sarmernis Gatte ist; „Samfaari“ ist Venus, wenn es am Morgen erscheint und „Magbendi“, wenn es bei Sonnenuntergang verschwindet (wenn ich richtig verstanden habe); weil „Magbendi“ auch Jupiter sein könnte.

Sie teilen das Jahr in zwölf Mondmonaten auf; das Jahr beginnt, wenn der Neumond sichtbar wird, und Rumuri ist der erste Monat des Jahres, dem Neumond im Jänner entsprechend; Maandie der 6.; Akori der 7.; Kokori der 8.; Wamansi der 9.; Ruwamia der 10.; Wepursi der 11. und Purari der 12.

Inarvur, der auch Inghira genannt wird, ist der Gott des Guten und wohnt im Nebel oberhalb des Urwalds, während Manuen bzw. Manu die Inkarnation des Bösen ist, der Gott des Bösen. Manuen wohnt oberhalb der Gewässer, in steilen, unzugänglichen Felsen, in Höhlen; er ist derjenige, der den Regen, die Hurrikane und die Winde kommen lässt; derjenige, der die Leute in Besitz nimmt und sie erkranken lässt; somit muss man sich besonders gegen ihn durch Gaben und Beschwörungen beschützen.

In einer Familie starben Vater und Mutter am selben Tag; die anderen zerstörten das Haus und zerstreuten all ihre Gegenstände, weil Manuen davon Besitz genommen hatte und mit jedem Mittel vertrieben werden musste.

Von einer Frau wurde geglaubt, sie sei die Ursache einer Ruhr-Epidemie gewesen und sie wurde daher ins Meer geworfen, aber davor brachten sie sie mit einem Speer um, um aus deren Körper eine Schlange und Frösche zu vertreiben. Manuen kam ebenfalls raus, und da er in solchen Fällen das Aussehen eines Zwergs annimmt, irrt er in den Wäldern herum, ohne die Möglichkeit zu haben, weitere Schäden anzurichten. Wenn Manuen den Regen verursacht und einen Sturm herbeiruft, vertreibt man ihn, indem man eine Hand zum Mund führt und darauf blasend wieder entfernt, gleichzeitig schüttelt man einen Stab links und rechts, oder man nimmt Manuen wie mit einem Kniff, führt ihn zum Mund und bläst ihn weg.

Es hat den Anschein, dass im Urwald andere böse Geister wohnen, sie sollen klein sein, mit einem sehr langen Bart und weißen Haaren. Sie nehmen mit Vorliebe Kinder, um deren Seele auf die Wolken zu bringen. Ein Kind stirbt, weil der Geist es gewollt hat, und man bietet es ihm an, indem man die kleine Leiche in ein Baumhaus legt, in der Hoffnung, dass die anderen erspart bleiben. Wenn zwei Zwillinge geboren werden, stirbt einer davon unweigerlich, weil der Geist ihn haben will.

Die Legende der Ursprungs der Mafor ist es wert, an dieser Stelle erwähnt zu werden:

Auf Megiocwundi bzw. Anki, einer der Insel der Verräter, lebte vor vielen Jahren ein alter Mann namens Mansaarmakri, was „der Alte, der fragt“ bedeutet. Da er zu alt war, um die Felder anzubauen, bestritt Mansaarmakri seinen Lebensunterhalt, indem er Sagüero – Palmwein – verkaufte. Eines Tages merkte er, dass das Bambusrohr, in dem er das Sagüero aufbewahrte, leer war, und da es einige Male davor bereits passiert war, beschuldigte er seine Nachbarn, ihm das einzige zu stehlen, womit er was verdienen konnte. Aber die Nachbarn meinten, sie seien doch nicht so böse, einen alten Mann zu bestehlen. Um den Dieb zu überraschen, erkletterte Mansaarmakri des nachts also den Baum, an dem er das Bambusrohr hängte; und bei Tagesanbruch sah er Samfaari, den Morgenstern, der auf die Erde hinabstieg und das Sagüero trank. Zornig stieg Mansaarmakri vom Baum hinunter, nahm Samfaari und sagte ihm, er würde ihn nicht freilassen, ehe er ihn für den Wein entschädigte, den er getrunken hatte. Um die Freiheit zu erlangen, schenkte ihm Samfaari einen Zauberstab, mit dem er, wenn er ihn auf den Boden klopfte, Dinge wie Häuser, Boote und Gegenstände aus Gold erscheinen hätte lassen können, ja hätte er seinen alten, abgezehrten Körper in jenen eines schönen Jünglings verwandeln können; des weiteren versprach er ihm, ihm eine Frucht zu zeigen, „Marisbon“ auf Papuanisch, „bunwah

tcia pilong“ auf malaiisch, die, werfe man sie auf ein Mädchen, es schwängern und ihm einen Sohn schenken könne. Mansaarmakri war mit dem Angebot von Samfaari zufrieden, befreite ihn und erhielt als Gegenleistung den Stab und den Hinweis auf die Frucht. Danach änderte er seinen Namen in „Mangundi“, was „er selbst“ bedeutet. Nach kurzer Zeit wendete er das Marisbon an und warf es auf ein sehr schönes Mädchen, das schwanger wurde und einen Jungen namens „Konori“ gebar. Nach einigen Jahren, bei einem Fest, an dem Konoris Mutter samt deren kleinem Sohn teilnahmen, trat unter den Tänzern auch Mangundi auf, der, obwohl alt und hässlich, immer noch gern tanzte. Nun geschah, dass sobald Konori Mangundi sah, er zu schreien begann: „Da ist mein Vater, da ist mein Vater“; und Mungundi erzählte die Geschichte der Frucht und heiratete Konoris Mutter. Doch waren die Eltern der jungen Frau unzufrieden, da Mungundi alt, hässlich und arm war. Als er dann versuchte, Häuptling zu werden und den Männern verbieten wollte, Liebesverhältnisse mit ihren Frauen einzugehen, weil es doch genügte, sie mit Marisbon zu bewerfen, um sie zu schwängern, hassten ihn die Dorfleute, und das verursachte ihm viel Kummer. Daraufhin beschloss es, mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Schwägerin in ein anderes Land zu ziehen, und sagte seiner Dorfleuten voraus, dass sie sich nach seiner Abfahrt alle gegenseitig umbringen werden; und dass es die richtige Strafe gewesen wäre, weil sie nicht auf ihn gehört hatten. Er schlug seiner Frau also den Umzug vor und sie willigte ein; aber sie sagte, dass sie nicht begriff, wie sie's anstellen sollten, besaßen sie doch kein Boot. Mangundi ging also zum Strand und mit dem Stab zeichnete er ein Boot, das sich sofort in ein echtes Boot verwandelte. Die Dorfbewohner, die nun Mungundis Macht merkten, wollten ihn nicht mehr gehen lassen und versuchten, das Boot in den Wald zu ziehen. Doch gelang es ihnen nicht, denn sobald Mungundi mit seiner Frau und dem Sohn Konori ins Boot stieg, zog dieses von selbst ins Meer und rollte in die Wellen. Nach einer langen Fahrt landeten sie auf der Insel Mafor, die damals sehr klein war und von hohen Felsen umgeben, sodass sie Mungundis Frau nicht gefiel; dieser stampfte also mit den Füßen auf den Boden und die Insel wurde so groß, wie es heutzutage ist. Konoris Mutter war jedoch immer noch nicht zufrieden, weil die Insel unbewohnt war und somit gab es keine Gefährten, mit denen sie sich mit Konori austoben konnte. Um den Beschwerden seiner Frau ein Ende zu setzen, wandte Mungundi erneut seine magischen Kräfte an, ging zum Ufer, steckte vier Stäbchen in den Sand und zeichnete vier Boote. Die Stäbchen verwandelten sich in vier bewohnte Häuser und aus den Zeichnungen wurden vier schöne, seetaugliche Boote. So entstanden die vier

Dörfer von Mofor, die folgendermaßen hießen: Rumberpom, Angradifu, Rumantra und Rumberpur. Sobald er das Wunder vollbracht hatte, kehrte Mungundi zu seiner Frau, weckte sie und zeigte ihr die Häuser mit den Bewohnern. Mungundis Frau war sehr glücklich, rief die Hausherren zu sich und der Tag verlief mit großen Feiern und viel Vergnügen.

Doch war Mungundis Frau immer noch nicht ganz zufrieden. Ihr Mann, so charmant er auch sein mochte, war nämlich alt und sehr hässlich und darunter litt sie häufig. Als Mungundi dies merkte, ging er eines Tages in den Wald zu einem Ort namens „Snaritciori“. Hier machte er ein großes Feuer aus den Stämmen des Eisenholzes, und sobald die Flammen loderten, warf er sich hinein. Das Feuer ließ seine alte, faltige Haut zerfallen, sodass er sich in einen schönen jungen Mann verwandelte. Und aus der Haut, die in die Flammen gefallen war, formte sich Schmuck aus Gold und Silber, Teller aus Bronze, Perlen und Unmengen kostbarer Gegenstände. Murgundi schmückte sich mit einigen dieser Objekten und kehrte zu seiner Hütte, doch wollten ihn seine Frau und seine Schwägerin nicht erkennen, und obwohl sein Sohn Konari ihm entgegenlief und ausrief: „Da kommt mein Vater zurück“, wollte ihm die Schwägerin nicht erlauben, die Hütte zu betreten, weil Mungundi bei seiner Rückkehr beleidigt gewesen wäre. Da er einsah, dass er beide Frauen nicht überzeugen konnte, brachte es sie zur Stelle, an der der Schmuck entstanden war; erst dann glaubten sie ihm und schmückten sich ebenfalls mit den Schätzen.

Da er die Methode gefunden hatte, so viele kostbare Dinge entstehen zu lassen, mit denen man beliebige Nahrungsmittel kaufen konnte, sagte Mungundi seinen Untertanen, dass sie nie wieder arbeiten mussten. Doch musste er eines Tages trotz seiner Fähigkeiten die Dorfbewohner tadeln, weil sie, ohne es ihm zu sagen, zu einer anderen Insel gegangen waren, um Sago zu suchen. Zornig sagte er ihnen voraus, dass sie wieder arbeiten werden müssen, um sich Nahrung zu beschaffen; und ohne die anderen davon in Kenntnis zu setzen, verschwand er mit seinem Sohn Konori.

Die Legende sagt nicht, wohin er ging. Manche meinen, der Ort sei unbekannt, andere wiederum behaupten, dass er nach Biak ging, wo er jedoch nicht lange blieb. Aber man glaubt, dass er mit seinem Sohn Konori zurückkehren und Mafor jede Menge Dinge geben wird, so dass sie sich wieder nicht bemühen werden müssen, um sich Nahrung zu beschaffen und ihr Leben mit süßem Nichts tun verbringen werden können.

[...]

Die Bewohner von Korido sprechen Mafor, sind hässlicher als die Ansus, vielleicht deswegen, weil sie sich aufgrund ihrer Piraterie mit der malaysischen Rasse vermischten. Ich habe viele Individuen mit glattem bzw. gelocktem Haar gesehen; sehr wenige haben eine gerade Nase.

Die Buben, auch die kleineren, tragen das „Dgidako“ aus den Fasern des Bananenstamms oder anderer Bäume. Die Frauen tragen ebenfalls bloß das Dgidako, gescheiter wäre jedoch, sie würden sich mehr bedecken, da sie äußerst hässlich und grindig sind. Viele leiden unter schlimm aussehenden Hautausschlägen.

Diesen Wilden pflegen eine besondere Zeremonie, das Beschneiden der Vorhaut, die jener, die von den Bewohnern der Astrolabe Bucht im Süden der nördlichen Küste Neuguineas praktiziert wird, ähnlich ist.

In Korido befinden sich keine „Rum-s'ram“⁵⁶ mit obszönen Darstellungen, sondern ein paar wenige, vereinzelte Häuser für Junggesellen.

Nach seiner Rückkehr in Ternate, Indonesien, wo er sich drei Monate lang der Katalogisierung seiner Sammlung widmet, erfährt Beccari, dass die Holländer im Begriff sind, eine Expedition zu jenem Teil Neuguineas, auf die sie ihre Herrschaft erheben wollen, zu unternehmen. Dank seiner Beziehungen gelingt es ihm, eine Mitfahrtgelegenheit auf dem Kriegsschiff „Soerabaja“ zu organisieren, und am 11. November 1875 schifft er sich ein. Somit beginnt seine dritte Expedition nach Neuguinea, die zwischen November 1875 und März 1876 stattfindet. Wie bei den vergangenen Expeditionen, richtet sich sein Merkmal hauptsächlich auf Flora und Fauna, Beobachtungen anthropologischer Natur kommen in seinen Schriften allerdings immer wieder vor. Als das Soerabaja vor der Humboldt Bucht vor Anker geht, kommt es zu weiteren Begegnungen mit den Einheimischen:

(S. 416 – 427)

Bei unserer Ankunft fanden wir nur Frauen und junge Burschen vor, denn die gesamte männliche Bevölkerung hielt sich in der Nähe des Soerabajas auf, das sie vom Dorf aus aufgrund der Einbuchtung nicht sehen konnten. Die Frauen sind aus ihren Hütten gestürzt und zu uns gekommen, dabei fürchteten sich nicht vor uns, denn wir befanden uns inmitten einiger

⁵⁶ Häuser, in denen es gefeiert wird [Originalfußnote].

Dorfsmänner. Anhand des Geschreis und ihres Gestikulierens war es klar, dass sie sich über unseren Besuch freuten. Ein Teil der Frauen trug ein kurzes Röckchen aus Baumrinde bzw. aus grobem Stoff; doch der gute Geschmack der Papuas der Humboldt Bucht riet nur den älteren und verheirateten Frauen zu solch einem Schamgefühl, denn die Mädchen zeigten sich stolz in ihrem natürlichen Zustand.

[...] Die Hautfarbe der Einwohner der Humboldt Bucht variiert zwischen den Zahlen 28, 33, 42, 43 der chromatischen Skala nach Broca aus den Anleitungen der Anthropologischer Gesellschaft in Paris. Das Haar ist wie jenes der Papua-Mafor, aber ein wenig wolliger; die Farbe ist meistens Kastanienschwarz, doch in manchen Fällen dunkelrot, mit der Neigung zu 29 laut Anthropol. Anl. Oft ist der Kopf mit einer Art eisenhaltigen roten Erde beschmiert, von der ich eine Probe mitgenommen habe, die nun im Anthropologischen Museum in Florenz aufbewahrt wird. Manche Individuen sind glatzköpfig.



Papuas aus Tobbadi (Humboldt Bucht)

Der Bart ist gelockt, aber nicht sehr lang. Oft wird er mittels einer Muschel, deren Klappen als Pinzette dienen, gezupft. Die Gesichtszüge sind sehr markant, die Nase prominent, breit und

groß. Unter diesem Blickwinkel ähneln sie den Arfak, andere wiederum den Eingeborenen aus den Inseln Viti [...] Ihre Formen sind nicht so anmutig wie jene der Bewohner der Geelvink-Bucht; doch sind sie ebenfalls wohlgeformt, allerdings gedrungener und muskulöser und mit einem sehr kurzen Hals. Am Körper sind sie nicht sehr behaart, aber manche sind es an der Brust. Wenige leiden an Ichthyosis. Ich habe keine Spur von Pocken gesehen.

Die meisten tragen ihr Haar als ganzes, verteilt durch einen Kamm wie bei den Mafor. Die Jungen rasieren sich den Kopf an den Schläfen ab und lassen sich einen 3-4 Finger breiten Irokesen wachsen. Manche tragen Perücken aus Menschenhaar; ins Haar stecken sie oft Blumen und Federn. Das Gesicht wird geziert, oder besser gesagt entstellt, durch verschiedene Ornamente:



**Löffel und Dolch aus
Kasuarbein**

Die Nasenscheidenwand ist durchgebohrt und darin stecken zwei Wildschweinzähne mit der Wölbung nach unten, sodass die Spitzen die Augenhöhe erreichen. Manchmal wird solch Ornament durch an den Seiten angeknabberte Muschelscheiben ersetzt bzw. durch einen klotzigen Muschelzylinder, wie bei den Arfak. Und so wie die Arfak tragen sie ein am Hinterkopf gebundenes Stirnband (das „Lueza“), das aus Rinde gemacht wird und mit kleinen, flachen Muscheln bzw. mit den Samen des Coix geziert wird. Das Gesicht von manchen ist gänzlich schwarz gefärbt. Sie sind nicht tätowiert, und wenn, dann sparsam. An der Brust tragen viele eine Art Platte aus Wildschweinzähnen und den roten Samen des Abrus precatorius. Sie tragen Ohrringe jeglicher Art, aus Muschelscheiben oder Schildpatt-Ringen, verschiedene Halskettensorten, Gürtel und manchmal einen breiten Gürtel aus Kasuarfedern auf dem Unterleib oder hinter den Nieren. In die Armbänder stecken sie oft einen langen Dolch aus Kasuarbein sowie Löffel, ebenfalls aus Holz. Das Haar der Frauen ist auffälliger, aber weniger voluminös als jenes der Männer, weil es stets mit roter Erde beschmiert ist; es besteht aus

langen Locken, die nie entwirrt aussehen, weil sie niemals den Kamm benutzen. Die Mädchen rasieren sich fast vollständig ab und belassen nur eine Locke auf der Hauptspitze. Ich weiß nicht, womit sie sich rasieren. Die jungen Frauen und besonders die kleinen Mädchen haben eine

perforierte Nase und aus der Nase hängen Glasperlen. An den Ohren tragen sie zahlreiche Ringe aus Schildpatt. Viele Frauen tragen s-förmige Skarifizierungen an den Schultern, die, sobald sie vernarben, einen guten Finger hervorstehen. Eine Frau war leicht tätowiert; sie trug einen kleinen Kreis mitten in der Stirn und andere Zeichen auf den Schultern. Ich habe nicht festgestellt, dass die Männer den Brauch der Beschneidung pflegen, wie es in der Astrolabe Bucht, auf Kordo, in der Geelwink Bucht und, so wurde mir zumindest versichert, bei den Karon der Fall ist.

Sowohl pflanzliche als auch tierische Nahrung scheint reichlich vorhanden zu sein. Sie fangen Fische in großen Mengen, die sie räuchern und trocknen, mit großen Netzen aus den Fasern der Pandanus-Wurzel bzw. aus einer Gattung der Bochemeria, aber auch mit Bambuslanzen mit Spitzen aus Holz bzw. aus Bein. Ich habe keinerlei Waffen gesehen. Um Schildkröten zu fangen, verwenden sie große Harpunen aus Holz, genauso wie jene der Bewohner von Kordo. Sie essen den Sago so, wie er ist bzw. gewinnen sie die Stärke, indem sie das Gewebe mit einem besonderen Werkzeug aus Stein, das ich mitnehmen konnte, klopfen. Die Stärke essen sie wie Polenta und wird in Tontöpfen gekocht, die sie selbst anfertigen. Auch essen sie eine Art weichen Stein bzw. eine aschenähnliche Kreide, wie einige Dajak im Inneren von Borneo. Über ihren erlesenen künstlerischen Geschmack werde ich nicht berichten, denn die Sammlung ihrer Gegenstände spricht für sich; ich werde nur anmerken, dass auf fast jedem ihrer Objekte sich Ornamente befinden, und dass man sehr selten auf Gegenstände trifft, die auf die gleiche Art geziert sind. Was mich sehr wundert, ist, dass sie in der Lage sind, Holz, Bein und Muscheln mit Werkzeugen aus Knochen bzw. Stein zu bearbeiten. Andererseits habe ich unter den Werkzeugen die gebrochene Klinge eines englischen Messers gesehen, die mit einem Holzgriff versehen wurde. Der Besitzer war ein Mann, der, als ich eine Mango essen wollte, es aus einem Beutel herausholte, den er am Hals trug, und damit schälte er die Frucht. Die wichtigsten Waffen sind: Der Bogen, welcher sich nur mit großer Anstrengung spannen lässt und von der Stärke ihrer Muskeln zeugt, und die Pfeile, die äußerst raffiniert und künstlerisch geziert sind; Lanzen habe ich keine gesehen, dafür jede Menge Dolche aus Bein. Die Boote sind äußerst primitiv, aber unsenkbar; sie werden aus einem einzigen, leichten Baumstamm ausgeholt und sind ziemlich eng, sodass bloß die Beine der Ruderer darin Platz haben, die sie allerdings meistens raushängen lassen; die Wände werden durch einen Holzstreifen erhöht, der mit Rattan am Bootsrumppf genäht wird. Der Bug wird künstlerisch geschnitzt und stellt Delphine, Fischgruppen, Vögel und weitere Tiere dar. Am

Heck befindet sich oft die hölzerne Skulptur eines Vierbeiners; die Seiten werden oberflächlich mit Figuren geschnitzt, welche verschiedene Fische darstellen; eine Plattform ruht auf dem Boot über den Querträgern, die den einzigen Ausleger stützen. Alles in allem erinnern diese Boote an jene der Singalesen, wie man sie in Point-de-Galles in Ceylon sieht. Das Segel ist rechteckig, aus Pandanus, ca. 3-4 m lang und 1,50 breit. Es hängt an einem Mast, der sich nicht direkt auf der Mittelachse des Boots befindet, sondern exzentrisch Richtung Bug, an einem der Ecken der Plattform und nach vorne und außen neigt. Das Segel bleibt hinter dem Mast; die Ruder sind gewöhnliche Paddel („Pangaion“ bei den Malaien), aber ohne den Griff wie eine Krücke.

Ich konnte weder Gräber sehen, noch wie Feuer gemacht wird, Bäume gefällt werden, der Boden angebaut wird, wie die Steinäxte bearbeitet werden und viele andere Dinge, die mich sehr interessiert hätten; lauter Dinge, die ich hätte tun können, hätte sich das Soerebaja einige Tage länger in der Bucht aufgehalten. Über ihre Sprache kann ich wenig berichten. Ich habe bloß ein paar Vokabeln gesammelt: Ich kann mich erinnern, dass die Kokosnuss „Nio“ genannt wird, Vogel „Manó“, zwei Worte, die, wie ich glaube, aus dem Polynesischen stammen. Frau wird „Monia“ genannt, Mann „Har“, Schwein „Poro“ bzw. „Foro“, Tabak „Sabacai“, Freund „Wappimé“, Messer „Parang“ und Eisen „Siko“.

Meine Sammlung ethnologisch interessanter Objekte beinhaltet 26 Beile aus Stein; zehn weitere konisch-zylindrische Werkzeuge, hohl an einer Seite und mit einem Griff wie für einen Beil versehen, die für die Sago-Bearbeitung verwendet werden; jede Menge Dolche aus Bein; bearbeitete Kokosnussschalen; Bögen; Pfeile; Tontöpfe samt dem Material, aus dem sie hergestellt werden; Stichproben der Erde, die sie verwenden, um die Haare zu färben und derjenigen, die sie essen; eine Perücke aus Menschenhaaren; verschiedene Bootsdelphine; hölzerne Figuren; Götze; ein Kleidungsstück aus Rinde und Federn; Gürtel; Armbänder etc.; außerdem meisterhaft handgefertigte Säckchen aus zähen Fasern, vermutlich aus einer Urticacea, blau-rot gefärbt, jenen der Arfak ziemlich ähnlich.



Holzskulpturen der Mafor und Papuas aus der Humboldt Bucht

Aus Angst, die für den Motorantrieb notwendige Kohlenvorräte seien nicht ausreichend, um die Expedition fortzuführen, kehrt das Soerabaja Ende Dezember nach Ambon zurück. Darüber ist Beccari unglücklich, denn er hätte sich lieber mehr Zeit genommen, um die von ihnen besuchten Gegenden gründlicher zu erforschen. Von Ambon fährt er weiter nach Ternate, wo er sich einen weiteren Monat aufhält, um seine Sammlung in Ordnung zu bringen. Am 12. März 1876 tritt er die Reise zurück in die Heimat an.

Das letzte Kapitel seines Bands ist ein Resümee seiner anthropologischen Beobachtungen. Darin setzt er sich u.a. mit Fragen über die Ethnogenese der Papuas auseinander. Über die Mafor berichtet er, dass sie sich selten mit den restlichen Stämmen vermischen, weil sie diese als „minderwertig“ betrachten. Er vermutet, dass es sich um ein

eingewandertes Volk handelt, mit kaum malaiischem Einfluss. Zu diesem Entschluss gelangt er, indem er verschiedene Schädel sowie die Beschaffenheit der Haare, die bei den Papuas meistens gekräuselt sind, untersucht und andere Körpermerkmale miteinander vergleicht. *«Die Mafor haben fast immer eine Adlernase, ihre Hautfarbe ist im Allgemeinen rötlich-braun mit einem kupfernen Stich, selten schwarz. Sie erinnern mich sehr an die Bogos aus Abissinien, denen sie auch aufgrund des Haars ähneln; ich würde sagen, dass die Bogos und sie eine gemeinsame Abstammung haben. In der Tat stammen die Bogos und viele Abessinier aus der Mischung aus Juden und Arabern mit schwarzen Frauen. [...] Ich vermute, dass die Mofor aus einer Mischung von Hindus mit Frauen aus Onin stammen; anzumerken ist in diesem Fall, dass ein Ehebund zwischen Hindus Frauen und Papua Männer wahrscheinlich äußerst seltsam vorkam.»* [Beccari, O. 1924:436].

Des Weiteren vermutet er, dass es sich bei den Papuas um eine Mischung aus der Urbevölkerung und Völkern, die aus dem Meer bzw. aus Indien kamen, handelt.

Giglioli, mit dem er eine rege Korrespondenz pflegte (siehe nächsten Abschnitt), zweifelte hingegen an dieser Theorie und begründete dies mit dem Fehlen hinduistischer Tempelanlagen auf den Molukken. Auch beteuerte Giglioli das Fehlen „indisches Bluts“ in den Völkern, die unter ihrer Herrschaft standen⁵⁷. Dagegen argumentiert Beccari folgendermaßen: *«Indem ich behaupte, dass ich in den Papua-Mafor (und somit meine ich den Großteil der Papua auf dem Küstenteil der Geelvink Bucht) nicht nur Spuren, sondern ein Überwiegen von hinduistischem Bluts vorfinde, meine ich ein Überwiegen der arischen Rasse. Woher dieses Element stammt, kann ich nicht sagen; für möglich halte ich, dass es nicht aus dem Indischen Archipel über Java und die Molukken kam, weil ich in diesem Fall nicht glaube, dass sich der Typus dermaßen rein übertragen hätte. Viel mehr bin ich dazu geneigt, zu glauben, dass er sich aus dem asiatischen Kontinent nach Neuguinea verbreitet hat, vielleicht auch nach Polynesien [...] Die hinduistische Herrschaft auf Java ist zu jung, um eine anthropologische Veränderung der unterworfenen Völker zu bewirken. In der Tat stammen die hinduistischen Tempelanlagen aus dem 7. Jahrhundert. Wenn ich mich auf eine hinduistische Kolonisierung beziehe, meine ich somit eine viel frühere Epoche. Wenn man davon ausgeht, dass Indien seinen Einfluss über den Landweg bis Europa ausgebreitet hat, warum nicht die Vermutung anstellen,*

⁵⁷ Die „Indisierung“ im indonesischen Raum fand ca. 4. Jh. – ca. 1520 nach Chr. statt [A.d.V.].

dass dieselbe Zivilisation über den viel einfacheren Weg eines Meeres ohne Stürme Neuguinea erreichen konnte?» [Beccari, O. 1924:439-440].



Schädel eines Mafors aus Mansiman
Schädel des negroiden Typus aus Ron - Geelvink Bucht (unten)

Als weiteres Argument führt der Forscher eine Ähnlichkeit der Glaubensrichtungen an. So vergleicht er den Mythos von Mangundi, der eine Jungfrau befruchtet und somit den Erlöser der Papuas zeugt, mit jenem der Hindus, deren Erlöser Krishna dank Brahma von der Jungfrau Devanaguy auf die Welt gesetzt wird. Manu ist im Hinduismus der große Gesetzgeber, Manuen für die Papuas der böse Geist und jener, der böse Taten bestraft. Weitere Ähnlichkeiten sieht er im sozialen Verhalten: Die Trauer nach dem Tod eines Verwandten, der Glaube an Unreinheit und die darauffolgenden Läuterungen, die Adoption der Weisenkinder, die Tradition, dass die Frau den Bruder des verstorbenen Ehemannes heiratet etc. Auch gibt es zumindest bei den Mafor Hinweise auf den Glauben an die Reinkarnation.

Über den Arfak vermutet Beccari, dass sie polynesischer Abstammung sind, was er jedoch nicht weiter begründet.

Im Rahmen seiner Expeditionen erhob er nicht nur naturwissenschaftliche sowie anthropologische Daten, sondern machte detaillierte Aufzeichnungen zur Einwohnerzahl,

Handel, Steuersystem, Sklavenhandel (Sklaven wurden als Tribut an den Raja von Tedore überreicht, jährlich 40) und Krankheiten (Beri-beri war die Verbreitetste).

Briefe aus Neuguinea

Während seines Aufenthalts in Neuguinea, korrespondierte Beccari wie erwähnt u.a. mit seinem Freund und Kollegen Prof. Enrico Hillyer Giglioli. Wie bereits aus der Biographie zu entnehmen ist, war Beccaris Schwerpunkt die Botanik, und im Rahmen seiner Reisen sammelte er hauptsächlich pflanzliche sowie zoologische Exemplare. Nichtsdestotrotz machte er eine Menge biologisch-anthropologische Beobachtungen, im Rahmen derer er u.a. auf die Schädelform der Bewohner Neuguineas einging. Teilweise lässt er abschätzig eurozentrische Anmerkungen einfließen, wie aus dem folgenden übersetzten Absatz hervorgeht:

Der Hauptgrund, warum du [somit ist der Empfänger des Briefes, E.M. Giglioli gemeint] der Meinung bist, es handle sich bei den Negritos um eine andere Rasse als die Papua, ist die abgerundete Form ihrer Schädel. Ich weiß nicht, ob diese Tatsache anhand zahlreicher Negrito-Schädel bereits verifiziert wurde; was die Papua betrifft (wenn man sie en-masse betrachtet), so ähnelt die Form ihres Schädels, wenngleich vorwiegend dolicocephal⁵⁸, eher dem brachycephalus-Typus⁵⁹. Die Schädelammlung, die ich unlängst geschickt habe, scheint diese Annahme zu bestätigen. Meinerseits kann ich die Meinung einer einheitlichen papuanischen Rasse nicht bestätigen [...]. Generell konnte ich beobachten, dass je mehr ein Papua dem Neger-Typ entspricht, umso mehr ist der Schädel dolicocephal; am meisten dolicocephal aller Papua sind die Alfurus von Onin und einige bei Has (die Onin auf der Küste sind zu gemischt mit anderen Rassen, um sie ernsthaft in Betracht zu ziehen). Im Februar des vergangenen Jahres habe ich in Has einige Individuen gesehen mit fast absolut schwarzem, sehr kurzem und wolligem Haar, hervorstehenden Augenbrauen sowie tiefligender Nasenwurzel, breiten Backen- und Kieferknochen, fliehender und enger Stirn (damit sind tiefe Schläfen gemeint), hervortretendem Unterleib, sehr breitem Brustkorb, kurzem Nacken und Köpfen, die nach vorne zu neigen

⁵⁸ Mit dem Begriff Dolichocephalie (griechisch dolichos δολιχός ‚lang‘; kephalē κεφαλή ‚Kopf‘) wird in der Humanmedizin eine besondere Kopfform beschrieben, die sich durch eine asymmetrisch lange, schmale Schädelform (Langschädel) kennzeichnet [<https://de.wikipedia.org/wiki/Dolichocephalie>]

⁵⁹ Der Brachycephalus oder „echter Liegeschädel“ zeigt sich in einer Abflachung des gesamten Hinterkopf [http://www.craniomed.net/craniomed/Kopfdeformaten_2.html]

scheinen. In einem Wort, ein echt bestialischer Typus. Im November des vergangenen Jahres, als ich mit dem holländischen Befehlshaber nach Sarawak zurückkehrte, habe ich Individuen (Sklaven) wiedergesehen, die dieser Beschreibung perfekt entsprachen. Dieser Typus erscheint mir der Kleinwüchsiger, den ich Neuguinea beobachtet habe und von dem ich annahm, er sei der am wenigsten mit anderen Rassen vermischt und der, vielleicht in ferner Vergangenheit, welcher auf dem Großteil des papuanisch-malaiischen Archipels verbreitet war, nicht nur, sondern auch auf einem Teil der indischen Halbinsel, der anliegenden Inseln und der Philippinen. Weisen nun die Abita auf den Philippinen abweichende Merkmale als diejenigen der heutigen Papuas auf, und insbesondere was die Schädelform betrifft, welche rund ist und nicht länglich, könnte man den Ursprung darin erkennen, dass sich die Abita nicht von den ihnen umliegenden Rassen abgekapselt und sich daher mit ihnen vermischt haben, und sie dem einem mehr oder minder brachycephalus-Typus angehören, und somit eine Hybridisierung mit einer Rasse mit länglicher Schädelform (östliche Neger bzw. primitive Papuas) mit einer Rasse mit kurzem und breitem Schädel (mongolisch-malaiisch) stattfand; somit entstand eine gemischte Rasse mit rundem Schädel, jedoch ausgeprägten papuanischen Zügen. Auch kann man der Körpergröße keine Wichtigkeit messen: Es handelt sich dabei um kleinwüchsige Individuen mit mehr oder weniger rundem Schädel, knäuelartigem Haar, ausgeprägter Prognathie⁶⁰ und sehr dumm; diese Individuen könnten laut Beschreibung für Negritos gehalten werden, sie sind auf Neuguinea keine Seltenheit, besonders unter den Karon und Alfuros des Meeresenge von Galewo; man sieht Sklaven dieser Art auch in Ternate.

⁶⁰ Als Prognathie wird die Form des Gebisses bezeichnet, bei der die Zahnbögen von Oberkiefer und Unterkiefer deutlich aus der Gesichtsfläche ragen, so dass sich eine so genannte Schnauze bildet
[<https://de.wikipedia.org/wiki/Prognathie>].

EIN GENUESER IN NEUGUINEA – LUIGI MARIA D'ALBERTIS

Biographie

Jugend und Ausbildung

Geboren in Voltri am 21. November 1841, verlor L.M. D'Albertis im zarten Alter von acht Jahren den Vater und wurde von der Mutter der Obhut seines Onkels väterlicherseits übergeben; dieser brachte ihn ins Internat der Missionaren von Savona unter. Einer seiner Schulgenossen war hier sein Vetter Enrico. Unter seinen Lehrern befand sich der französische Naturwissenschaftler Pater Armando David, der der Zoologie besonders zugewandt war; dieser führte den jungen Luigi Maria in die Naturwissenschaften ein und erweckte in ihm den Wunsch, fremde Länder zu erkunden. D'albertis zeigte jedoch kaum Neigung für das



ruhige Internatsgetriebe und machte wenige Fortschritte, sodass er schließlich den Versuch unternahm zu fliehen. Demzufolge schickte ihn sein Onkel nach Turin ins Internat der Christlichen Brüder, wo er ohne besonderen Fleiß sein Studium abschloss. Sobald er großjährig wurde, besuchte er einige Länder in Westeuropa und erlernte dabei die Jagd mit dem Gewähr, was sich später während seines Aufenthalts in Neuguinea als äußerst nützlich erwies.

1860 meldete er sich freiwillig in die Schar der Mille⁶¹ und nahm am gloriosen Feldzug von Sizilien teil. Danach widmete er sich erneut der Jagd, dem Bergsteigen und dem Reisen. Dank seines Veters Enrico hatte er inzwischen Giacomo Doria und dessen Freunde kennengelernt, die darin bemüht waren, das Naturhistorische Museum zu erweitern. Angesichts der Sammlungen aus Dorias sowie Beccaris (mit dem er sich

⁶¹ Die Mille – die Tausenden – waren um die circa tausend Freiwillige, die unter Garibaldis Führung in der Nacht zwischen dem 5. und dem 6. Mai 1860 aus Quarto im Reich von Sardinien Richtung Sizilien losfuhren mit dem Zweck, den Aufruhr vor Ort zu unterstützen und die bourbonische Regierung zu stürzen.

ebenfalls persönlich anfreundete) Expeditionen in Südostasien und Ozeanien, entstand im jungen Luigi Maria der Wunsch, ihnen nachzueifern. Unter Dorias und Beccaris Führung vervollständigte er seine Ausbildung und wurde zu einem guten Naturforscher, dabei beeinflusste ihn die Lektüre des Werks von Wallace⁶² über die Fauna in Melanesien, und so wurde das Land der *Rare birds of Paradise* zu seinem heiß ersehnten Ziel. Da sein Freund und Lehrer Odoardo Beccari sich anmachte, Richtung Neuguinea aufzubrechen, fragte und erreichte er, an der Reise teilzunehmen.

Erster Aufenthalt in Neuguinea

Am 25. November 1871 stachen die beiden in See am Bord der *Arabia* von Genua Richtung Bombay. Hier angekommen, fuhren sie zuerst nach Singapur, dann nach Batavia (dem heutigen Jakarta). D'Albertis machte einen kurzen Ausflug nach Buitenzorg auf Java und besuchte den Gede-Pangarango Vulkan. Folglich fuhren sie weiter nach Celebes (Sulawesi), Timor und Ambon, um am 9. April 1872 an der papuanischen Halbinsel Onin anzukommen. Dort legten sie eine Zwischenstation an und erkundeten die Insel Gudin nördlich der Bucht, in der sie vor Anker lagen. Hier hatte D'albertis die Gelegenheit, einen ersten Eindruck über Flora, Fauna und Fauna zu gewinnen, die er in seinen Tagebücher eingehend beschrieb. Es gab damals sehr wenige Studien über jene Weltteile, man hatte kaum eine Vorstellung über die Sitten jener damals noch rückständigen Völker und die Beobachtungen, die er uns zukommen ließ, wurden mit einer großen Portion Neugierde aufgenommen. Er beschrieb getreu was er sah, ohne es mit erfundenen Details zu schmücken, in neutralem, nüchternem Stil. Als ausgebildeter Naturwissenschaftler zeichnete er seine Beobachtungen auf und überließ Schlussfolgerungen bezüglich der Ethnogenesis anderen Forschern.

Am 1. Mai ließ sich D'Albertis auf Sorong, auf der nördlichen Küste Papuas, nieder; das Dorf bestand aus Pfahlbauten und wurde während der Tide überflutet. Während sich Beccari auf seine botanischen Ausflüge beging, errichtete D'Albertis seine Unterkunft, ebenfalls auf Pfählen, untersuchte die Umgebung sowie deren Bewohner, jagte Vögel, sammelte Käfer und präparierte die Häute der von ihm gefangenen Tiere. Er fand Kokospalmen vor, Zuckerrohr, Yams, Papaya und eine Sorte wilde Ananas. Auf dieser Weise verging ein Monat und sämtliche Mitglieder der Expedition außer Beccari litten an

⁶² Alfred Russel Wallace (8. Januar 1823, Usk/Monmouthshire - 7. November 1913 Broadstone/Dorset) war ein britischer Naturforscher.

tropischem Fieber. Mit der Zeit wurde er von den Einheimischen angefeindet, bis am 20. Juni ein Pfeil gegen einen Baum in seiner Nähe einschlug. Innerhalb dreier Tage nach seiner Ankunft waren nämlich fünf Kinder gestorben und er wurde der Hexerei bezichtigt. Um dem entgegenzuwirken, ging er, obwohl er selbst vom starken Fieber geschwächt war, auf die Frauen von Sorong zu, rückte an eine der Mütter heran, die ihren toten Säugling in den Armen hielt, nahm ihn ihr ergriffen ab, küsste ihn und übergab ihn ihr wieder. Diese Geste machte einen starken Eindruck auf die Einheimischen.

«I came to a poor mother who was sitting near the fire holding an infant on her knees. She got up, and, murmuring some words which I did not understand, presented the child to me. It was dead. A shudder ran through me, and I asked myself what the afflicted mother's action could mean. Did she want to tell me I had killed the child? I took the little corpse in my arms, kissed it, and restored it to its mother, together with a handful of beads, and another of tobacco. I had luckily now arrived at the far end of the house, and soon quitted that scene, whose smallest details will remain indelibly impressed in my mind as long as I live.» [D'Albertis, L.M. 1880:54].

Am Bord eines *cora-coras*, einer großen besegelten Piroge, stachen D'Albertis und Beccari am 15. Juli in See und nach einer Strecke von ca. 400 km erreichten sie die Insel Mansiman im Westen von Papua. Hier suchten sie das Pfahldorf am Flussufer auf sowie die zivilisiertere Siedlung weiter im Inneren, die vom Holländer Van Hasselt betreut wurde.

Am 5. August ließen sich die beiden im Dorf Andai auf der papuanischen Küste nieder, zu Füßen des Arfak Bergs. Ihr Gastgeber war der holländische Missionar Woelders, der in einem Pfahlbaut am Flussufer wohnte. Es war die Gegend, die vom Wallace wegen der Vogelfielfalt so sehr gepriesen wurde; in der Tat stellte sich die Jagd bald als ergiebig heraus, unter anderem entdeckte D'Albertis eine neue Taubenart, die *Gymnophaps Albertisii* - vulgo Albertistaube.

Die Eingeborenen stammten aus einem Arfak-Stamm, waren großgewachsen, kräftig, gutaussehend und zum Großteil Krieger; die Missionare übten einen eher geringen Einfluss auf sie aus. Um eine gute Beziehung mit ihnen zu etablieren, setzte der Forscher eine Mischung aus Diplomatie, Geschenken und Machtdemonstrationen ein, letzteres, indem er z.B. eine Muschel mit Alkohol befüllte und anzündete:

»For them, I realised, I was a magician; how could I burn water? Who had ever seen in their country water burning like fire? They believed alcohol to be pure and simple water.« (D'Albertis

1880:179)

Jedes Mal, wenn Unstimmigkeiten drohten, ihre guten Beziehungen zu verderben, sorgte der geschickte Luigi Maria für Frieden, indem er auf den Häuptling zuing, um ihn zu umarmen; dann wendete er sich den Frauen zu, besonders den Jungen und Hübschen:

»To show that I intended being friends with Aira and his people, I hugged and kissed him, in the middle of the village square, then, among general laughter, I went on to kiss all the women: the scene was certainly among the most comical, some shy women would have refused my embrace, but were incited by the others to let me do. It is true that to be impartial and give my act the true aspect of a ceremony I had to kiss some old and ugly ones, but on the whole there were more young and beautiful ones, and some really were beautiful.« (D'Albertis, 1880:208)

Am 4. September brach er auf Richtung Landesinneren und am 8. erreichte er Atam, ein Dorf auf 1.580 m Seehöhe. Es gelang ihm bald, ein Exemplar *Parotia sexpennis* einzufangen, einen der schönsten Paradiesvögel, mit dessen Federn die Einheimischen Handel betrieben. Dieser Fang ließ ihn vermuten, das von Wallace beschriebene Land der *Rare birds of Paradise* erreicht zu haben. Es war das erste Mal, dass ein Weißer in jene Region vorgedrungen war. Der Ausflug dauerte zwanzig Tage und jeden Morgen ging D'Albertis in den Dschungel, erkletterte einen Baum, setzte sich auf einen Ast und mit dem Gewähr in unmittelbarer Reichweite beobachtete er die Vogelwelt.

Am 29. September machte er sich auf den Weg zurück nach Andai, begleitet von den Dorfbewohnern und dem Häuptling. Hier musste er wegen des Fiebers eine längere Zwischenstation anlegen, doch wann immer es sein gesundheitlicher Zustand zuließ, machte er Fotoporträts von den Einheimischen. Inzwischen hatte sich Beccari wieder zu ihm gesellt, der zusammen mit dem Missionar ihn liebevoll pflegte.

Nun völlig genesen, machte er sich zusammen mit seinem Gefährten auf den Weg zurück nach Sorong, wo sie Post aus Italien erwartete.



Männer aus Andai – 1872 (© *Castello D'Albertis Museo delle culture del mondo*)

Zweiter Aufenthalt in Neuguinea

D'albertis beschloss, nach Italien zurückzukehren, um sich von den Krankheiten und den Strapazen zu erholen, während sich Beccari weiterhin seinen botanischen Studien vor Ort widmete. Am 6. Dezember erreichten sie Ambon, wo sich D'Albertis auf das Kriegsschiff Vettor Pisani einschiffte und von seinem Kamerad trennte.

In der Heimat sollte Luigi Maria kaum sieben Monate verbringen, denn zusammen mit dem Genueser Dr. Riccardo Tomaselli schiffte er sich am 10. November 1874 erneut nach Singapur. Von dort erreichte er am 27. Dezember Somerset auf Cape York in Queensland, Australien, wo er Reverend S. MacFarlane kennenlernte, Chef der englischen Missionen im Torres Straight und anerkannten Forscher. Hier blieb er bis 5. März 1875, um dann zur Insel Yule in Neuguinea aufzubrechen, die sich am Eingang der Hall Bucht befand. Er erreichte diese am 16. März, und dank des herzlichen Empfangs der einheimischen Frauen konnte er die Zelte für seine Mannschaft sowie ein Haus für sich

selbst, Tomasinelli⁶³ und einen Diener errichten. Sein Stab bestand aus zwanzig Männern: Zwei Ligurischen Forschern; zwei Singalesen – dem Koch und einem sechzehnjährigen Buben, dem das Präparieren der Tierhäute anvertraut wurde; vier Leuten aus Neubritannien und zwölf aus den Neuen Hebriden (fünf Männer, sieben Frauen). Hier verbrachte er ganze acht Monate, während deren er umfangreiches zoologisches und ethnographisches Material sammelte. Er studierte die Sitten der Stämme aus Yule, die Epa, Nicura und Naiabui und beschrieb die Eigenschaften des Dorfes.

Yule ist eine enge Landzunge, in etwa 8 km lang und ca. 4 km von Neuguinea entfernt. Sie ist relativ flach, mit bloß zwei Hügeln von kaum 250 m Höhe. Damals war der Urwald bereits zum Großteil gerodet und die Einheimischen betrieben Bodenbau: Sie bauten Muskatnuss, Sago, Kokosnuss und Baumwollseide-Pflanzen an. Das Klima war gemäßigt, mit häufigen Regengüssen während der Winterzeit und einer trockenen Sommerzeit, das Süßwasser, von hervorragender Qualität, quoll aus seichten Brunnen heraus. Das Tierreich bestand aus Wildschweinen, einigen harmlosen Schlangen, zahlreichen Käfern, vielen Steckmücken, einigen Ameisen sowie Termiten, welche hohe Hügel bauten, und vielen nicht sehr giftigen Hundertfüßern. Der Fischbestand war zahlreich und die Vogelgattungen waren jene, die man auf Inseln in solchen Breitengraden vorfindet. Während seines Aufenthalts auf Yule gelang es Luigi Maria, an die 20.000 Exemplare Käfer, 700 Reptilien und zahlreiche Vögel, Fische sowie Säugetiere zu sammeln. Sein Aufenthalt verlief ruhig und von den Eingeborenen wurde er mit solch Wärme aufgenommen, dass, als er die Insel am 8. November verließ, sie sich schwer von ihm trennten.

Die Ellangowan-Expedition

Am 14. November 1875 erreichte er erneut Somerset. Während seines Aufenthalts auf Yule hatte Reverend MacFarlane einige Erkundungsreisen nach Neuguinea am Bord der *Ellangowan* unternommen mit der Absicht, zu einem späteren Zeitpunkt den Fly River zu erkunden, welcher 1845 von Blackwood entdeckt wurde. Bei seiner Ankunft wurde gerade eine weitere Expedition am Bord der *Ellangowan* auf MacFarlanes Initiative organisiert, und D'Albertis wurde eingeladen, daran teilzunehmen. Obwohl er gesundheitlich angeschlagen war, nahm er dankbar die Einladung an. Sie stachen am 29.

⁶³ An Malaria erkrankt, musste Tomasinelli am 21. Juni die Expedition abbrechen, um in die Heimat zurückzukehren.

November in See und am 5. Dezember gingen sie an der Mündung der südlichsten Abzweigung des Fly Rivers vor Anker. Die erste Flussstrecke war breit und tief, mit



verschiedenen kleinen und größeren Inseln. An den Ufern befanden sich Kokosplantagen und sporadische menschliche Siedlungen. Die Insel Kiuai war bewohnt von einem Stamm, der sich in der Herstellung von Kanus und Pirogen spezialisiert hatte, welche sie dann den Bewohnern von Moatta am Catau Fluss verkauften. Aufgrund der Feindseligkeit seitens der Einheimischen kam das Schiff nur langsam voran. D'Albertis gelang es, eine neue Taubengattung zu entdecken, welche Goura Sclaterii getauft wurde. An

einem **Goura Sclaterii** Ruhetag ging er von Bord, um zu jagen, und besichtigte dabei zwei männliche Exemplare der Paradisea Raggiana, die er das erste Mal in der Orangerie Bucht gesehen hatte. Am 15. Dezember machten sie kehr, um nach einigen Zwischenfällen am 22. die Flussmündung zu erreichen, und zu Weihnachten kamen sie in Somerset an.

Vierte Expedition nach Neuguinea

Nach dieser dritten Reise kehrte D'Albertis nicht nach Italien zurück, sondern fuhr nach Sydney, wo ihm dank seiner Beziehungen zu Dr. G. Bennett die Benützung einer Dampfjolle, die *Neva*, zwecks Erkundung des Fly Rivers genehmigt wurde. Das Wasserfahrzeug war ca. 15 m lang und 2,10 m breit und eher dürftig. Die maximale Geschwindigkeit betrug 10 Meilen/St. Am Bord befanden sich, außer Luigi Maria selbst, der Maschinist mit seinem Assistenten, zwei Leute aus Westindien, ein chinesischer Koch, ein Fidschianer, eine Filipino, ein Hawaiianer und ein Neukaledonier. Später gesellten sich dazu drei Leute aus Moatta als Dolmetscher und Piloten. Der Raum auf der kleinen Jolle war also denkbar begrenzt, doch drauf verbrachte D'Albertis über sechs Monate.

Die Reise startete von Sydney am 20. April 1876; von dort fuhr Luigi Maria nach Somerset, um sich am 1. Mai auf die *Neva* einzuschiffen. Am 22. erreichten sie den Fly River und neun Tage später die Insel Ellangowan, getauft nach dem gleichnamigen Schiff. Je weiter sie vordrangen, desto mehr veränderte sich die Landschaft: Sümpfe statt

Regenwald, Wasservögel und zahlreiche Eukalyptusbäume erinnerten an die australischen Gegenden. Der Fluss wurde immer enger und seichter und der Urwald nahm wieder die Überhand und somit die Anzahl tropischer Vögel. Hie und da begab sich D'Albertis ans Land, einerseits, um Erhebungen durchzuführen, anderseits, um Beute zu erlegen und somit ein wenig Abwechslung in die karge Kost zu bringen.

Er fand sehr wenige Eingeborenen und kaum Behausungen vor; auf einer seiner Erkundungen fand Luigi Maria verlassene Hütten und sammelte das zurückgebliebene Hausrat sowie einige Utensilien.

Am 17. Juni bestieg er einen der niedrigen Hügel links vom Flussufer; auf einer Höhe von ca. 200 m bewunderte er die prächtige Landschaft und die herausragende Gebirgskette im Landesinneren, die er zu Ehren des Königs von Italien ‚Monti Vittor Emanuele‘ taufte, Bezeichnung, die auf keiner modernen Landkarte mehr zu finden ist⁶⁴.

Inzwischen befanden sie sich ca. 800 km von der Küste entfernt, die Mannschaft war müde, misstrauisch und zum Teil erkrankt: Drei Männer litten unter Fieber, darunter der Maschinist und der Koch. Dazu kamen die starken Strömungen, welche das Schiff daran hinderten zügig voranzukommen; außerdem wurde der Fluss noch seichter und enger, und die Steine im Flussbett drohten, den Kiel zu zerschmettern. Angesichts der immer ernsthafter werdenden Hindernisse, sahen sie sich dazu gezwungen kehr zu machen, allerdings nur bis zu einem seitlichen Flussarm, an dem sie am 12. Juni vorbeigefahren waren. Zu Ehren der Gattin von Sir John Robertson, Kolonialsekretär von Süd New Wales, nannten sie den Nebenstrom Alice Hargrave und erkundeten die ersten 160 km; vor einem Wasserfall angekommen, machten sie am 7. Juli kehr. Seit einer Woche litt D'Albertis selbst unter Fieber und Rheumatismus. Zehn Tage danach legten sie Anker vor der Insel Kiuai und am selben Abend suchte Luigi Maria eine der riesigen Hütten auf, in welchen mehrere Familien wohnten: Sie war 100 m lang, 15 breit und 13 hoch. Er selbst wohnte bis 21. November auf der Neva zusammen mit dem Koch und dem Assistenten.

Die vierte Expedition war somit zu Ende gekommen und hatte die Existenz eines Zugangs zum Landesinneren nachgewiesen.

⁶⁴ Die Gebirgskette trägt heute den Namen „Maokegebirge“.

Fünfte Expedition nach Neuguinea

Ein halbes Jahr später schiffte sich D'Albertis, nachdem er den Sommer in Somerset verbracht hatte, erneut auf die *Nevi* ein, um die Erkundungen am Fly River wieder aufzunehmen. Er lebte am Bord der Jolle vom 3. Mai 1877 bis 19. Januar 1878. Die Expedition verlief unter widrigen Umständen: Sie wurden mehrmals von den Einheimischen attackiert, die Mannschaft erkrankte gänzlich an Fieber und ein Teil davon meuterte und desertierte; sobald sie die Stelle erreichten, an der sie bereits im Rahmen der vergangenen Reise umkehren mussten, kamen sie nicht mehr voran und mussten die Fahrt erneut abbrechen. Nichtsdestotrotz sammelte der Forscher reichliches zoologisches Material und am 19. Juni entdeckte er einen neuen Nebenarm an der linken Flussseite. Nun ermüdet und entkräftet, beschloss er kurz vor seinem 36. Geburtstag, das Abenteuer zu beenden.

«Nun sind wir ähnlich weg vom Fly.», schrieb er in sein Tagebuch «Davon verabschiede ich mich für immer. Ich habe mehr als genug vom Fly. Ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn immer noch, doch je länger ich bliebe, desto schädlicher würde sich dies auf die Verbundenheit auswirken, die ich ihm gegenüber empfinde. In seiner Nähe würde ich mich zu sehr an die kleinen und großen Unglücksfälle erinnern, die ich erlitten habe, aus der Ferne werde ich hingegen seine Schönheiten und Reichtümer gedenken.» [zitiert nach Vinciguerra, 1901:7].

Sobald sie die Flussmündung erreicht hatten, musste sich D'Albertis gegen die Polizei rechtfertigen, die ihn beschuldigte, einen seiner Männer umgebracht (in Wirklichkeit war er einer Krankheit erlegen) sowie seine Mannschaft misshandelt zu haben. Allein die Aussage des Maschinisten bewahrte ihn vor einem harten Urteil. Als er am 19. Januar 1878 zu seiner großen Überraschung seinen Freund Beccari und seinen Vetter Enrico auf der Insel Thursday vorfand, die ihm die Nachricht überreichten, dass das Kriegsschiff *Cristoforo Colombo* bald eintreffen würde, um dem mutigen Landsmann nützliches Material zu liefern, lehnte er die Fortsetzung seiner Expedition ab. Er nahm Abschied von den beiden und schiffte sich auf die *Cristoforo Colombo* ein, um nach Sydney zu fahren. Von dort machte er sich dann auf die lange Reise zurück in die Heimat.

Zwei Jahre später veröffentlichte er seine Memoiren, die sowohl auf Englisch als auch auf Italienisch herausgegeben wurden (*New Guinea: what I did and what I saw*). Davor hatte er zahlreiche Artikel in italienischen und australischen Zeitschriften publiziert.

Nachlass

D'Albertis Sammlungen wurden im Naturhistorischen Museum, im Castello D'Albertis - Museo delle culture del mondo in Genua, und im Ethnographischen Museum in Florenz ausgestellt. Er selbst zog sich in Rom zurück und widmete sich der Jagd; später ließ er sich in Sardinien nieder, wo er am 2. September 1901 in Folge starker Gallenkoliken verstarb.

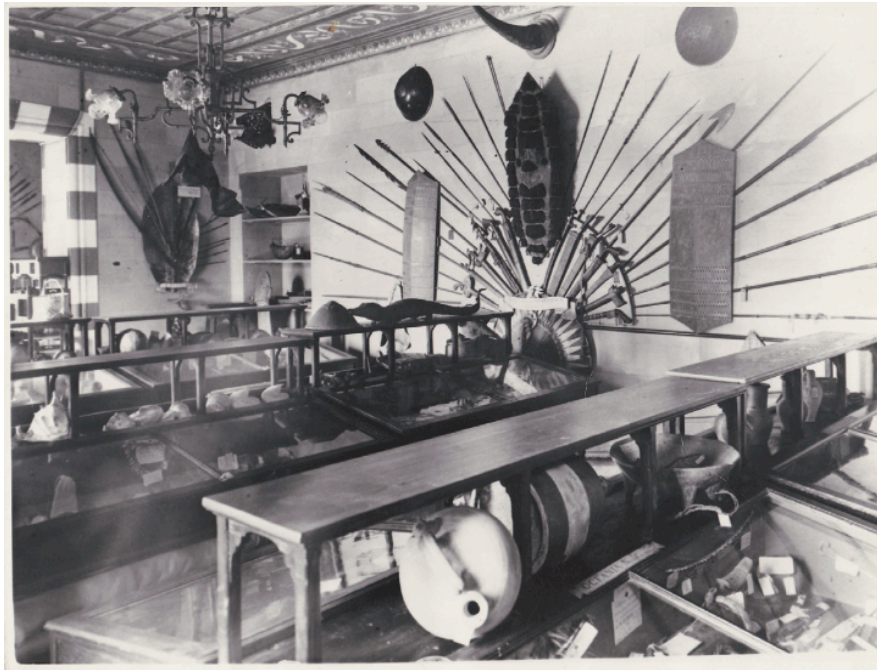
Sein Beitrag für die Ornithologie war von großer Bedeutung, denn er hatte an die 305 Vogelexemplare gesammelt, 50 davon damals gänzlich unbekannt.



Die Drepanoris Albertis (gezeichnet von John Gould)

Die von ihm mitgebrachten 310 Pflanzen wurden von Beccari in einem Katalog herausgegeben.

Erwähnenswert ist auch das ethnographische Material, welches zum Großteil von Paolo Mantegazza erläutert wurde, darunter zahlreiche Schädel sowie einige Fotografien.



Die Neuguinea-Abteilung im Museo delle culture del mondo, Genua (© *Castello D'Albertis Museo delle culture del mondo*)



Die Gewähre, die L.M. D'Albertis auf der Fly River Expedition mitgenommen hatte (© *Castello D'Albertis Museo delle culture del mondo*)

Wissenschaftlicher Zugang

Ähnlich wie bei Beccari, bestand L.M. D'albertis Anliegen teilweise darin, möglichst viele naturwissenschaftliche Exemplare zu sammeln und exotische Abenteuer zu erleben; oft ist er der erste Weiße, der mit gewissen ethnischen Völkern in Kontakt tritt. Der Forscher fühlt sich von der Andersartigkeit der Einheimischen angezogen, von ihrer Hautfarbe, ihren Gesichtszügen; die Gesamtheit ihrer Attribute wird zum Objekt seiner Überlegungen und aus der Beobachtung entsteht eine zum Teil distanzierte Dokumentation.

Seinen Aufenthalt in Papua beschreibt er auf durchaus sinnliche Weise: Er lässt sich von Frauen entkleiden, deren Schultern und Brüste nackt sind; er lässt sich von Männern berühren, die vollständig nackt sind; er läuft ohne Gewand durch den Dschungel etc.; das alles widergibt er in seinen Schriften ohne die Scham, welche die damalige Moral prägte. Auch scheut er sich nicht davor, die Schönheit der weiblichen Eingeborenen mit Bewunderung zu schildern, etwa ein ‚schönes junges Mädchen mit großen Augen‘, die seinen Kuss mit einem, ‚der wie Feuer war‘, erwiderte.

Ihm lag es dran, sinnliche Erfahrungen zu erleben, eigentümliche Talismane bei sich zu tragen, exotische Nahrungsmittel auszuprobieren, aber auch durch Handel, Austausch und grobe medizinische Leistungen ein Gleichgewicht herzustellen. Sein Zugang ist oft naiv, jedoch gelingt es ihm, die Sympathie sowie das Vertrauen der jeweiligen Dorfbewohner zu gewinnen.

In einem verlassen Dorf geht er wie ein Archäologe vor: Er betritt die leeren Hütten, stellt Vermutungen über die Sitten der Bewohner anhand der vorgefundenen Gegenstände auf, sogar über deren Verwandtschaftsverhältnisse, und geht gar soweit, interessante Objekte mitzunehmen, wie Waffen, Kriegstrophäen, Schädel und Zierrat.

D'Albertis Feststellungen finden in einem wissenschaftlichen Rahmen statt, der den Anspruch stellt, eine objektive Anschauung darzubieten – wenn auch eingebettet im kulturellen Kontext des Beobachters. Dieser von D'Albertis angestrebte Anspruch bezieht sich jedoch hauptsächlich auf die Auseinandersetzung mit den physischen und biologischen Merkmalen der Völker, die, unter dem Gesichtspunkt des Positivismus der Ausgangspunkt der damaligen Anthropologie als komparative Disziplin darstellte.

Auszüge aus *New Guinea: what I did and what I saw*

Es wurden vorwiegend Passagen ausgewählt, die ethnographische Anmerkungen beinhalten.

Nach einer monatelangen Überfahrt, erreichen L.M. D'Albertis und seine Reisegefährten das ersehnte Land der Paradiesvögel, entsprechend die Begeisterung des Forschers, wie aus dem unterstehenden Abschnitt herauszulesen ist. Sobald sie von Bord gehen, finden sie eine unbewohnte Gegend vor (S. 19-20):

[...] *The wind continuing to blow hard, and the sea being very rough, we determined to spend the day on shore. Although during the night we had not seen fires anywhere, and had every reason to suppose that the coast was not inhabited, we nevertheless landed very well armed. We disembarked at a little beach covered with the detritus of old coral, as white as snow. We made diligent search, but did not succeed in discovering any recent trace of man; but we saw an old hut, which at some time or other must have afforded shelter to unfeathered bipeds like ourselves. Beccari and David, one of our servants, took one direction; I, with Mesac, took another; while the captain and his armed men remained on the shore to guard the boat. It was a real pleasure to me to walk on dry land, after having passed so many days at sea, and all the greater because the land was Papua, the country of my dreams. At last I was roaming through a primeval forest in a free country, which had never as yet owned a master.*

I cannot find words to describe my joy when, with the first shot from my gun – doubtless the first which have ever echoed through these forests – I killed a magnificent hooded pigeon (Goura Coronata); nor can I express the interest with which I saw some kangaroos, hopping along with such extraordinary velocity that no one could even think of killing them. Only to observe these animals in the Zoological Gardens is not to know what they really are; they must be seen in their native forests; and no one can behold them for the first time without being roused to the highest pitch of enthusiasm. I was so pleased at finding myself in a primeval forest that I wanted to run about everywhere. But I suffered for my inexperienced impulse; now a thorn pierced my clothes and torn my skin; now a liane, stretched across my path, would throw me down, gun in hand, damaging my hands and knees and putting me in peril of my life from the gun; again, a spider's

web, which had widely spread its insidious snares, would cling to my face and beard, while the spiders fell in my hands, neck and face, producing a singularly unpleasant sensation. After a ramble of several hours, I had to acknowledge that, after all my dreams, a primeval forest is not the earthly paradise. It was long, nevertheless, before I made up my mind to return on board with the birds I had killed, and which, being the first shot by me in New Guinea, are among my most cherished treasures.

Am 10. April erreichen sie eine kleine Insel, welche die Eingeborenen 'Karas' nennen, auf den Seekarten jedoch als 'Godin' aufgezeichnet ist. Hier haben sie die ersten Begegnungen mit den Einheimischen (S. 21):

[...] We arrived there about 2 p.m., and while we were looking for an anchorage in front of a little village, a raja came and advised us, perhaps in his own interest, to go and anchor at another small island close at hand, to which he himself piloted us. This was Faor Island, and we reached it a little before sunset, but in time to go on shore for a while. We anchored in front of a small village, if two or three houses may be so called. A portion of the inhabitants are pure Papuans, and mostly slaves; the masters are of a mixed race of Papuans and Malays. The men are generally nude, but some of the women are decently clad in pieces of coloured cotton. They did not appear to be so timid as the natives of the other island recently visited by us, and they were very friendly. As I was about to return on board, I heard a cry raised by some women and children near the house, and on asking what was the matter with them, I was told they were frightened by the sight of a snake, which they had discovered on the veranda of the house. I easily earned the gratitude of these good people by killing the snake which had caused so much alarm, and which was of a harmless species.

Weil sich der Ankerplatz als nicht sicher genug erweist, zieht das Boot weiter. In der neuen Ortschaft begegnen sie Einheimischen, die von D'Albertis folgendermassen wahrgenommen werden (S. 22):

[...] Here we found the people well disposed towards foreigners, and the women not afraid of us. They are sufficiently civilized to know the value of Dutch dollars, but prefer to trade by barter in kind. The women accorded a special preference to some bottles, which they took in exchange for very fine lemons. The island is hilly and rugged, but clothed with exquisite vegetation. The nutmeg and canarium abound, and tobacco is also grown by the natives. From time to time they are visited

by a ship from Macassar, to barter calico, knives etc., for the products of the island, and for tortoise-shell and mother-of-pearl. The island is rich in spring water, which gushes, sparkling, from the hill-sides. Accompanied by some of the inhabitants, I made a tour of the island, and made acquaintance with a huge lizard (Monitor indicus), which attracted my admiration during the five minutes I stopped to watch him catching insects and frogs on a rock where there was some running water. I secured him for my collection by a blow from my gunstock.

Am 16. April 1871 erreichen sie Pangian Island auf dem 8° S Breitengrad. In seinen Eindrücke von den Eingeborenen lässt er u.a. einige Vermutungen bezüglich ihrer Abstammung einfließen (S. 26-29):

They are apparently gentle, harmless people. An old chief promised to act as our guide tomorrow in an excursion we had planned, and gave us good news about birds; it appears that there are at least four species of birds of paradise.

[...] *The women use tobacco, and smoked in our company. Great activity reigned in many of the houses, and men and women were working together preparing nutmegs for shipment. We passed in front of some houses whose owners were absent; a thick stick was placed across the door as a sign that entrance was forbidden to anyone who did not belong to the family. The men go about naked, with the exception of a waistcloth of bark. The women wear a sort of petticoat (sarong) of cotton cloth, but their shoulders and breasts are uncovered. Both men and women generally wear silver earrings and bracelets which they get from the people of Macassar; but more commonly they have bracelets made of shells, or black coral, and others woven of grass, feathers, and leaves. They generally wear bracelets on their wrists, and upon their arms as high as armpits, and occasionally, but not often, bangles on their ankles. They have also rough rings of fishbone, carved by themselves. The men are middle height and well built; the women are often plump, and their busts are beautiful. They are not black, but in general much darker than the Malays, and in some cases they are nearly black. Their hair, which they do not generally allow to grow long, is crisp and curly, and they adorn their heads with a long comb of bamboo ornamented with feathers. This ornament is sometimes of pretty design and workmanship, and it also serves to dislodge certain parasites which abound the heads of the Papuans.*



Bamboo Comb.

Most of the men wear short thick beards. I observed great variety of type, which may be accounted for by there being slaves of several different tribes among these people, and also because the Malay element prevails here.

Their chiefs are Malays or of mixed race; and the mixture of Malay, which began a long time ago, is on the increase, as many of the natives have been converted to Islam, and on the coast they have Mussulman priests and mosques. Now although we have only recently become aware that this part is frequented by Mahometans, who can tell whether it has been so far for many generations? It is my belief that it takes only a short time to change the type of small populations like these tribes of Papua. I believe that in fifty years, if the number of women be limited, the aspect of a tribe may be so changed that a traveller who had visited it fifty years previously would not take it to be the same. The original type would not indeed have disappeared, but it would have become rare, or greatly altered. This opinion is founded on my observation of the great varieties of type, in colouring, physiognomy, and the shape of the skull. For example, the hair is curled in every case, but in some much more crisply than in others. I saw several natives whose type, at least in colour, might be called European, while others were of true Arab. The predominating type, however, appeared to me to be distinguished by a high retreating forehead. The compression of the parietal bones gives prominence to the superorbital arches, under which the eyes are deep set. The nose-aquiline is in some instances straight, and sometimes turned up, in others — is of itself enough to indicate a diversity of type. The mouth presents as many varieties, although in general the lips are thick and rather large, but they by no means resemble those of the Ethiopian negro.

Am 29. April erreichen sie das Dorf Salwattee und werden hier von den Orangtua empfangen (S. 39-43):

They resemble Malays more or less in their persons and in the way they dress and live. They have houses, furnished with a few seats, tables, and cupboards. They helped us to find two men to pilot us to Sorong Island. We left Sahwattee at half past 2 p.m., and at nightfall arrived at Sorong in a strong gale of wind, which obliged us to remain under cover; and owing to the rain and darkness we could discern no houses in the country in which we had resolved to take up our abode for some time.

[...] All, or nearly all, the houses are built, like ours, on piles, and are surrounded by water at high tide; some, indeed, at all times, and the people go to and fro by means of a bridge made of the trunks of small trees. At a distance of little more than half a mile there is another small village, inhabited by people of a difference race from those with whom we had taken up our abode. The former come from Mafor Island, in the Bay of Geelvink, while the latter are a mixture of Papuan and Malay, the Malay type predominating.

[...] The village is, on the whole, clean, its impurities being all carried away by the tide. As the natives are Mussulmans they do not keep pigs, which are generally useful as scavengers; and I believe that they build their houses in the water that they not have the trouble themselves on the score of cleanliness. A little in the rear of the houses are several tombs, some enclosed within a fence, others surrounded by stones; some, again, are protected by a roof. A piece of wood usually shows where the head of the corpses lies, and another marks the position of the feet.

[...] The people, who appear to be quiet and hard-working, as their necessities demand, are mostly Mussulmans, and treat us with much respect. They are under three rajas, or sennagi, usually Mussulmans, and, on their turn, subject to the Sultan of Tidor, to whom they pay a yearly tribute. Although their religion allows polygamy, the natives have not many wives. They possess, however, a great number of slaves of both sexes. The men usually wear a sarong, or cotton petticoat, usually red, as do the women also. The wives of the sennagi rarely go about with their bosoms exposed; but the female slaves and servants are nearly naked, and girls of those classes, up to an age corresponding with thirteen or fifteen in Europe, are completely also. They did not appear to be conscious of their nudity; but I observed that if, when they passed by my window as they went to draw water, I directed curious looks at them, they would pause in confusion, and often, not succeeding in covering themselves, they would let their water-jars fall, partly hide themselves with their hands, or else they fled with precipitation. The males also go naked up to a certain age.

[...] *The Maforese, who live at the extremity of the island, are a wilder race. The men and women are blacker, and less clothed, and, perhaps because they feel more independent, they were less respectful to us. The difference between the two groups of people was very marked.*

Nach einigen Ausflügen im Regenwald, wo er sich dem Fang verschiedener Fauna-Exemplare – überwiegend Vögel – widmet, macht sich D'Albertis auf den Weg zum Fluss Ramoi im Südosten von Sorong, während Beccari seine Erkundungen zwei Meilen von dessen Mündung entfernt durchführt. Drei Eingeborene, Mesac, Caccion und ein älterer Mann, der als Dolmetscher dient, begleiten den Forscher, und am 13. Juni begeben sie sich auf ihre Wanderung (S. 47-50):

The river is narrow, and almost dark, owing to the forest of lofty tress on its banks; and it has no striking beauty. After ascending for two or three miles, we came to a place where the land on both banks is cleared of timer. On the left we saw four or five houses, the foremost, built on piles about twenty feet high, was assigned to us. In its rear were the other, inhabited by the natives. In one, a long building with an earth floor, the women and children live. Bananas, especially on the right bank, the sugarcane, gourds, yams, and Indian corn, are grown by the natives; and behind these cultivated plains rises a range of hills completely covered with vegetation, the people present a most wretched appearance. They are smaller in stature, blacker, and more brutelike than any of those so-called Papuans whom we had hitherto seen – perhaps because they do not intermarry with other races. Both men and women came to see me, but it seemed to me that they were by no means too well pleased by my arrival, perhaps because they were afraid of me. [...] These natives were armed with spears, and bows and arrows, and they had with them ten meagre dogs, of all colours, acting as beaters. The natives evidently employ these animals in tracking game. The dogs were terribly afraid of me, and in no way could I succeed in making friends with them; in this respect they resembled their owners.



1 and 2, Hunting arrows of bamboo. 3, Spear of cassowary bone.

Während seines Aufenthalts im Nordwesten Neuguineas, sammelt D'Albertis eifrig Exemplare aus Fauna und Flora. Mit seinem Gefährten Beccari sucht er die Insel Mansimam auf, auf der sie drei Tage verbringen, und die beiden kommen im Haus eines Missionaren unter, Herr Van Hasselt, der seit neun Jahren mit seiner preußischen Frau auf der Insel lebt. Unter anderem kümmern sich die beiden um kranke bzw. missbildete Kinder, die von ihren Familien vernachlässigt werden (S. 71):

These children are destined to form a nucleus of converts to Christianity. It appears, however, that they make very little progress, and are by no means quick at learning either religion, or reading and writing.

Obwohl das Fieber ihn bereits schwächt, unternimmt D'Albertis regelmäßig Exkursionen im Dschungel, um die Tierwelt zu betrachten. Sonntags geht er in die Kirche und beobachtet das Verhalten der Gläubigen (S. 75):

I observed that many slept, while the others were inattentive. I was told that all the Papuans who came to church, and stayed until the end of the service, receive a little sago from the missionary; besides this they are people who work for him [dem Missionar]; he gives employment only to those who attend his church. As native labour is paid in sago or other articles, the natives are obliged to go to church on Sunday in order to receive their pay, otherwise I believe the sacred edifice would be quite deserted.

Häufig gelingt es dem Forscher, Tiere und Insekten gegen kleine Schmuckgegenstände umzutauschen (S. 79):

As the people delight in wearing ornaments, insects and animals are easily obtained in exchange for them. I made several rings, bracelets, earrings, and necklaces - the first of metal, the others of beads, which they call mani-mani, and which they prefer in blue and white. They wear ornaments of their own manufacture, made of shells and the teeth of the wild boar; they also wear silver

bracelets, which they make by melting down the money (generally dollars), that they receive in payment from time to time. They have learnt to melt beads, and when they have reduced a quantity of them to a state of fusion, they make them into earrings, in which they display some idea of art.

Die Ausflüge der zwei Italiener sind oft anstrengend und abenteuerlich, aber ihr Forschungsdrang ist unermüdlich und treibt sie stets voran (S. 94-95):

At length we found ourselves in the bed of a stream, much wider than that through which we had passed on the previous day. There was but little water; the stones and rocks at the bottom burned our feet, and we could not bear to put our hands on them. For three hours we were compelled to walk under the fiery rays of the sun. The heat was excessive. At the foot of the mountain of Putat we had descended to between 700 or 800 feet above the level of the sea; but we soon began again to ascend the rugged bed of the stream, in a south-westerly direction; and after about two hours and a half we made a decided turn to the south-west, and entered a narrow pass between two lofty mountains, where, somewhat protected by their shade from the fiery rays of the sun, we breathed more freely.

D'Albertis begehrtestes Ziel ist natürlich der Paradiesvogel, und er unterlässt keine Gelegenheit, um sich Exemplare anzuschaffen (S. 114-115):

Yesterday I had another attack of fever, but this morning I was able to go out shooting, and had the good fortune to kill a magnificent bird, which I have every reason to believe belongs to a hitherto unknown species of birds of paradise; he is a full-grown cock. This bird differs from other species of birds of paradise in the form of the beak, which resembles that of the hoopoe; and also in having downy plumage, and a differently shaped head. At first sight, too he appears not to possess the beauty of his race; but after looking at him attentively in a good light, one perceives that he too is adorned with plumage of rich tints, and that his brilliant colours have a metallic lustre. Above the beak are two tufts or horns, formed of small feathers deeply marked with green and copper-coloured reflections. The long feathers which grow from the sides of the breast are, when closed, grey shot with a violet tint, but when spread they form almost a semi-circle around the body, and in certain lights shine like gold; in others like fire. Long feathers, of a greyish violet colour, grow from the sides, their edges being of a metallic violet lustre. The upper part of the wing and tail feathers

are of a darkish yellow, as are those of the back, but sometimes of a still darker blue. The feathers of the throat are black shading off into olive colour; those of the breast, of a greyish purple, with an olive band; the abdomen is white. The beak is black, the eyes chestnut, and the feet dark lead colour. When the bird raises the long feathers on his sides and breast, they form two semi-circles, and he presents as extraordinary and beautiful a sight as one could behold.



Drepanomis albertisii: Männliches Exemplar (oben) – weibliches Exemplar (unten)

Nach mehreren Abenteuern, erreicht D'Albertis am Bord der Vittor Pisani die Orangerie Bucht (S. 197-201):

A traveller from the northwest countries of New Guinea, who sees the inhabitants of the Orangerie Bay for the first time, is struck by a difference of colour, a difference of type, and a difference of customs and usages. The colour of the natives in general appeared to me to be lighter; and although there are some with very dark skins, still certain individuals had such fair skins that they might have been albinos. I do not, however, think this is so, but that it is a question of mixed race, to the formation of which a darker race contributed - probably the Papuas, whom we saw in the west and a race with fairer skins, such as the Polynesians.

*This type seems to be still more mixed, and while we find the receding forehead, with temporal bones much compressed, and facial bones projecting, small pointed chins, and somewhat long skull, we also find flat faces and round heads. This race have bright, intelligent eyes, the nose often aquiline, the lips sometimes well defined, but never exaggerated, and in general clearly cut. They have curly hair, but it is not woolly, although often crisp. They do not tie up their hair, but let it fall over their shoulders, and they dress it with bamboo combs, which they always carry with them. They are of middle stature, perhaps shorter than the southern races of Europe. They are slight and well proportioned, and more inclined to be thin than fat. Their eyes are bright and black; the ball of the eye is sometimes yellowish. As to the usages here, the traveller is surprised to find that tattooing is practised to a vast extent among the women, but not, as far as we know, among the girls. Among the men it is not practised, or at least very little. The short petticoat is also a new custom, apparently peculiar to these people, while it is almost unknown in the northwest. Here, as in the northern parts, they wear conch-shells passed through the holes in the nose; but only here is the lobe of the ear so deformed as to allow the insertion of discs of wood, or of conch-shells of about two inches diameter. With time, patience, and skill, they succeed in obtaining this result. The method most commonly observed is to insert leaves of pandanus, tightly rolled, into the hole, so that it gradually becomes larger. In the adornment of their persons they use shells, the teeth and bones of animals, also feathers. A kind of plume made out of the tail feathers of a *Dactylopsyla*, is commonly used as an ornament, and also the feathers of the cockatoo and the cassowary. I have already stated, and it is useless to repeat, that human bones are also used as ornaments; but this, I may observe, is not the practice in the northwest. Here we did not see trophies of human heads*

hanging in front of all the houses, as was the custom a few years ago at Dorey, and in other villages in the northwest; but instead we saw collections of bones, and human skulls heaped up together, in tens. We did not succeed, however, in obtaining any of these. The weapons we saw were lances and stone clubs; for defensive weapons the natives sometimes use shields, but not often. I saw neither bows nor arrows. We did not see any house built in the water on piles, as at Mansimam and Dorey; on the shore, or a little further inland, they are all on piles, although never so high from the ground as on Mount Arfak. The piles are at most three or four feet high.

We had not much opportunity in our three days' stay of learning particulars concerning these natives; but they seem light-hearted and merry, much inclined to laugh at nothing; and their physiognomy denotes a kindly temper. The chiefs, however, always preserved a serious demeanour, and were not to be moved by anything they saw or that occurred around them. The women, who at first seemed very timid, began little by little to be more confident, and allowed me to put necklaces around their necks, and to teach them how to put a scarf, shawl, or any other kind of adornment. The women often wear their hair cut short: few of them seemed to take any care of it, so that we may say the fashion of the country is to wear the hair short.

Except that they are tattooed, the women adorn themselves less than the men, and none of them paint their faces or bodies, as the men do frequently. The dog and pig are the only domestic animals they possess, and it seems they eat the flesh of the former; although, from what we saw in the forests and on the grassy plains, other animals are plentiful. And, from some skulls I obtained from houses which I visited, we are certain that they eat the cuscus and a small kind of kangaroo, as well as serpents. The sea furnishes them with a great quantity of fish, which they catch by means of hooks and nets, some of them very well made. Besides, the turtles' eggs must supply them with excellent food, without counting the productions of the earth, both wild and cultivated.

Whether the heaps of bones we saw, and the custom of wearing bracelets made out of the human jaw-bone, and necklaces of cervical vertebrae, are to be accepted as proofs of their being cannibals or not, we must admit that these people do not fare badly; indeed, we may say they live remarkably well.

Im Februar 1873 zwingt D'Albertis sein gesundheitlicher Zustand dazu, in die Heimat zurückzukehren. Diese Entscheidung trifft er schweren Herzens, und bereits bei der Abfahrt keimt in ihm der Wunsch, bald wieder nach Neuguinea zu fahren. In seinem

Werk fasst er seine Beobachtungen über die Einwohner von Andai zusammen (S. 210-222).

Die Inselbewohner

Much has been, and is being said, concerning the Papuan race; and perhaps of late years no other race has been equally interesting to students. But to what conclusions has science come in their regard?

I venture to say that the thread is now as tangled as at first. Every traveller who has landed at any point of the coast, were it only for a few hours, feels bound to open the question of the origin and existence of the Papuan race; and, following his own theories or his own fancies - sometimes only his sympathies or antipathies - speaks well or ill of it, according to the case and to his good pleasure.

One will pronounce that the Papuans are all ugly, unintelligent, and ferocious - something less than man - scarcely higher than the ape.

Another, on the contrary, will declare that they are all handsome, intelligent, and equal, if not superior to the white man. Thus it happens that, with all these ideas, these theories, these sympathies and antipathies, science rather loses than gains, from the confusion of thought and opinion.

It would be desirable that travellers should confine themselves to observing and taking note only of those things which are of scientific interest, avoiding all expression of opinions, which tend to confusion rather than to clearness of thought. It would also be well that only such data as serve for purposes of comparison should be given. I do not, however, conceal that this is more difficult to put in practice than would appear at first sight; because no one who finds himself treating of subjects that he knows to be interesting can abstain from adding his own views of them, thinking he may at least select facts which will tend to elucidate a scientific problem. This being premised, while I shall endeavour to give a complete idea of the people whom I saw during this journey, describing only their physical and moral nature so far as I observed it, without further remark, I ask for indulgence if I involuntarily fall into the very fault I wish to see avoided by others.

I will begin once more from the first point I touched at in New Guinea, near Tangion Bair; whence, if the reader will accompany me, I will reconduct him to Mount Arfak, returning afterwards to the Islands of Ke and Arru, and to Orangerie Bay. At Faor Island, then, we met

for the first time, with a people, said to be Papuan; but we also found some true Malays, and, besides these, a mixture of the two races.

Can I, however, now be certain that those were really of pure coloured blood whom we then held to be so? If we reflect that, from time immemorial, they have been in direct communication with the Malays, so much so as to have adopted the same customs, partly the same language, the manner of dress, the use of iron, etc., we may begin to doubt the purity of the physical characteristics they present, and to think that these may not yet be the true Papuans whom we desire to meet.

From Faor we turn to Kapaor, among the Papua Onin. Along the coast we find that many Papuans have already embraced Islamism, and that there are missionaries of that religion here.

They engage in trade, we do not know to what extent, with the Malay population. They appear to have made good progress already in the ways of civilization, and use our cloths, iron, and silver, and also fire-arms. From these facts we may argue that at a very remote period they came in contact with another race, and that not only commercial but sexual relations between them ensued.

This may be inferred from the mixture of type traceable among the population.

We note not only a great variety of type, but the colouring also varies very much. The hair is more or less crisp, without, however, being woolly, and on examination affords a further proof of the difference in type and colour already mentioned.

We met with people who told us they came from the interior, and visited the coast at the trading season only, among whom I remarked so great a variety of type, that I could hardly tell which was the real and original one. There were individuals with flattened noses, and others with aquiline noses - some hardly prognathous, or not at all, and others markedly so. They have besides for a long time had relations with people of another race, and have adopted many of their customs. Are we to believe that they have kept apart as a race, and avoided mixing with strange races or their hybrids? We remarked here that the natives sometimes file their teeth; this we had not observed in the other parts of the country; it would seem to be a custom special to them. They practise a kind of tattooing, if certain scars on the surface of the skin may be so called. These appear to be produced by making an incision in the skin, and then for a lengthened period irritating it with lime and soot. As to their habits, in the two or three days that we passed among them, we could learn but little, but we discovered that they are hunters of human heads, that they have superstitions, but not

idols; and that they hold the fig-tree sacred, on which account I was hindered from shooting a bird which perched on one near our house. They practise tabu, more or less; and in our walks we noticed many houses where a stick was sufficient to prevent any one from entering during the absence of the owners. I note here that in describing the natives of the Fly, and those of Hall Sound, I make similar remarks. Near some of the houses we saw the sugarcane, and the banana in cultivation, and also grain and beans, certainly imported by the Malays; in addition to these a little tobacco is grown.

The men are handsomely adorned, either with feathers, or with bracelets and necklaces of shells. They also wear earrings and bracelets of silver and other metals. They use iron weapons, wooden lances pointed with cassowary-bone, and bows and arrows. Lastly, it is well to note that not less than five dialects, if not languages, are spoken along the coast between Onin and Tangion Bair; and this proves how various are the component parts of this population.

In the Pitt Straits some aborigines from Battanta Island came about us. They are a fine people, well formed, and seem very strong and active, though somewhat inclined to be fat. Their hair is crisp, without being woolly; their foreheads high, slightly retreating; and their eyes are large and bright; the nose is of moderate size, and rather flat; the mouth regular - some of them have projecting lips. The colour of the skin is dark brown. I could perceive that they were partly mixed with the people I had already seen. The island of Sorong, although small, may be called a colony, the chiefs of which are more or less Malay, or the descendants of Malays. It also contains many slaves from different points on the neighbouring New Guinea coast, and the coasts of other islands, on which account there is both confusion of type and variety of colour. Besides these there is a small colony, if a little village can be so called, of people called Mafor, who come from an island to the east of Dorey. They are distinguished from the others by greater height, darker colouring, slighthness of figure, and almost invariably an aquiline nose. In character they are more vivacious, bolder, and more enterprising than the other tribes I have hitherto seen. These natives also practise a kind of tattooing, raising marks on the skin by means of prolonged irritation. They are given to travelling, and tattoo an additional figure above the right breast on the accomplishment of every fresh journey. They use bows and arrows, and spears. They carve deer horns, which they obtain from the Malays, very skilfully, and convert them into beautiful knife-handles. In their houses they

have wooden idols, carved by themselves, and which they call karuari. They do not, however, set great store on these, and willingly sell them.

At Ramoi, a little village on the coast of New Guinea, a few miles from the sea, there is a small population which may be considered of almost pure blood. These people are very dark in colour, of low stature, with woolly hair, small eyes, and flattened noses. They seemed to me the poorest people in the world, and the gloomiest. I was there a fortnight, and never saw one of them laugh. They cultivate the earth, and hunt with the bow and spear, followed by numbers of dogs. They wear several wooden amulets on their necks, wrapped in a piece of cloth. They believe in witchcraft, and in the evil eye, and have a sacred place not far from the village, into which I was never able to penetrate. To dissuade me from attempting it they told me I should have died if I entered, and they quoted Dr. Bernstein as an instance. They bury their dead in the forest. On a grave I observed a broken jar, and I asked a child who was acting as my guide what was inside the grave. He replied "A man." I asked him what he was doing under the earth? He answered that he was sleeping; then blowing on his hands, he lifted them up, at the same time raising his eyes towards the heavens. Some people from the interior came to this village, and they appeared to me to differ materially from the Ramoi men. They were not so dark, were of smaller size, and more prognathous. Their hair was divided into numbers of little tufts, and rolled on bits of bamboo. The houses at Ramoi are built on piles. The women, however, dwell in common in one large house, to which the ground itself serves as flooring. At Sorong almost all the houses are not only built on piles, but also partly in the water. The houses of Mafor are built entirely in the water, so that a little bridge is necessary to enter them from the shore. At Sorong the inhabitants live principally on fish, sago, bananas, sweet potatoes, and cocoanuts. Pineapples are also cultivated by them.

The Malay, or semi-Malay, population is clothed in much the same way as the great bulk of the race; the remaining portion, on the contrary, only cover certain parts of the body. On our way to Dorey we touched at a point of the coast near Emberbaki, and in this place I met with a family of so-called true Alfuros. Their colour was decidedly black; but their peculiar physiognomy made them remarkable. It was characterized by the absence of prognathism, the roundness of the head, and by features more nearly approaching those of the negro than any I had as yet seen. I do not, however, refer to the true negro type. They were all rather tall, even the one woman who was with them, and who was remarkable for the extraordinary development of the breasts. Unquestionably

if this family represented the Alfuros, the people I saw at Bamoi did not represent them in the least. At last we reached Andai. Here dwell the Arfaks, a tribe taking their name from the mountain they inhabit. They are said to be ferocious people, and are always at war with their neighbours; but during my stay among them, I had nothing to complain of. Since the Dutch missionaries established themselves here, the people have become tractable. They are a fine race, tall of stature, and strong, and physically they seem superior to the inhabitants of the coast. They often are more homogeneous of type, and may be considered as the type of the mountain tribes. Their hair is exceedingly thick, black, and woolly, but so covered with grease, that its real colour and nature are hidden. I occasionally met with men who had thick, though not long, beards, and their bodies covered all over with hair. The body-hair has a reddish tint. Their skin is very dark, almost black, without being actually so. The forehead is, in general narrow, and somewhat retreating. The cheekbones are very high, and projecting beyond the eye orbits.

The nose is almost always aquiline; the lips are well formed, but with a tendency to project; the chin is small and pointed. The women have rounder faces, less retreating foreheads, and less depressed temples, for which reasons the cheek bones do not appear so prominent as in the men.

The Arfaks live in small villages, in houses built on piles. They use bark to cover the framework of the house, and for its interior divisions. Men and women live in the same house, the women on one side and the men on the other. They eat apart. Two small rooms are reserved at the two ends of the house, perhaps for the father and mother of the family, and are sufficiently protected from inquisitive eyes. A small house, separate from the others, is reserved for women in childbirth, and this the men may not enter. The dead are buried before the door of the abode in which they have dwelt during life, and at intervals of two days a fresh supply of food and tobacco is placed on the grave. On the death of the head of a family the house and plantation that belonged to him are forsaken two or three months after his death, and the survivors build a new house, and prepare a new plantation, higher up on the mountain. The people are polygamous, and obtain their wives by purchase. Aged men often have very young wives. It behoves us, however, to remark, that they are probably rather servants than wives, the line between wives and servants being but ill defined. At Emberbaki, it is said that the father sells the children of a dead mother; while among the Arfaks the father or kinsfolk take charge of the orphans. They live by hunting and also on the fruits of the earth, cultivating chiefly bananas and yams. They grow and smoke tobacco. They do not use salt

properly so called, but they collect a certain kind of salt on the beach which they procure from the ashes of a plant. They converse willingly, but are not noisy, and have a somewhat melancholy expression. They are hunters of human heads, and preserve the heads as trophies. The chiefs have a right to the heads of the slain. If only one head is obtained in battle, it is cut in pieces, and divided among the chiefs. They are fond of ornament, and use flowers for that purpose. They do not seem to have any religious persuasion, but they believe in a Spirit of Evil, and endeavour to exorcise it by cries and cabalistic signs. After a certain fashion they believe in the immortality of the soul - at any rate, in the not total cessation of existence after death. This may be inferred from their custom of supplying the graves of the departed with provisions, and from their exorcisms of the spirits of the slain.

On our return, we did not stop at Ke Island, where the population is so mixed that it is useless to discuss it - a remark which also applies to the inhabitants of Dobbo, Wammar, and Wakan, on the Arm islands. At Battulei and Comul, at the extreme north point of Ami, we found a population of a special character, which seems to be a distinct branch of the so-called Papuan family. We must, however, except the chiefs and their families, in whom some foreign elements can be traced. Taking into consideration the mass of the people, who decidedly differ from their chiefs, we shall find that they differ from the Papuans we have hitherto met with, both in general appearance and in certain special attributes. The men's figures are not only slight, but elegant, and well proportioned in every limb; and they have an open and unembarrassed manner which shows that there is a mental as well as physical difference between them. Their features are more regular, and though they cannot be said to attain to European outline, they recall the Arab cast of feature. Their skin is less dark than that of the people we have hitherto seen, their hair not so crisp - it is indeed often worn in long ringlets, their features are less harsh, and hardly at all prognathous. Though the forehead is retreating, it is not so narrow, nor are the temples so depressed, as in the people we have previously seen. Their habits are different, and their houses are not built in the same way. Too much importance must not, however, be attached to this, as various modifications may have been adopted from the customs of the foreigners now established on the coast. On the other hand, my short stay gave me little opportunity of becoming acquainted with their usages. Their mode of disposing of their dead has been already described, and I need not recur to this, nor to the trade which they carry on in mother-of-pearl, tripang, swallow nests, and birds of paradise. I

regard them as morally and physically superior to the other Papuans we have seen; they are intelligent and industrious, and on the way to something not unlike our own civilization. It is much to be feared that the Arabs, who come among them in great numbers, will destroy the good qualities they possess, and will prevent them from appreciating the advantages of civilized life. It is painful for an explorer to have to acknowledge that the camp-followers of civilization are always opium, alcohol, and the rifle.

From Arm we come to the extreme limit of south-eastern New Guinea. We are at Orangerie Bay - a crowd of people surrounds us: here again we find a mixture of type. The colour of this people is lighter than any we have hitherto seen, but all are not equally light - some are more, some less so. Their hair is not woolly, but it is crisp. In the case of some individuals, especially women, who wore it short, it looked like smooth hair. There are aquiline noses here, but that shape is less common than at the Arru islands and in the northwest of New Guinea. The people are smaller in stature, the head is rounder, and the outline of the face is more regular.

They are a people living, as it were, in the age of stone; for although they know of iron by the name of "dim-dim," they possess none, and all their instruments are of stone, or bone, or wood. From this it might be thought that they have kept themselves from all contact with foreigners. But, on the contrary, among all the tribes whom I visited, this one presents the greatest confusion of type. It is certain that two races, perhaps equally savage and primitive - although I am not able to say which two - have come into contact here, and have produced the present population. We remark that the customs here are different and new to us. They may perhaps put us on the track of discovery of one of these two races, and of conjecture respecting the other.

We find that the women are all tattooed, and that they clothe themselves with a kind of garment, which as far as we know, is not used in any other part of New Guinea. They also adorn themselves with human bones, which is not the custom of other Papuan women. In place of bows and arrows, we find well-made spearheads, also stone-nails. Considering all these facts, the traveller will admit he is among either a new people or a mixed people. He can scarcely hold to the first hypothesis, in presence of a type which recalls the Papuans of other parts; perceiving the great differences both in type and in customs, he will be convinced that he has before him a mixed race. Among the people dwelling near Yule Island, and also among the inhabitants of Moatta and the Fly, we shall observe a very similar state of things.

Am Ende des Jahres 1874 macht sich D'Albertis auf den weg zurück nach Neuguinea, und im März 1875 erreicht er die Insel Yule im Südosten Neuguineas. Hier beobachtet er das Verhältnis zwischen Mann und Frau und stellt die Überlegenheit des weiblichen Geschlechts fest (S. 274-275):

April 9th. — I stayed at home to prepare the birds I shot yesterday, and killed some others in the island. Today, as usual, a number of natives came, whom I speedily got rid of, being very busy. Later in the day, two men and three women came, who told me they lived in the mountains, near Mount Yule. I showed them what I was ready to give them if they would consent to take me with them, on which they seemed enchanted with the idea of earning so much. All seemed settled, but they called one of the women, and talked over the matter. She was of a true Malay type, with long, glossy, and very black hair, had great black eyes and a short, stout figure. She seemed to be a person in authority. My proposals were explained to her; she saw what I had offered, wondering, and expressing her admiration at everything by blowing vigorously between her closed teeth, and carrying her thumb to her teeth, then drawing it back, and exclaiming over and over again, " Ah! ah !"

Nevertheless, she put her veto on the bargain. The men tried to persuade her, but she worked herself up into a rage, and imposed silence, on which they at once went off. The men obeyed her like a couple of sheep. It is plain this is a country where woman exerts an open supremacy over man. It is true she works harder, but still is master; and it seems to me she knows well how to use her prerogative. This is not the first occasion on which the men have been willing, but the women unwilling, and viceversa. Although it is a well-known fact throughout the world that women always get their own way, still I have never before been in a country where they have so much authority as in this!

Auch bittet sich dem Forscher auf Yule die Gelegenheit, eine Bestattung zu beobachten (S. 276-277):

When I arrived the whole population was assembled in the space in the middle of the village, round a lifeless body. At my coming the chief advanced to me, and being acquainted with that custom, shook hands. He then told me that they were performing the funeral rites of a woman who died yesterday. I assumed an expression of concern, and asked to see the corpse. The chief, whose name

is Oa, took me to the place where it lay. The mourners who stood around drew back to let me see. I took off my hat in token of respect, and made a small offering of beads to the dead. My conduct pleased the natives, and made them well disposed towards me for the time. The deceased woman lay on a mat, and food was placed near her. The bystanders, who seemed oppressed with grief, wept and shrieked, and struck their breasts and stomachs with their fists, as if they wanted to put an end to their own lives. At last the moment arrived when the body had to be consigned to its mother earth, in accordance with the great law - "Dust to dust, ashes to ashes." The mat was fastened up carefully, and then carried to a hole which had been dug under the house where the poor deceased had lived. At the time of her descent into her last dwelling, the howls and self-inflicted blows of the natives were redoubled. It was a strange scene. Then came silence, after which a roar-like thunder indicated that the first handful of earth which must forever hide the corpse from human sight was being thrown.

Seine Eindrücke über die Bewohner von Yule schildert er mit einer gewissen Naivität (S. 284-285):

Some natives who, I was told, live a long way off on the coast, came to see us. Two of them, from their manners and ornaments, seemed to be persons of importance, or chiefs. Their arms were almost hidden by bracelets of white shells; in their ears they wore at least fifty tortoise-shell rings, each about two inches in diameter, the whole being connected by a double string of very small white teeth.

On their necks they wore three rows of brilliantly white crocodile teeth. A coronet, very like the necklace, bound the hair on the top of the head, whence it escaped in a mass, and was gathered together again by what was almost a second coronet made of cassowary feathers. On the forehead they wore three discs of shell, white as snow, with a perforated piece of tortoiseshell, finely worked, placed above. A large shell at the wrist, and a piece of mother-of-pearl on the breast, completed their ornamentation. They were justly proud of their fine appearance.

At first these natives seemed somewhat timid; but I soon set them at their ease, and they laughed heartily. There was a certain nobility about them, and they did not debase themselves by begging, or seem to covet anything I showed them. No, these two men are something more than savages; in the European sense of the word they are both gentlemen. One of the women was very pretty, and

seemed much more intelligent than the men. She was full of vivacity and merriment, and always wanted to talk with me, jesting and laughing at the mimic art we had recourse to, to make ourselves understood. Two of the men and one of the women were streaked with black dust which, I was told, was, as usual, a symbol of mourning. These natives differ from those who are now more familiar to me, in having very aquiline noses, very narrow foreheads, very fully developed orbits as well as cheekbones, and faces which narrow in a remarkable way down to the chin. They came unarmed, and were very much astonished when I showed them the snake I brought from Nicura yesterday, alive in a box; they all, however, ran off when I took it by the neck, and allowed it to twist itself round my legs. I succeeded in getting them to return; and when they saw me kiss the head of the lovely creature, they gave a howl of amazement and admiration. They seem to have a great dread of snakes; and though they eat them when they have killed them, they do not like touching them when alive.

Im Süden von Yule beobachtet D'Albertis, wie der Ackerbau betrieben wird (S. 324-325):
The soil which is not actually under cultivation is rich in grass. The natives call their gardens or plantations "Biraura". I saw many people hard at work, and could thus account for the appearance of certain fields, which were so well and evenly tilled that I thought some machine must have been used; it seemed to me only a plough could run furrows with such precision. I was, however, soon convinced that all had been done by manual labour. The natives form gangs of eight or ten men, each man holding in either hand a very hard wooden pole, sharpened to a point, over six feet long and from an inch to an inch and a half thick. These men stand in a row, and, at a given signal, plant their rods in the ground, repeating the operation several times until they have penetrated to the required depth, which is generally about a foot. This done, they bear down on the other end of the poles, making them act as levers, and thus loosen a long piece of ground, ten to thirteen yards long and from a foot to a foot and a half wide; then, by alternate heaving up and bearing down, the large mass of soil is upturned; and as they take great care to preserve the same measurements and distances, regularity like that of the action of a plough is produced. Some of the chief men of Mou, and especially Naimi and Matciu, possess a good deal of land here, which they cultivate. The aborigines of Roro are confined to the northwest part of the island, and, owing to

their being less intelligent and enterprising than the people of Mou, they give way before them, regarding them as invaders. The real inhabitants of Roro are also physically inferior.

Der Forscher sucht u.a. das Dorf Naiabui in Yule auf (S. 391-:397):

All the possessions of the owners are kept in the other houses, which are rectangular in shape. Both houses and mareas invariably have verandahs in front of them, in which the natives assemble for conversation and eating. The food is prepared and brought there by the women, by whom it is cooked; the men, however, prepare the meat before it is handed over to the women to cook. For knives they use pieces of bamboo, which answer the purpose admirably.

The married men sleep in the same houses in which the women live, but to which strangers are never admitted, as they sleep in the mareas.

The most arduous labour in the fields falls upon the men, while the women do the sowing. The latter, however, procure wood for burning, and carry home the crops from the fields; they are accustomed from their earliest childhood to carry loads, which, while resting on their backs and hips, are in reality carried from the head. Their loads are carried in a network bag, with a cord which passes over the head, a little above the forehead. This cord leaves palpable marks on their heads, and I believe the impress of it would be found on their skulls.

The women accompany the men on their hunting expeditions, carry their provisions, prepare their food, and bear home the hunting and fishing spoils. The men, however, always carry the heavy nets, which are used both for hunting and fishing. When not engaged in either of these pursuits, they work daily in the fields, with the exception of the head men, who remain at home; but all the rest, men, women, and children, go to work at sunrise, and do not return until the afternoon. The headmen almost always employ their leisure in making nets.

The food of this people consists chiefly of the produce of their hunting and fishing, of yams, bananas, taro, and cocoa-nuts. They also eat grasshoppers, coleoptera, and reptiles, shellfish, and the larvae of insects. The women have not so much authority as in other villages, and wear fewer ornaments than the men. They wear their hair very short. They make bracelets and necklaces of shells, and earrings of tortoiseshell and pigs' tails. Their dress consists of a very short petticoat, made of grass stalks. The men wear a strip of yellow tupuna, which they bind on so tightly that one wonders how they can bear it at all, and I have no doubt the result of their so wearing it is to

produce many diseases. The children in this village run about naked up to the age of two years; the girls are clothed sooner than the boys. The men are usually adorned with a number of earrings and feathers, and paint their faces black, red, and yellow. They extract the red substance from a kind of chalk, which they also not only chew, but eat, in small quantities. They are very vain of their personal appearance, and spend much time for their toilet, which they perform twice a day, in the morning, and again a little before sunset. In the evening, after having adorned themselves, they pass through the village, strutting like peacocks, and visit the mareas. They often have their noses perforated, but do not wear in them the cylindrical ornaments made of shells, so much used in other parts of the country.

Their only weapons are spears, of which they carry three or more when on long expeditions. They are merry, vivacious, and talkative; men, women, and children, all mingle in their disputes. The infants are carried and kept in the usual network bags, to which they adapt themselves capitally, preserving in them the natural position which was theirs before they saw the light. When their mothers leave them at home, they are hung up in some part of the house, and those who are left in charge of them have only to swing the bag in order to quiet them and send them to sleep. The men sleep in hammocks generally, but not always. They light great fires at night under the houses and under their hammocks, to protect themselves against damp, cold, and mosquitoes. They are very sensitive to cold, and cover themselves at night with large pieces of tupuna. They are very free in their actions and language, even when women and children are present. I saw some boys, of quite tender age, performing some nasty tricks in public, without any reproof from their elders. The women, however, are much more reserved than the men. They show grief for the dead, by painting themselves either all over, or only in parts, according to the degree of relationship with the deceased; on these occasions they wear bracelets and anklets made of string. The chiefs only are allowed the honour of being interred within the village. I saw the graves of two of them in the centre of it, surrounded by a small palisade, behind which ferns were growing. All other persons are interred outside the village. When a death takes place, they mourn the deceased for one or two nights, but their affliction does not seem very deep. I have not been able to discover any signs of religion among them; and I cannot say whether they have any notion of the existence of a future state; yet the mother who kept on repeating "Rau, rau" (return, return) over the grave of her son, seems to prove

that they do not believe in total extinction - that is, in death in its absolute sense. Aiu, the old headman, alluding to one whom they were going to bury, said to me, "He has gone to rest."

They are quite unacquainted with metals, and use stone axes, bamboo knives, and instruments of hard wood to split wood. For fine work they use bits of stone or shells, with which they shave their heads as well as we could with our best razors. They use pointed shells to bore holes in wood, and they have a kind of augur with a cord, very like one of primitive make which is still in use in Europe.

The only musical instruments they possess are the drum, a kind of bagpipes made of seven reeds, and a jews'-harp of bamboo. The health of the people appears good, but the boys are often afflicted with ulcers, which leave indelible scars. I saw only one case of dropsy, or very similar disease; the sufferer was a woman.

They have many decided tastes, and the men especially are passionately fond of dancing, which they do exceedingly well, accompanying the exercise with gesticulations, and music, and singing. They dress in their best for these dances. They do a little in the way of commerce, bartering the products of their fields with those of other villages. I saw a place, on the top of a hill, cleared of grass and trees, which was exactly like one of our market-places. The people from distant villages assemble here at certain seasons for the purpose of barter. I may mention that I remarked they had begun to store a large quantity of cocoa-nuts, and although no one had been left in charge, and we were very thirsty, no one thought of taking any.

These islanders are polygamists, but the headmen only have more than two or three wives. The young men are not permitted to marry until they have a house of their own, and articles necessary for the purchase of a wife - I say purchase, but this is not the proper word to employ; for as the woman is useful in the house from which she is taken, it seems reasonable that he who takes her should give something by way of compensation to him who loses her.

Woman is the token of peace, and, therefore, in peaceable expeditions, the women march ahead of the men. The first or second time I went to Naiabui, one of the natives came up and said, "You are afraid of us." I asked him why he thought so, and he replied, "Because you have brought your women with you." To show him I was not afraid, the next time I returned to the village, I did not take the women. The same individual again said to me, "Why have you not brought your women? Have you come to do us harm?" "No", I replied, "it is only to show you that I am not afraid of

you.” It happened to be a rainy day, and, contrary to my usual custom of going about dressed like a Papuan, I had donned a military jacket of white cloth. He said, “It is true you have not brought your women, but still I see you are afraid of us, because you have come today with your shoulders and breast covered.” “No,” I returned, “I have no fear of you; your spears can do me no harm.” Then, taking off my jacket, I continued, “Take your spear, and hurl it at my bare breast.” I put my arms behind my back to present a better mark to him, as he thought, but in reality to grasp my revolver; and if he had tried to prove that his spear could injure me, I should probably have stopped the experiment with a bullet. But neither his hour nor mine was yet come; he was afraid to prove his spear against me, so spared me the necessity of proving my revolver.

In the evening, this man happened to be in my marea. I called to mind what he had said to me in the morning, and, going up to him, said, “He who can swallow fire has no dread of your spears.” I then took a dish, and, pouring some essence of aniseed into it, I set fire to it with a match, and, approaching the burning liquid to my mouth, I blew on it quickly and drank it, the natives thinking I had really swallowed the flames. They fled in terror from the marea, not by the ladder, but by leaping headlong out of it with the utmost precipitation. It is remarkable that, by a trick, I was able to make them believe that the spirit which I had taken out of a bottle, which they themselves had just before been carrying, was nothing but plain water. In the midst of people who have never seen or heard of a white man, the most potent means of defence possessed by the latter is to act upon their superstitious fears. Courage avails much in most circumstances, though not in all; the natives dared not attack me face to face, nor perhaps even unawares; but when I was alone and asleep, surrounded by them, what availed courage? They could have planted a spear in my heart, or split my head with an axe or a club. How, then, can a man defend himself when he is asleep? The answer is simple enough. Make them believe you are something more than they; that you are not made of the same flesh and blood; make them as much afraid of you sleeping as waking; in a word, inspire them with a wholesome dread of approaching you at all. If there is an art my ignorance of which I regretted more than another in New Guinea, it was that of sleight of hand.

Über die Ureinwohner der Insel Yule schreibt er schließlich zusammenfassend (S. 409-421):

The villages are numerous and populous; and although in many respects the inhabitants must be deemed savages, their manners and customs are gentle, and they live in a state of comparative well-being and happiness, which might almost be called civilization. The physical fact which strikes us about them is, that they differ widely from the inhabitants of the north-west of this great island - at least from those hitherto known to me. Then we are struck by the individual differences we find existing among them. After a minute examination, we are obliged to conclude that supposing the existence of a true Papuan race here we are not in presence of true Papuans. We have here a mixed race, the result of the intermixture of two or more races who have met on this island in times more or less remote. We are not yet, however, and perhaps we may never be, sufficiently acquainted with the past history of this country to determine which one of the two races now inhabiting it, separately or mixed - I might even say amalgamated - is the aboriginal, or at least the most ancient, race of the island. Nor is it possible to decide exactly whether the so-called Papuans are really the most ancient inhabitants of New Guinea.

At the present day it seems to be agreed that by Papuans is meant a race with black, or nearly black skin, and woolly hair, among which those individuals, or those populations, having smooth hair and light-coloured skin, are not true Papuans. It may be that the Papuans are the inhabitants of the northwest - excepting, of course, the Malay population, who are beginning to colonize some part of the coast, and the inhabitants of Salomone Island, of New Britain, of New Caledonia, and of the Fiji Islands. I must observe, however, that not one of the Papuans whom I have seen in the northwest of New Guinea, resembles a Fiji islander, or a native of New Caledonia, or of New Britain.

I have seen natives of the Fiji Islands at Kandayu, and many in Torres Straits, employed in the mother-of-pearl fisheries; I have seen natives of New Britain island, and have had four in my own service at Yule Island; I have seen many from New Caledonia, either in Torres Straits or at Sydney; but among them all I never saw one who could be mistaken for an inhabitant of the northwest. If, therefore, the men of New Britain, of the Fijis, and of New Caledonia, are types of the Papuan race, I have no hesitation in saying that not a single Papuan exists in those parts of New Guinea which I have visited.

Professor Paolo Mantegazza, in his "Anthropological and Ethnographical Studies on New Guinea" (Florence, 1877), adds, besides the above-mentioned peoples, the inhabitants of New

Hebrides to the number of Papuans. Now, at Yule Island I had sixteen persons in my service who belonged to New Hebrides; but they certainly were not of the Papuan family. They were, on the contrary, quite different from all those so-called Papuans, having, instead of black skin or woolly hair, a lighter skin than the Malay, while their hair was hardly even curly.

I shall not now mention other characteristics, by which they are not only distinguished from the Papuans (so-called), but are brought nearer to the people we are now considering, in proportion as they are farther from the so-called Papuan type. Nevertheless, it is right to admit that even in New Hebrides there are two distinct races.

In the villages we are now visiting we also find two varieties, often very distinct, with characteristics almost peculiar to themselves. A type also prevails in which the mixture of these two varieties is apparent, and seems destined to survive the two types - representing the two varieties which are now becoming amalgamated. The two varieties to which I allude may be defined thus - the yellow, and the black.

The term, yellow, does not exactly express the first, nor does black, the second, and those adjectives must be used comparatively only. The characteristics of the yellow variety are as follows: hair curling or smooth - neither crisp nor woolly, black and shining, often almost of a chestnut hue; forehead large and flat; temples little, if at all, depressed; eye-orbits scarcely, if at all, prominent; cheek bones rather high; round chin and round face; large brown eyes, with eyeballs of a bluish white; the nose often aquiline, never flattened, and generally small; lips moderately full; and brachicephalous, and round skull. These people are not prognathous. In colour they vary from brown to very light brownish yellow. In stature they are not generally inferior to the black race, and their forms are fuller and rounder.

The black variety is distinguished by a narrow and retreating forehead, compressed temples, strongly-marked orbital arches, prominent cheek bones, aquiline nose, pointed and narrow chin, long face, decidedly prognathous, an oblong skull. The eyes are small, either black or brown, the eyeball bloodshot, or yellowish, and the men are tall and generally thin. The preponderating type exhibits every gradation that can result from the mingling of the two principal varieties.

We may therefore conclude that the present inhabitants of Hall Bay are a mixture of two races, one dark-skinned and crisp-haired, the other with lighter skin and smooth hair; and this is all that could be said from the present knowledge.

How these two races or varieties came in contact I do not attempt to explain. Neither, in all probability, is native to New Guinea, but other lands were the cradle of both. I remember one man, whom I saw in slavery at Epa, and who differed very much in physical characteristics from all the people about him, told me that he belonged to an inland tribe; and he recollected, in an indistinct way, some of the Alfuros, so-called, whom I saw on my passage to Ramoi. We may believe, therefore, that a purer and more homogeneous race exists in the interior of the mountains. But what this race is we are unable to say. The man whom I saw at Epa was of mature age, well made, and finely proportioned, but of short stature, not more than four feet nine inches. There was a great deal of woolly hair on his body, the hair of his head was also woolly; his skin was exceedingly dark, but he was scarcely, if at all, prognathous. Nevertheless, he can be said to represent that race of Papuans of which the inhabitants of Salmon Island and New Britain are a type. Nor was he a truer representative of the negro than of this race.

I am unacquainted with the true type of the Nigritos; therefore I cannot say whether or not they correspond with this description.

Laying aside, for the present, the physical characteristics of the inhabitants of Hall Sound, if we consider their moral character and their manner of living we shall probably be surprised to find that they have already acquired a certain degree of civilization, which must prevent their being called savages, strictly speaking, and which enables them to lead an industrious, quiet, and probably happy life. I was not able to discover among them any sign of religion, nor to ascertain whether they possess any idols. They are superstitious, and it would appear that they resort to incantations and signs under certain circumstances. For instance, the drawing of a horoscope by means of a pebble dangling from a thread held between the thumb and first finger, is of everyday occurrence. Making invocations and conjurations by words and signs is also a common practice among these people. Does this imply a belief in spirits? I cannot tell. Have they any kind of belief in the immortality of the soul? To this I cannot reply with certainty; but what is the meaning of the tears and lamentations of that poor mother who for three days and three nights lies stretched on the grave of her little son, calling him by his name, and repeating in a voice broken by sobs, "Oh, come back, beloved one - come back to thy mother."

Why that reverence for their dead, which causes them to bury them in the midst of the village and beneath the very houses, and which adorns their graves with ferns and flowers? Here, however, we

do not find, as in the Arfak mountains, either food or weapons placed on the grave, to imply that the spirit of the dead man can still make use of them; and we may conclude that the tears, the lamentations, and the flowers, are but tokens of respect and love offered to the memory of the beloved. Have they sacred places? I was often prevented from going into the forest, or into the fields, by my guide. He would call out, " Buco, buco" signifying that it was forbidden me to go farther. A stone slab placed at the end of a plantation is sufficient to forbid entrance. "Buco" is equivalent to "tabu." At Epa a man in mourning may not enter the marea, or house of reception; to him it is "buco." At Mou, women may not enter the marea; it is "buco" to them.

The fertile and well cultivated soil produces great quantities of fruit. Game and fish are abundant in the forest, the rivers, and the sea; while alternate hunting and fishing allows of variety in their food, to which is greatly due the good health enjoyed by the people, and their exemption from many of the diseases common among men in a half-savage state under less favourable conditions.

They practise, but do not abuse polygamy. The chiefs only have as many as five wives. Generally, however, they have but two.

Wives are obtained by payment to the father of the maiden of a sum of money in compensation for the loss he sustains in giving up his daughter. The women, although obliged to work hard, are, perhaps on account of their usefulness, held respect, and have influence in their own families. In some villages, they exercise much authority and supremacy.

In war they are respected even by the enemy. From what I have observed, I am inclined to believe that a community partly composed of women would never be attacked by another tribe. Women, in short, act like a banner of peace. They are the ambassadors, who are sent to ask leave to enter or to pass through a village, and they are the first to give welcome to a stranger.

The most perfect harmony seems to reign in families, and rare indeed are cases of quarrel among members of one household.

They live in communities, sometimes of more than a thousand inhabitants, in well-built villages, worthy to be called small towns, both for their order and cleanliness. They are under the rule of the chiefs or landowners.

These chiefs have little authority; but they enjoy certain privileges, the first of which is polygamy. The supremacy of the chief weighs lightly on his subjects, whose duties are comprised in field-work, hunting, and fishing.

The chief is looked upon as father of the family. He is called Pacao, and his servant or subject is called Irine. From all I could learn, slavery does not exist, and the sale of human beings is unknown. Skilful alike in husbandry and in hunting or fishing, they easily procure the necessities of life; and the remainder of their time they either pass in idleness, or in dancing and feasting, in visits among friendly tribes, and in receiving them in their own villages. They fish with nets of various kinds, and they prefer the spear to the bow and arrow. For hunting they make use of very strong nets in which they catch the game, killing it with clubs and spears. They are unacquainted with any metal, and their weapons and utensils are made of stone and bone. A bivalve shell, the teeth of the kangaroo, and the tusks of the wild boar, are, in the hands of these people, implements of the greatest utility. For personal adornment they use berries, flowers, bone, shells, and feathers, especially bright-coloured ones.

The Paradisea Raggiana is on this account held in great estimation. Necklaces of dogs' and crocodiles' teeth are most highly valued, and, together with the Paradisea Baggianaj serve for the purchase of wives. They also ornament articles of use with fine carving, and the forks, made from the leg bone of the cassowary, with which they eat fish, are most admirably carved. Even the little sticks for conveying the lime they are in the habit of chewing to the mouth are often finely carved, and ornamented with feathers and the heads and legs of birds, and with teeth, shells, etc., etc., as may be seen by the accompanying print.

They wear nose ornaments of cylindrical shells, hanging from the lobe of the ear. The men wear very narrow girdles round the body, in such a way as to seem to our eyes like instruments of torture. The women wear garments of grass cloth, skilfully and tastefully made; on gala days they are of various hues, but for ordinary working days they are simpler both in make and colour.

In general, the women are less given to personal adornment than the men, and it must be said that the men are vainer than the women.

The early hours of the morning are devoted to cleaning the houses and the road, which the women keep clean, each in front of her own door. The young men attend to the care of their own persons, adorning themselves with plumes and feathers, and painting their faces with different colours. It is not uncommon to see the young of both sexes parading the village streets in the afternoon, laden with every ornament they possess, and paying visits. Their natural disposition is gentle and placid. They like to spend their time in talking and games, in which men and women take an equal

share. Playful and free of speech, they nevertheless do not transgress the bounds of modesty, either in word or deed. Women and children are included in every conversation, and often take part in the public discussions, which are usually held in the evening. Women are always respected, and in some villages especially they enjoy a certain supremacy, although the government of the house belongs to the husband. Labour may be said to be fairly divided between the two sexes, and they are accustomed to work from their earliest childhood. The more fatiguing field-work, or surrounding the fields with palisades for protection against animals hurtful to the plantations, falls to the share of the men. Sowing, gathering, providing daily what is necessary for the family, is the business of the women. The men make the nets for hunting and fishing, and build the canoes and houses. The women cook, but the men prepare the flesh-meat for them.

Notwithstanding the abundance of game, fish, and fruit, they eat many things horrifying to an European. To say nothing of the full-grown coleoptera which they eat after removing their elitra, and slightly broiling them on hot ashes, I need only mention that they eat the larvae which they procure from rotten old trees. They know little or nothing of medicine, and while I lived among them I only once saw, at Epa, anything appertaining to that science. What I saw consisted in the mastication of the bark of a plant, and the juice thus obtained was applied to the chest of the patient, who was also subjected to hand-friction. At Yule Island, at a later period, I saw a woman curing the sores of her son by cauterizing them with a hot stone.

The people may, however, be acquainted with the medicinal virtues of different plants, and have some faith in medicine, for they often asked me for remedies for their ailments; but they were afraid of taking internal remedies, and would only accept those which were for external use.

Tattooing is practised among them. The women have nearly their whole body covered with marks. Children are seldom tattooed, and slaves never.

I can scarcely call the men tattooed, for although they frequently have marks on the chest or shoulders, they occur very rarely on the face. Tribes and families are recognized by tattoo-marks. They carry on a small trade by means of barter, and exchange the produce of hunting and fishing for the products of the earth.

They do not manufacture, but they use earthenware vessels for cooking. They obtain these vessels from people trading in them, who live, as far as I could learn, on the east of Yule Island, in a village called Aurama; and every year they make a voyage along the coast towards the west, where

they ascend a river, which takes them to a country called Kaema, four days' journey to the west of Yule Island. The object of the journey would seem to be the exchange of earthenware for sago, which does not exist in their own country.

These people make the voyage in large canoes, capable of containing a hundred persons, and I had an opportunity of seeing four of these large boats, with peculiar sails, during the first few days after my arrival in the island.

They obtain provisions during the voyage by touching at the villages on the coast, and giving their earthenware in exchange. From what I have related of them, the reader will infer that they are a capable and intelligent race, leading a quietly happy life, and not prepared for the fatal world which will set them on the way of our civilization, and change their whole manner of life.

The material for civilization is in them; but will the change make them better? Will they be the happier for it? This is a difficult problem; and one which cannot be solved until the experiment has been made.

For my part, however, I do not doubt that these, more readily than any other savages whom I know, would answer to the call of a civilized nation which, stretching out a fraternal hand, would lead them towards our civilization!

I am also convinced that, if well treated and guided, this people would repay any sacrifices made for them with interest. To ensure success, however, they should be treated as friends, not as slaves; they should be cherished, not destroyed.

EIN GENTLEMAN AUF SEE – ENRICO ALBERTO D'ALBERTIS

Biographie

Enrico Alberto D'Albertis wurde am 23. März 1846 in Voltri (Genua) geboren und stammte aus einer alten aristokratischen Sippe. Sein Vater war der Ordensträger Filippo und seine Mutter Donna Violante Giusti. Er war der jüngste von drei Brüdern, der Familie gehörte eine lukrative Wolle-Fabrik, somit genoss sie einen gewissen Wohlstand. Die Neigung zum Seeleben hatte bereits der Vater erwiesen, denn er war ein Schüler des Seekollegs von Palermo, das Studium hatte er jedoch aufgrund der Familiengeschäfte aufgeben müssen.



Enrico A. besuchte das Internat Carlo Alberto di Moncalieri, danach das Seekolleg von Genua, das er mit dem Titel Seekadett abschloss. Davor nahm er an einer Bildungsreise auf dem Schiff Principe Umberto teil, am Bord dessen er seine erste Weltumseglung bewältigte. Auf der Korvette Euridice drang er 1862 bis zur Nord- und Ostsee vor und im darauffolgenden Jahr erreichte er Ägypten sowie die Kanarischen Inseln.

Seine Kollegen schätzten ihn u.a. wegen seines edlen Gemüts sowie seiner Großzügigkeit, so erzählt der Admiral Guglielmo degli Uberti folgende Episode:

»... Als D'Albertis im Dienst der Königliche Marine war, hatte einer seiner Kollegen eine Verlobte, doch konnte die Ehe nicht stattfinden, denn das Fräulein verfügte nicht über die vorgesehene militärische Mitgift und ihr Verlobte nicht über die Mittel, um diese vorzustrecken. Als D'Albertis, der mit seinem Kolleg eng befreundet war, davon erfuhr, händigte er ihm an einem Abend einen Umschlag aus, bevor sich jeder aufs jeweilige Schiff zurückzog mit der Bitte, diesen erst zu öffnen, sobald er sich am Bord befand. Im Umschlag befand sich ein Check in Höhe von vierzigtausend Lira, i.e. die vorgesehene militärische Mitgift.« [Fornaroli, L. A., 1935:5].

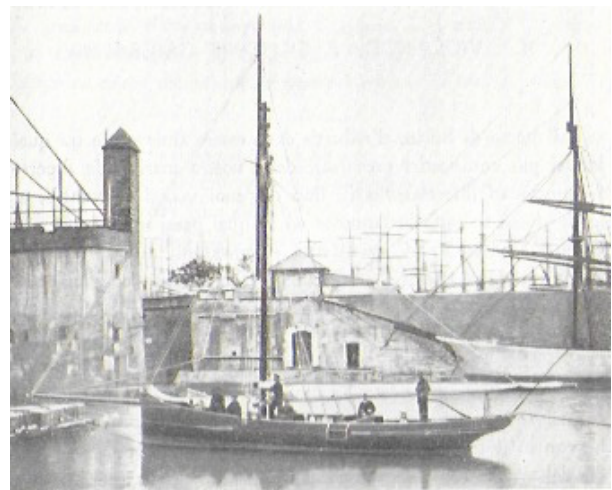
Die längste Bildungskreuzfahrt unternahm er am Bord der Fregatte Principe Umberto unter dem Kommando von Guglielmo Acton. Das Schiff reiste in Genua ab, erreichte Rio de Janeiro und Montevideo, dann fuhr es weiter südlich durch die

Magellanstraße und erreichte Valparaiso; die Rückreise führte 1866 am Kap Hoorn vorbei.

Im selben Jahr nahm er am Feldzug von Lissa⁶⁵ teil und zwischen 1867 und 1869 unternahm er Reisen am Bord der Panzerschiffe Formidabile und Ancona, u.a. nach Ägypten; seine Exkursionen beschrieb er detailliert.

Trotz vielversprechender Karriere würde D'Albertis bald klar, dass sein Charakter nicht ins rigide militärische Schema passte, daher beschloss er 1870, die Marine zu verlassen, um der Handelsmarine beizutreten. Als zweiter Offizier der Emma D. unternahm er Reisen im östlichen Mittelmeer sowie am Schwarzen Meer, und am Bord des Schiffes Emilia gelang es ihm, durch den Suez Kanal die Indien zu erreichen.

1874-1880 widmete er sich ausschließlich dem Segelsport und am Bord der Yacht Violante, genannt nach seiner Mutter, erforschte er das Mittelmeer. Damals gab es weder elektronische Geräte noch Zusatzmotoren noch Funkgeräte, der Aufenthalt auf einem Segelboot war also alles andere als luxuriös und ein Skipper



Das Violante in Genua - 1876

führte ein hartes Leben: Meistens pitschnass, bestand seine Aufgabe darin, bei Sonnenschein und Sturm durchzuhalten, trotzdem widmete sich Enrico A. seiner Leidenschaft mit erstaunlicher Ausdauer.

1876 segelte er von Genua nach Konstantinopel; diesem Ausflug ist Band XI der „Annalen des Naturhistorischen Museums von Genua“ gänzlich gewidmet.

1879 gründete er in Genua den Königlichen Yacht Club von Italien zusammen mit seinen Freunden Vittorio A. Vecchi (alias Jach la Bolina), dem Grafen Ponza di S. Martino, dem Konsul Jeats Brown, dem Grafen Biscaretti di Rufia, dem Marquis A. Doria und anderen.

⁶⁵ Bei der Schlacht von Lissa handelt es sich um eine nautische Konfrontation im Rahmen des dritten Unabhängigkeitskriegs von Italien; es fand am 20. Juli 1866 in der Adria in der Nähe der gleichnamigen Insel statt, zwischen der Kriegsmarine des Österreichischen Reichs und der Königlichen Marine des italienischen Königsreichs. Die Schlacht verlief im Kontext des austro-preußischen Kriegs, da Italien zurzeit noch mit Preußen alliiert war, das sich seinerseits im Krieg gegen das österreichische Reich befand. Italiens Hauptziel war, die Venetien zu erobern und die österreichische Hegemonie in der Adria loszuwerden.

Mit dem Marquis Doria verband ihn eine enge Freundschaft, dieser spornte ihn an, „das Studium der physischen Geographie mit jenem der Naturwissenschaften zu vereinen“. Sobald er ans Land ging, schickte er also sich selbst und seine Leute auf die Suche nach Insekten, Vögeln und Tieren für die Sammlung des Naturhistorischen Museums von Genua. Im Rahmen seiner Segelreisen widmete er sich meteorologischen Phänomenen, meereskundlichen Experimenten und hydrographischen Erhebungen in der Straße von Messina und Gibraltar sowie um die Azoren und die kanarischen Inseln.

Am Bord seiner Yacht befanden sich immer wieder namhafte Wissenschaftler, i.e. der Marquis Doria, Prof. Raffaele Gestro⁶⁶, Prof. Arturo Issel⁶⁷ und Leonardo Fea⁶⁸



Von links: A. Issel, G. Doria, E. D'Albertis, R. Gestro - 1877

⁶⁶ Raffaele Gestro (Genua, 1845-1936) schloss das Medizinstudium 1866 in Genua ab und war tätig im Naturwissenschaftlichen Museum Giacomo Doria. Zu Beginn war er Vizedirektor, ab 1867 übernahm er die Direktion und 1913 zog er sich im Alter von 89 Jahren zurück. Coleoptera waren der Schwerpunkt seiner Forschung, darüber hat er ca. 200 Publikationen verfasst [Quelle: http://www.uzionlus.it/documenti/Gestro_Raffaele.pdf]

⁶⁷ Arturo Issel (Genua, 11. April 1842 - 27. November 1922) war ein italienischer Geologe, Paläontologe, Prähistoriker und Malakologe.

⁶⁸ Leonardo Fea (Turin, 24. Juli 1852 in Turin - 27. April 1903) war ein italienischer Entdeckungsreisender, Zoologe, Zeichner und Tiersammler.

Die Yacht war bestens für wissenschaftliche Zwecke ausgerüstet: Kleine sowie große Netze, nicht nur um Fische, sondern um auch Algen zu fangen, Tiefenmesser, Harken, um den Meeresboden zu sammeln, Harpunen u.s.w.

Ab 1882 unternahm er anspruchsvollere Kreuzfahrten, für die er ein größeres Boot verwendete, das Corsaro, das ihn bis El Salvador brachte. Für die Überfahrt benutzte er von ihm selbst angefertigte Kopien von Navigationsgeräten aus dem XV Jh., i.e. den Kompassquadrant, das nautische Astrolabium und die Winkeltrommel. Aufgrund des Erfolgs seiner Reise, wurde er zu Korvette Kapitän befördert.

In der Gesellschaft von Odoardo Beccari besuchte er zwischen Oktober 1877 und Oktober 1878 Ceylon, Indien, Birma, Singapur, Borneo, Neuguinea, Australien, Sumatra, Japan, die USA und Panama.

1895-1896 fuhr er in den Süden von Afrika, nach Tasmanien, Neuseeland, Polynesien, Kalifornien, Mexiko und Kuba.

Zu Ehren von Christophorus Columbus und um einige Studien durchzuführen, querte D'Albertis 1893 den Atlantischen Ozean von Genua bis New York. Zu diesem Zweck ließ er eine Yacht anfertigen, die Corsaro, die mit genau der gleichen Ausrüstung seines Vorgängers ausgestattet war. Bei der Rückreise geriet er in ein schweres Unwetter; nichtsdestotrotz blieb er dem Meer treu.

Ab 1900 begann die „afrikanische Periode“. Er fuhr nach Tripolitanien (dem heutigen Libyen), Algerien und Tunesien, anschließend nach Eritrea, Somalia und öfter nach Ägypten und Sudan. 1906 besuchte er Ostafrika, Harrar, Uganda und Victoria Nyanza; 1908 umschiffte er Afrika und erreichte Johannesburg. Zwei Jahre später, 1910, unternahm er seine dritte Weltreise.

Er nahm regelmäßig an wissenschaftlichen Kongressen und Sitzungen teil und pflegte Freundschaften und schriftlichen Verkehr mit italienischen sowie ausländischen Forschern. Auf seinen Reisen führte er regelmäßig Tagebuch und fügte eigenhändig angefertigte Skizzen bei, denn unter anderem war er ein begnadeter Zeichner.

Während seiner Aufenthalte sowohl in den zahlreichen ausländischen Besitztümern als auch in Europa erkannte er die Notwendigkeit der Gründung von Kolonien und war

einer der wenigen, die lang vorm Beginn des italienischen Kolonialunternehmens dafür plädierte. So schrieb er in seine Aufzeichnungen:

»Italien erwartet eine neue Welt. Das Klima, die Fruchtbarkeit, das Reichtum an Fundgruben in den Bergen von Neuguinea sind zu oft debattiert worden, als sich dabei nichts befände, das uns nicht nützlich sein könnte, und das ist der Grund, warum das nahe Australien alarmiert ist. Wir sollten doch diesen Schritt wagen... außerdem lasst uns an Sarawak, an... u.s.w. denken.« [Fornaroli, L. A., 1935:53].

In seinen nicht mehr jungen Jahren heiratete er eine Genuesische Edeldame, die jedoch früher als er starb; er litt unter der Tatsache, keinen Nachwuchs bekommen zu haben.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Genua im Schloss vom Montegalletto, das von ihm in ein Museum umgewandelt wurde. In dieser Phase widmete er sich hauptsächlich dem Bau von Sonnenuhren, welche seine Lieblingsbeschäftigung war.

Er starb am 23. März 1932 im Alter von 86 Jahren in Genua.

Wissenschaftlicher Zugang

Enrico Maria D'Albertis verfolgte mit großen Interesse die kulturellen und historischen Ereignisse seiner Zeit; dank seiner Unternehmungslust sowie seiner finanziellen Möglichkeiten, konnte er sich der Geschichte der Segelfahrt, der Humangeographie, der Antike, dem Handel und der Wirtschaft widmen und unternahm zahlreiche Reisen, die er durch Aufzeichnungen und Fotos dokumentierte. Letztere betragen einen Umfang von über 20.000 Exemplaren und sind ein unschätzbares Archiv von Bildern, die zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und 1930 ca. aufgenommen wurden. Unter anderem beschäftigte er sich mit Gnomonik und fertigte hundertdreißig Sonnenuhren weltweit [Vgl. De Pascale, A. 2002:87-94].

In seiner eigenen Residenz, dem Castello die Montegalletto in Genua, sammelte er tausende von Objekten aus aller Welt, Reise- und Abenteuererinnerungen, die man in einer ‚Wunderkammer‘ bestaunen kann.

D'Albertis interessierte sich sehr für die Vergangenheit, Interesse, das man in der Auseinandersetzung mit seiner Sammlung feststellen kann. In den zahlreichen Büchern und Artikeln, die er verfasste, findet man immer wieder Hinweise zu Geschichten und

klassischen Quellen, und auf seinen Reisen suchte er, wann immer es die Zeit zuließ, Monumente und archäologische Ausgrabungsstätte.

Er arbeitete intensiv mit Arturo Issel zusammen, mit dem er sich u.a. über die Affinität zwischen den Pintaderas⁶⁹ in den Grabhöhlen der Kanarischen Inseln und jenen Mexikos austauschte.

Auszüge aus Enrico Alberto D'Albertis Reisetagebüchern

Folgende aus dem Italiensichen übersetzten Passagen sowie Briefe wurden ausgewählt aus der Biographie, die von Livia Albertina Fornaroli verfasst wurde und sind zum Teil unveröffentlicht.

Reise in „Couch“ von Bowning zu Albury

Auf der erste Reise war D'Albertis mit Odoardo Beccari unterwegs.

3. Februar – Um 3 Uhr Abfahrt in einer jener typischen Reisewagen der Engländer.

Von England hat Australien die Sitten und Brauchen übernommen: Wir sind dabei, eine jener Reisen auf Postkutschen anzutreten, wie sie früher auf der Bahn unternommen wurden.

[...] Das Land ist gleichmäßig, eintönig, fast gänzlich von Myrtaceae bedeckt, unter deren sich der Eukalyptus abhebt sowie einige Kakteen; hie und wieder erblicken wir Häuser von „Squatters“, meistens aus Holz und mit einer Bedeckung aus Eukalyptusrinde.

Um 7 ½ erreichen wir Jugiong. Nebst den Papageien sehen wir viele große, schwarzweiße Vögel, „Cracticus“ genannt, einige Raben und den „laughing yass“, d.h. „lachende Vogel“, charakteristisch für diese Gegend, und der wunderbar dem menschlichen Lachen nachahmen kann. Wir treffen auf eine Schafshorde von über 1.000 Stück, aber aufgrund der Dürre ist das Land ausgetrocknet; da es nicht in der Lage ist, Weiden zu finden, stirbt das Vieh aus.

Um 11 ½ erreichen wir Gundagai, das wichtigsten Dorf auf unserem Weg. Zu unserer Linken verlassen wir einen Hügel reich an Gold und Kupfer. Es sind die ersten Gruben, auf die wir treffen, aber sie wurden noch nicht erforscht; es handelt sich dabei um Privateigentum und die Besitzer verlangen den „Diggers“ zu viel Geld ab.

⁶⁹ Eine Pintadera ist ein zumeist aus Ton gefertigter Stempel, der seit dem Neolithikum, vielleicht auch schon vereinzelt im Mesolithikum hergestellt wurde [Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Pintadera>]

[...] Insgesamt konnten wir feststellen, dass die Siedler bis zur Gegenwart im Allgemeinen die Geschenke, welche in diesem Land reichlich vorhanden sind, sich nicht zu Nütze gemacht haben und dass es ihnen an Weitsicht fehlt; im Gegenteil, die Weiden sind ihnen nicht genug, sie wollen noch mehr und haben begonnen, die Wälder zu roden, somit haben sie ausreichend Land für den Anbau und als Futterplatz.

Die in unseren Ländern gesammelte Erfahrung beweist, welch große Schäden durch die Vernichtung der Wälder angerichtet werden kann; sind diese Dürreperioden möglicherweise eine Folge der Rodungen?

[...] Im Landesinneren sahen wir Weinreben, Birken, Weiden und ich bin der Meinung, dass der italienische Siedler besser geeignet für diese Gegenden wäre als die Angelsachsen; da dieses Land zum Großteil seinem eigenen gleicht, wäre er in der Lage, mehr Profit davon zu ziehen als die Engländer, die sich zur Zeit bloß darin beschränken, die Saat in zerstörten Wäldern zu ernten.

[...] Je mehr wir uns Melbourne nähern, desto bewohnter und gepflegter wird die Landschaft, bis wir um 3 Victoria erreichen, die junge und bereits so große Stadt.

Neuseeland

Von Melbourne fahren die beiden weiter nach Tasmanien und von dort erreichen sie Neuseeland. Maori Reisegefährten begleiten sie auf der Seestrecke zwischen Lyttelton und der Nordinsel.

Unter unseren Reisegefährten finden wir zwei Maori Herren und eine Dame, ebenfalls Maori, gekleidet auf europäische Art; zum „Warf“ wurden sie von vielen ihrer Freunde und Verwandten begleitet, und als sie sich voneinander verabschiedeten, statt sich zu küssen rieben sie die Nasen aneinander wie es die Malaien tun, was beweist, dass dieses Volk aus den malaiischen Inseln stammen könnte.

Sie sind insgesamt gutaussehend, groß und gut gebaut, mit bronzefarbiger Haut, nicht zu dunkel, sodass einige von ihnen mit Kalabresen verwechselt werden könnten. Die Männer sehen besser aus als die Frauen, die zum Großteil auf Kinn und Unterlippe tätowiert sind; die Männer hingegen sind nicht tätowiert. In ihrer europäischen Kleidung kommen sie mir unbefangen vor und ich konnte hören, dass sie untereinander Englisch sprachen. Ich beobachtete die Augenform der Frauen, mandelförmig, teils jener der Chinesen ähnlich, während sie bei anderen an den

chilenischen Typus erinnerten. Im Großen und Ganzen herrscht Promiskuität im Blut, da sie manchmal gekraustes Haar wie die Neger haben; doch sowohl wegen ihrer Gewohnheiten, als auch aufgrund der Gleichheit einiger Begriffen aus ihrer Sprache (beispielweise beginnen in Papuasien alle Flüsse mit „wa“ und enden mit „woi“) deutet alles auf eine Abstammung aus Papuasien, Malaysia und Indien.

In Wellington schiffen sich D'Albertis und Beccari nach Napier und auch bei dieser Gelegenheit treffen sie auf Maori, die er folgendermaßen beschreibt:

Zwei Maori am Bord sind große Häuptlinge. Wir unterhielten wir uns noch mit einem anderen Maori, einem Burschen von circa 25 Jahren. Ich sprach über Italien und er sagte, dass sich dort Rom und der Große Bischof und die Höchste Kirche befindet. Dann sprach er über Spanien, die Türkei, Russland, und erwähnte, dass er das auf der Landkarte in Auckland gesehen hatte, wo er die englische Schule besucht hatte. Er konnte schlecht Englisch, aber wir verstanden uns. Er wird in Open Bay von Bord gehen und von dort aus nach East Cape fahren, wo er seine Residenz hat; er besitzt dreißigtausend Schafe und zehntausend Ochsen. Ich weiß, dass er vorhat, nach Europa zu kommen; ich habe ihm Unterkunft in Genua versprochen und er hat mir sofort zum Trinken angeboten! Er sprach über Moses, das Rote Meer, die Ägypter und meinte, es komme ihm unmöglich vor, dass man damals Wunder vollbrachte aber in unserem Zeitalter nicht. Abends war er betrunken.

Nach einem Aufenthalt in Südafrika, wo er u.a. die Diamantenminen besichtigte, kehrte Enrico erneut nach Neuseeland zurück und am 1. März 1878 kam er in Wellington an. In diesem Land hielt er sich nicht lang auf, denn sein Ziel war Polynesien. Nichtsdestotrotz nützte er den Aufenthalt, um die Bräuche der Maori zu beobachten.

Am 9. April schiffte er sich auf dem Dampfer Upolu Richtung Polynesien. In den vielen Briefen, die er an seine Freunde in Italien schrieb, hielt er Beobachtungen über die Landschaft und die Einheimischen fest.

Die Eingeborenen der Inseln Tonga gehören der schönen Rasse der Maori an; was Mut, physische Stärke und Schönheit betrifft, übertreffen sie jede andere Rasse aus den Pazifischen Inseln, zudem sind sie äußerst klug, und die außergewöhnliche Entwicklung ihrer intellektuellen Fähigkeiten

manifestiert sich nicht nur in der Art, wie sie ihre Dörfer bauen, sondern auch in der Anfertigung ihrer Waffen, Utensilien u.s.w.

Die Männer sind großgewachsen, wohl proportioniert, erstaunlich geschickt, wunderschön anzusehen, mit Adlernasen, feinen Lippen, glattem Haar und wären absolut dazu geeignet, als Modelle für Künstler zu stehen.

Die Haare, die sie übrigens sorgsam pflegen, färben sie rötlich mittels einer speziellen Kalkmischung aus roter Koralle, 'Lassi' genannt. Die meisten färben sich auf diese Weise und der Anblick dieser braun-gelblichen Männer, die mit ihrer roten Mähne prahlen, ist seltsam. Die Frauen sind hübsch und einige von ihnen sind wahrhaftige Schönheiten.

Ihre Sprache kennt weder herbe noch gutturale Laute, sondern ist weich und süß, fast wie Italienisch; Vokale sind reichlich vorhanden, und damit enden die meisten Worte. Ihr Gemüt ist mild und im Gegenteil zu den Fidschi Bewohnern scheinen sie keinen Kannibalismus zu praktizieren.

Zu ihren Lieblingsgerichten gehört Schweinefleisch, das sie in großen Löchern rösten, nachdem sie es mit großer Sorgfalt vorbereitet haben; sie graben einen Ofen in die Erde und auf den Grund und rundherum legen sie glühende Steine. Das mit aromatischen Kräutern gestopfte Tier wird drauf gelegt, dann mit duftenden Kräutern, Steinen und Erde bedeckt, auf denen sie ein großes Feuer machen. Fisch gehört ebenfalls zur Hauptnahrung der Tonga Bewohner, die auch manche Quallen-Arten essen, welche sie kochen und mit Bananen verzehren.

Tongatabu ist die Hauptinsel des Archipels und das Epitheton 'Tabu' deutet darauf, dass es sich dabei um eine heilige Insel handelt, die Insel schlechthin, vermutlich jene, aus der die Rasse stammt, die den Archipel bewohnt.

In der Tat bedeutet 'tabu' heilig, ehrwürdig; das Sonderrecht, jemanden oder etwas als 'heilig' zu erklären steht den Häuptlingen zu; damit weihen sie bzw. ernennen sie Menschen, Gegenstände, Tiere etc. als unantastbar. Auf den polynesischen Inseln untersagt man jedem den Gebrauch von Produkten, die kurz vor der Ausschöpfung stehen oder von Objekten, die man aufbewahren möchte; es handelt sich dabei um ein Veto, das man für bestimmte Gebräuche ausübt. Diese Sitte steht allerdings kurz vor dem Niedergang, besonders nach dem Eindringen der katholischen und protestantischen Missionare, die die Zivilisation als erste in den pazifischen Raum einführten.

Zu Cooks Zeiten, war der König Paulao, dessen Dynastie 150 Generationen zurückging, der Oberhäuptling, nicht nur temporal, sondern auch spirituell; als Tui-Tonga⁷⁰ wurde er als der Vertreter auf Erden des Gottes der Könige betrachtet. Er war eine Art Mikado, belegt mit hohem religiösen Einfluss - innerhalb der Familie vererbbar -, der den ersten Platz der Aristokratie belegte. Zu jenen Zeiten war die Mythologie von Tongatabu florierend, es verehrte gute und böse Geister in großer Anzahl; nebst Tubo-Tai, Gott der Reisenden, gab es Alo-Alo, der für die Naturelementen zuständig war, Kala-Fatunga, Göttin der Meere, den Gott Maoni, der die Insel Tongatabu auf den Schultern trug und sie von Zeit zu Zeit erschütterte, so wie viele andere.

Nun ist die Lage ganz anderes, „le Dieux s'en vont!“ Die ersten englischen Missionare, Presbyterianer wie Wesleyaner, sowie die amerikanischen, die diese Insel erreicht haben, begannen, die Völker zu evangelisieren und ihnen moralische Konzepte beizubringen, mussten jedoch mit den heimischen Priestern kämpfen, die sich gegen die protestantische Invasion wehrten. Der Kampf hatte natürlich auch blutige Auseinandersetzungen mit der Tötung vieler englischen Wesleyaner, doch ihre Mission schaffte es, sich 1827 standhaft auf Tonga zu etablieren, wo ihr Apostolat jedoch bald von den katholischen französischen Missionaren bekämpft wurde, les Pères Maristes, deren Hauptsitz sich in Lyon befindet.

Derzeit ist ein Drittel der Population auf Tongatabu katholisch, der Rest gehört der Anglikanischen Kirche an bzw. einer neuen religiösen Sekte, welche sich während der Herrschaft des Vaters des aktuellen Königs abgesondert hat, genannt „Free Church of Tonga“, und welcher der aktuelle König, den Hof sowie viele Bewohner angehören.

Enrico A. schildert die liebliche Landschaft, von der er angetan ist, sowie eine Feier zum Anlass der Krönung von George II; weiterhin die wesentliche Merkmale der Ökonomie, welche hauptsächlich auf dem Export von Kopra basiert. Während einer Exkursion im Landesinneren hat er die Gelegenheit, ein prähistorisches Denkmal zu besichtigen:

Von den Einheimischen wird es „Haamunga“ bzw. Triliton genannt und besteht aus drei großen Steinen, zwei davon vertikal, die dritte darüber wie ein grober Architrav; eine der vertikalen Steine trägt den Namen Boaz, die andere Yakin. Dieses Monument erinnert an die Dolmen, die

⁷⁰ Die Tui-Tonga ist eine Linie Tonganischer Könige, welche ihren Ursprung im 10. Jahrhundert aus dem mythischen Aho'eitu hat [A.d.V.].

man in Britannien sieht, sowie an manche prähistorischen Bauten in Mittelamerika; nicht nur dieses Denkmal beweist, dass auf Tonga ein Volk wohnte, das einen hohen Zivilisationsgrad erreicht hatte, denn unweit davon befinden sich weitere prähistorische Konstruktionen, welche von den Einheimischen „Langis“ genannt werden. Während keine Traditionen mit den Haamunga verbunden sind, geht man davon aus, dass es sich bei den Langis um Überbleibsel von Gräbern antiker Könige aus Tonga handelt. Sie bestehen aus rechteckigen Zäunen; ich habe einen besichtigt, der 15,25 m Länge und 9,15 m Breite maß und aus riesigen Felsblöcken aus Koralle bestand, einer davon, sorgsam behauen, maß 6,40 m × 1,52 m × 1,21 m. Von diesen Blöcken wird gesagt, dass sie aus Fotua stammen, einer Insel westlich von Tonga, auf der der Missionar Marista Louis Chanel, der erste Märtyrer in Ozeanien, starb.

Um diese Blöcke zu transportieren, muss eine mechanische Arbeit erforderlich gewesen sein, welche die Einheimischen heutzutage nicht mehr in der Lage sind zu verrichten.

Auf der Insel Ponapé in der Karolinen-Gruppe befinden sich ebenfalls ähnliche Kreise, welche an die Monumente der Druiden erinnern. Welche Völker haben sie errichtet? Rätsel!

Auf der Insel Upolu, die er am 29. April erreicht, trinkt er Kawa im Rahmen einer Zeremonie.

Kawa zu trinken ist meistens eine familiäre Angelegenheit, doch sobald es feierlich eingereicht wird, handelt es sich um eine wichtige Zeremonie.

Um dieses Getränk herzustellen, werden zuerst die Wurzel der Pflanze mit einem sehr harten Stein zerkleinert [...] Früher war es gebräuchlich, dass die Gäste die Wurzelstücke kauten, ehe sie ins Getränk gelegt wurden; heutzutage wurde diese allzu intime Sitte von der Zerkleinerung mittels Steine ersetzt. Danach werden die Wurzel einem gutaussehenden Mädchen überreicht, das zu diesem Zweck von den Anwesenden auserwählt wurde; sie wirft es in einen aus einem einzigen Holzstück angefertigten Kelch, der ‚Tamoā‘ genannt wird; darin mischt sie, reibt sie, knetet und zerdrückt sie sie mit den Händen, während ein anderes Mädchen Wasser darüber gießt, sodass der Saft und das Aroma, die in den Wurzeln beinhaltet sind, rauskommen. Dann werden die Reste auf ein Netz gelegt, das aus den Fasern einer Hibiskus-Gattung besteht, das ‚Vau‘, und welches von den Mädchen fest gepresst wird, um die restlichen Säfte rauszuquetschen. Nun ist die Kawa fertig und durch das Netz, das als Schwamm verwendet wird, wird sie aus dem Hauptgefäß

gesaugt und in Tassen aus Kokosnuss gesammelt, das ‚Bilo‘, und den Gästen weitergereicht. Ebe die Verteilung beginnt, schlagen sie dreimal mit den Handflächen, als würden sie ihre Anwesenheit bestätigen, und nur einmal, sobald sie namentlich genannt werden, um das ‚Bilo‘ zu entleeren. Eine strenge Etikette regelt das Verfahren und es wäre eine echte Beleidigung, nicht ausgerufen zu werden. Auf Tonga herrscht die Sitte, den Kelch zu den Füßen desjenigen, der ihn angeboten hat, zu werfen; auf Samoa hingegen wird er dem Verabreicher zurückgegeben. Auf den Fidschi Inseln trinkt man es ebenfalls, nur heißt es hier ‚Yangoma‘. Bevor ich’s gekostet habe, wurde mir die Kava negativ beschrieben, doch sobald ich in den Genuss kam, schmeckte sie mir, ich fand sie aromatisch, schmackhaft und ideal, um den Durst zu stillen. Ein Satz, der oft als Zeichen der Verehrung ausgesprochen wird und für die höher Stehenden bestimmt ist, lautet: „Oku ikai ha kava ihe apini“, d.h. „Ich habe keine Kava zu bieten“.

Von Samoa erreicht Enrico D’Albertis die Inseln Fidschi, um am 16. Mai nach Auckland zurückzukehren. Dort wartet er auf das Schiff, das ihn erneut zu den polynesischen Inseln bringt. Von Houahine fährt das Schiff an Papeete, auf der Insel Tahiti, vorbei und von dort erreicht er im August die Tuamotou Gruppe. Hier beobachtet er den Perlenfang:

Die Inselbewohner widmen sich dem Fischfang und somit der Navigation, für die sie Kanus verwenden; abenteuerlich veranlagt, unternehmen sie bedeutende Reisen mit Kanus, die sie zu zweit aneinander verbinden.

Die mutigsten auf dem Meer sind jene auf dem Anaa Atoll, der größte und am stärksten bevölkert dieser Gruppe.

Auf den Tuamotou Inseln weben sie Matten, die ziemlich geschätzt werden, ihre Spezialität allerdings besteht darin, Angeln zu bearbeiten, die sie aus Perlmutter herstellen und deren Glitzern die Fische lockt. Ich habe einige dieser Produkte erworben. Auch habe ich kleine Perlen von den Einheimischen gekauft und dadurch ist in mir die Lust entstanden, zu erfahren, auf welche Weise sie Perlmutter fangen. Sich auf Tuamotou aufzuhalten und diese Beschäftigung nicht zu beobachten, wäre unverzeihlich. Gegen Mittag fuhr die Gauloise ab, es war 9 am Vormittag, daher verfügte ich bloß über drei Stunden. Ich verabredete mich mit zwei Einheimischen und stieg auf ihr Kanu; sobald wir zum Fang-Ort ankamen, warfen sie den Anker auf einen Fels, der fast die Wasseroberfläche erreichte, somit befand sich das Boot im Windschatten auf tiefer See. Die

Einheimischen hatten eine Art Kästchen, das oben offen war, in Form eines Pyramidenstumpfes mit rechteckiger Basis – diese aus Glas. Dem angehängt war eine lange Schnur mit einem mit Steinen beschwerten Korb. Nachdem sie Blicke um sich geworfen hatten, um festzustellen, ob es keine Haie gab, tauchten sie ins Meer und dank ihres Instruments, beobachteten sie sorgfältig durchs Glas den Meeresboden, genauso wie es die Schwammtaucher im Mittelmeer tun. Es ist erstaunlich, wie jene, die sich dieser Art Fang widmen, sich die Orte einprägen und wie gut sie sich daran erinnern können, während sie Unterwasser sind. Sahen sie eine Muschel, so tauchten sie nicht sofort, sondern schwammen eine Runde um sie, um festzustellen, ob es andere gab, und sobald sie mit ihrer Besichtigungsrunde fertig waren, schwammen sie zurück zum Kanu, falls es sich in der Nähe befand, ansonsten ruhten sie sich aus, indem sie den Bauch auf ihr Kästchen stützten; in beiden Fällen holten sie Luftvorrat und stießen dabei eine Art Pfeifen bzw. Gezische aus; sie verließen das Boot bzw. das Kästchen und tauchten vertikal hinab, niemals mit dem Kopf, sondern mit den Fußsohlen voran, Unterwasser überschlugen sie sich, dann schwammen sie zur nächsten Muschel, holten sie und legten sie in den Korb, der, von Steinen beschwert, über dem Boden schwebte.

Danach schwammen sie zu den bereits visualisierten Muscheln, holten sie, ließen sie auf dem Boden liegen, um die Hände frei zu haben, erreichten die Weitesten, befreiten sie ebenfalls, kehrten zurück, sammelten die restlichen und legten sie in den Korb. Sobald sie all das, was ich eben beschrieben habe, erledigt hatten, tauchten sie anmutig auf.

Nach „acht Tagen langweiliger Navigation“ erreicht er die Marquesas Inseln, die „im Gegenteil zu den flachen Tuamotou“, gebirgig und vulkanischen Ursprungs sind.“

1890 gab es 5.246 Einwohner, nun hat sich die Anzahl auf 4.445 reduziert, wobei es mehr Männer als Frauen gibt. Manche wollen den Ursprung der Krankheiten, die die Bevölkerung dezimiert, mit dem übermäßigen Konsum von Fisch erklären; zwar schließe ich diese Ursache nicht aus, jedoch gebe ich davon aus, dass es aus dem fast ausschließlichen Konsum von Schweinefleisch zurückzuführen ist – Meinung, die von einigen Ärzten geteilt wird. Ernährt sich der Einheimische teils aus Fisch und Kokosnüssen, so lehnt er Rind- sowie Hammelfleisch ab, hingegen ist er gierig nach Schweinefleisch, und ich habe auf den Marquesas keinen einzigen

Haushalt gesehen, der nicht über große Menge solcher Tiere verfügte, während Hühner, Ziegen, Rinder und Pferde in der Wildnis zu finden sind.

Sowohl die ethnische Daten als auch die Sprache zeugen davon, dass dieses Volk zum Großteil aus der breiten polynesischen bzw. Maori Rasse stammt. In einem von mir angefertigten kleinen Wörterbuch kann ich feststellen, dass viele Worte auf Tonga, Samoa, Tuamotou, Tahiti, den Marquesas und Neuseeland gleich sind.

Sie verehrten einen Kriegsgott, der unter dem Namen ‚Toupai‘ bekannt war und zu dessen Ehre einst Menschenopfer gebracht wurde, so wie auf vielen anderen polynesischen Inseln.

Zwar sind sie dem Protestantismus bzw. dem Katholizismus konvertiert, berufen sich jedoch auf so manch alten Glauben, für ihre Feste schmücken sie sich mit Federn oder Armbändern, Halsketten aus Muscheln; sie bleiben abergläubisch, glauben an böse Geister, welche durch grobe Götterbilder aus Stein, die überall verstreut sind, dargestellt werden und sie ‚Marai‘ nennen. Diesem, nun zum Großteil verwahrlost bzw. zerstört, wurden Menschenopfer entgegengebracht.

Eine dieser Ruine habe ich in Meeresnähe gesehen, das Götterbild ist zerstört, doch immer noch bedrohend, düster der Fels, an dem die Opfer gebunden wurden, ehe man sie umbrachte.

Die Einheimischen behaupten, dass diese Felsen von den Ameisen getragen wurden, doch wiegen sie mehrere Tonnen!

Die Tätowierung der Einheimischen der Marquesas hat einen hohen Grad erreicht. Obwohl sie anders ist als auf Samoa, ist sie sehr künstlerisch, sodass die Völker von Samoa und von den Marquesas sich rühmen können, die ‚lyons‘ Polynesiens zu sein. Diese Tätowierung entstehen nicht zufällig, sondern sind künstlerische Zeichnungen, Zeichnungen, die von Generation zu Generation weitergegeben und auf hervorragende Art angefertigt werden.

Unter den zahllosen Linien der Tätowierungen, unten den bizarren Zeichnungen, befinden sich welche, die einer bestimmten Familie angehören, sie deuten auf die Ahnen und auf die Sippe, aus der sie abstammen und werden von Vater zu Sohn weitergegeben; es sind besondere Tätowierungen und können als Waffen betrachtet werden bzw. als das Unternehmen verschiedener Hauptfamilien, so wie das Wappen in Europa.

[...] Das Gesicht der Männer ist in der oberen Hälfte auf eigentümliche Art tätowiert, somit erscheint diese sehr dunkel, im Gegensatz zum untern Teil, der nicht tätowiert ist; sie erinnern an die Maske unseres Pulcinellas!

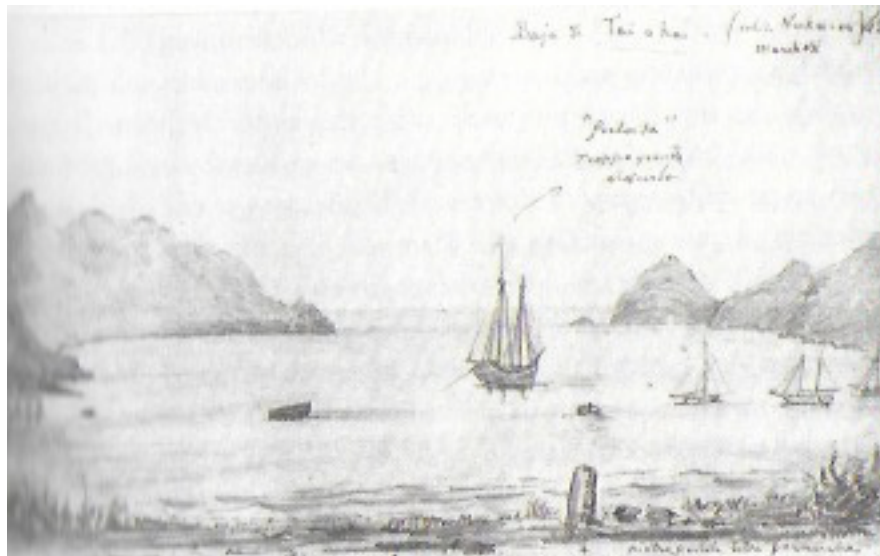
Die weibliche Tätowierung ist merkwürdig und ausdrucksvoll zugleich... Wie es aussieht, sind die Frauen auf dem Marquesas und auf der ganzen Welt sehr gesprächig; als wollte man auf diese Macke aufmerksam machen, besteht die Tätowierung aus einer schlängelnden Linie auf den Lippen, sodass sie einander genäht zu sein scheinen, wie um sie ans Schwatzen zu hindern.

Auf den Marquesas beobachtet D'Albertis, dass viele Bewohner an Elefantiasis sowie Lepra leiden – Krankheiten, die zurzeit leider sehr verbreitet waren.

Von der Landschaft dieser Inselgruppe ist er sehr angetan und davon fertigt er einige Skizzen an, sie zum Teil unveröffentlicht sind. In den Briefen, die er nach Italien schickt, schwärmt er über mehrere Seiten hinweg von den phantastischen Feldformationen und der üppigen Vegetation.



Hütte der Königin Vaekeu (1869) – Autor: E. D'Albertis



Bucht von Taioahae du Nuku-Hiva (1869) – Autor: E. D’Albertis

Über die Ökonomie macht er folgende Anmerkungen:

Das meist exportierte Produkt ist Kopra, gefolgt von Baumwolle, Kaffee, wenig Wolle und Rindviechern sowie Schweinen, Seegurken bzw. Bêche de mer, die nach China exportiert werden. Keine Mineralien, da die Bodenschätze noch unerforscht sind. Gesamtgenommen ergibt der Import in all diesen französischen Kolonien in Ozeanien eine jährliche Summe von sechs Millionen Franken, davon zwei allein aus den Marquesas. Der Handel wird in fast gleichen Teilen von einer deutschen, einer englischen und einer amerikanischen Gesellschaft betrieben.

[...] Die Bevölkerung auf Nukuhiva beträgt an die 500 Einwohner, 30 davon Weiße. Dieselbe Anzahl, oder ein bisschen weniger, wohnt auf Hiva-Oa; ich weiß nicht, wie viele auf den kleineren Inseln wohnen, doch so viel ich gesehen bzw. gehört habe, sind die meisten davon unbewohnt.

Tahiti, die er im August erreicht, beschreibt er mir Superlativen: „Wenn bei Sonnenuntergang die Sonne mit ihren letzten Strahlen die hohen und bizarren Gipfel der benachbarten Morea überflutet, dann staunen Geist und Seele angesichts solcher Schönheit!“

Die Flora sei ‚von triumphierender Üppigkeit‘, doch herrsche ein bemerkenswerter Mangel an Tieren. Exportiert wurden vorwiegend Baumwolle, Kopra, Perlmutter, Seegurken, Orangen und Vanille, das ganze für einen Wert von ungefähr zwei Millionen Franken.

Da sie primär vom Fischfang lebten, bauten die Einheimischen ihre Hütten vorwiegend am Strand. „Die einheimische Bevölkerung läuft Gefahr, gänzlich von den Europäern assimiliert zu werden und somit zu verschwinden“, merkt er in seinen Aufzeichnungen an.

Die Bewohner von Tahiti beschreibt er als entgegenkommend und gutmütig, gleichzeitig sind seine Bemerkungen mit ethnozentrischen Ansichten gespickt:

Die ersten Entdecker bezeichneten sie als heiter, tanzfreudig und genießerisch, und diese Eigenschaften sind bis heute erhalten. Der traurige Brauch des Kannibalismus, der auf allen Inseln Ozeaniens verbreitet ist, wurde auf den Gesellschaftsinseln nicht lang gepflegt, Spuren von Menschenopfer, die in den kritischsten Momenten erbracht wurden, um die Gottheiten zu besänftigen, sind noch zu finden. Auch in diesen Fällen erlitt das designierte Opfer nicht eine lange Agonie, die schlimmer als der Tod selbst war, wie hingegen bei manchen anderen, grausameren Völkern. Es wurde an einer beliebigen Stelle an einem unerwarteten Moment erschlagen und seine Leiche wurde auf den Altar gelegt.

Der Tahitianer ist ein Träumer, versonnen, träge, selten geht er schweren Tätigkeiten nach, außer, die Notwendigkeit oder der Zufall zwingen ihn dazu. Das milde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens schützen ihn gegen Hunger und Kälte; seine Nahrung und Kleidung bezieht er aus dem Meer und aus dem Wald, somit muss er nicht ums Leben kämpfen wie 9/10 der Menschheit. Dadurch ist er faul, weich, lüstern und kaum geeignet für die Arbeit.

[...] Legal gesehen ist der Tahitianer monogam, doch sein Gemüt spornt ihn zur Polygamie, somit kommen Verstöße gegen die eheliche Treue oft vor und werden aber nicht als relevante Fahrlässigkeit betrachtet. Er liebt das Spiel und den Tanz, besonders jenen, der „Hupa-Hupa“ genannt wird; Gesang mit Tanz vereint üben auf ihn große Faszination aus, besonders, wenn er betrunken ist, was zur Zeit der Orangernte passiert, aus denen Wein extrahiert wird. Dann kommen zahlreiche Gruppe zustande, die in die Berge gehen, in die tiefen, schattigen Täler, um sich zu amüsieren und, wie erzählt wird, um Orgien zu veranstalten... Ihre Dichtung ist mit einer rhythmischen Prosa gemischt, und beinhaltet kriegerische Gesänge und... heitere Gesänge [...].

Ihre Häuser sind normalerweise rund und mit Pandanusblättern bedeckt; sie bestehen aus Bambus- bzw. Hibiskusstäbchen in 1-2 cm Abstand, und einander verbunden sind sie durch Fasern aus Kokos, Bambus bzw. Parau, die auch das Dach umklammern. Im Großen und

Ganzen handelt es sich um eine leichte Konstruktion, von innen sieht man nach außen und umgekehrt. In den Hütten gibt es keine Abgrenzungen, keine Wände, deren Bewohner verrichten ihre Angelegenheiten ohne jegliche Befangenheit. Darin herrscht also maximale sexuelle Promiskuität, sodass ich glaube, dass die Moral, so, wie wir sie verstehen, sich durch die Tür davon macht, die auch die einzige Öffnung ist, da es gänzlich an Fenstern fehlt – diese werden nämlich für überflüssig gehalten.

Die Betten bestehen aus perfekt verwebten Matten bzw. aus vier Pfeilern innerhalb vierer Brettern, die ein Netz aus geflochtenen Kokos-, Bambus und Paraufasern stützen, und auf welchem sich mehrere Matten befinden bzw. eine Matratze aus „l'arbre à soie“, das eine Art kurze Baumwolle erzeugt.

[...] Zur Zeit der ersten Entdecker verehrten die Eingeborenen eine große Anzahl Gottheiten; sie glaubten, dass die Seele unsterblich sei und sich nach dem Tod reinkarniere. [...]

Was die Kosmogonie betraf, so war die höchste Gottheit Toa-roa, die in unserer Sprache als der Schöpfer des Raums, der Zeit gleicht, eine Art Saturn. Dann folgte seine Frau, Hina, d.h. die Erde. Horo, ihr Sohn, war der Herrscher der Welt, der tabitianische Jupiter [...] Die Marai, von denen ich einige zerstörten Exemplare gesehen hatte, waren primitive Tempel, hauptsächlich aus Stein und rechteckig bzw. quaderförmig. Auf der Vorderseite dieser Monumente und erhöht auf einer Freitreppe, erhob sich der Opferaltar; waren die Opfergaben Tiere, standen sie gebunden am Altar und warteten auf ihre Stunde, handelte es sich dabei um einen Menschen, wurde er in einen Korb aus geflochtenen Kokosblättern gelegt in Erwartung auf die Gebete und die heiligen Riten.

Das Aug des Opfers wurde dem Häuptling weitergegeben, der so tat, als würde er's essen.

Nur Männern war es erlaubt, den Zaun des Marais zu betreten; die Frauen durften nicht mal die Steine berühren und während der Riten mussten sie außerhalb des heiligen Zauns bleiben, weil für ihnen das Marai „tabu“ war, verboten.

Diese Marai, Altäre bzw. heilige Orte, dienten teilweise als Bestattungsplätze für prominente Persönlichkeiten, denn an den Zweigen der Casuarina, Bäume, die normalerweise diese Zäune beschatteten, band man ihre Leichen fest an, die auf jenen Bäumen ehrenhaft bestattet wurden und, von der Sonne getrocknet, blieben sie jahrelang wie ein grausiger Behang. Obwohl die Insulaner von mildem Gemüt sind und als Hauptziel haben, die Gaben der Natur zu genießen, so muss ich die gemeine, grausame Sekte der „Ariroi“ erwähnen, die in krassem Widerstand zum

gutmütigen und sanften Wesen dieser Bevölkerung stand. Doch diese Sekte, anfangs wenig zahlreich, verbreitete sich nach und nach auf dem ganzen Archipel der Gesellschaftsinseln. Hauptbedingung, um aufgenommen zu werden, war, keine Kinder zu haben, man musste sie umbringen, ehe sie geboren wurden.

Die Sekte der Ariroi war geteilt in verschiedenen Klassen: Jene, die der Obersten angehörten, durften hemmungslos all die Vorzüge des Lebens genießen; sobald sie bei Sonnenuntergang ein Bad im Fluss nahmen, schmückten sie ihre Köpfe mit Blumen und boten ihre Mäuler den Speisen, die ihnen von ihren Anhängern geboten wurden. Für sie bestand das Leben aus einer fortwährenden Reihe ‚Houpas-houpas‘, für sie trennten moralische Zügellosigkeit, Tanz und Trunkenheit die Nacht vom Tag. Sie waren die treuesten Gefährten des Königs bzw. des Häuptlings und im Allgemeinen die tapfersten Krieger, die, während der Friedenszeiten, alle erdenklichen Freuden des Lebens genossen, indem sie sich einem exzessiven Epikureismus hingaben, doch der Ariroi, der ein Kind bekam, wurde als frevelhaft betrachtet und abgestoßen.

Die Vergnügungssüchtigen Tahitianer lieben den Tanz über alle Maßen, ich habe das Wort ‚Houpas-houpas‘ geschrieben; dieses und sein Synonym Hiva, wenn es auch generell ein fröhliches, schwereloses Leben bezeichnet, steht in Wahrheit für eine Reihe Tänze, während deren der Eifer der Tänzer, ihre Leidenschaft für diese Tätigkeit nach und nach steigen, um in eine wahre Orgie zu gipfeln.

Und diese Tänze waren das Lieblingsvergnügen der Königin Pomaré, denen sie sich samt einem Gefolge aus Damen und Prinzessinnen mit ihrer ganzen Hingabe widmete.

Es mag verwunderlich sein, von Prinzessinnen zu hören, doch waren sie zahlreich und man begegnet ihnen, wenn man es sich am Wenigsten erwartet; man könnte sie mit ihren Untertanen verwechseln. Ich selbst, als ich am Bord des Dampfschiffes ‚Richmond‘ von Neuguinea nach Rato-Tonga kam, kam in den Genuss, die Prinzessin Moetia, Schwester der Königin Marao Pomaré, geschieden von Pomaré IV, kennenzulernen; mit ihr war ihr Sohn Te-Kau, ein zehnjähriger Knabe. Sobald ich auf Rajatea ankam, wurde ich Terii-Maeva-Rua vorgestellt, der Königin von Bora-Bora, die an Bord kam, um die Prinzessin Moetia zu begrüßen.

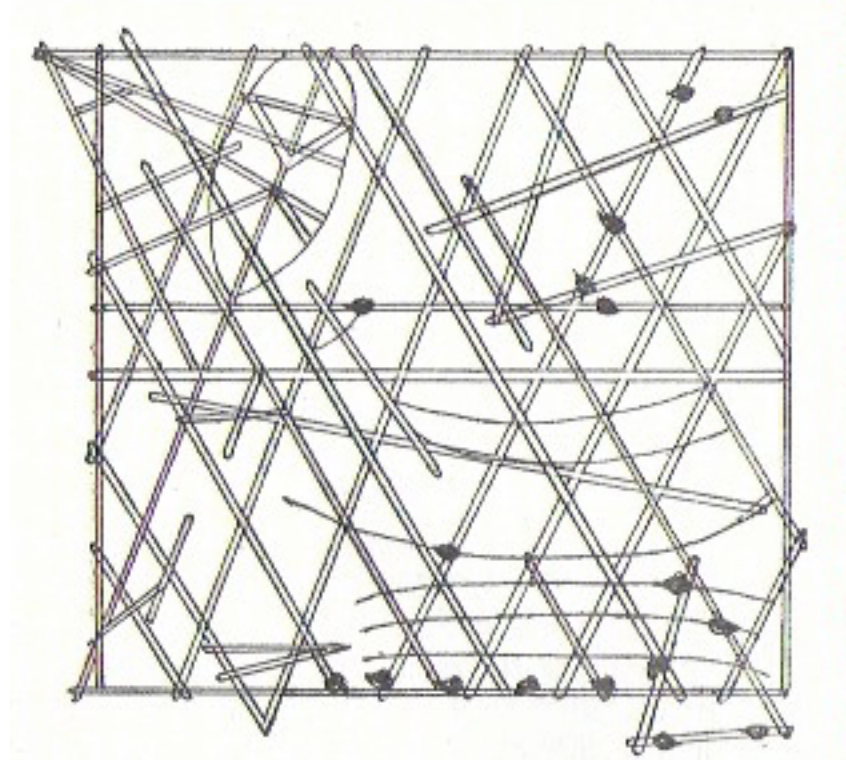
D’Albertis beschreibt die Sitte der Königin, sich die Schuhe auszuziehen, wenn sie das Schiff betrat sowie den liebeswürdigen Charakter der weiblichen Mitglieder der

königlichen Familie. Er unternimmt einen Ausflug auf einem Pferd um Tahiti, dessen Schönheit ihn überwältigt.

Am 14. August erreicht er Samoa und setzt sich mit den Navigationssystem der Insulaner auseinander, dabei erfährt er von einer Navigationskarte, die aus den Marshall Inseln stammte. Eine diese Karten befand sich auf der Insel Apia, wurde dem berühmten Schriftsteller Robert Louis Stevenson geschenkt und war in Besitz seiner Witwe; als das holländische Schiff Alameda hinfährt, nutzt er die Gelegenheit, um mitgenommen zu werden.

Die Dimensionen einer dieser Karten betragen 0,80 m x 0,80 m. Die andere Karte, die größer ist, misst 1,25 m x 0,70, ist anders als die erste und scheint moderner zu sein.

Diejenige, die in der Skizze dargestellt ist, besteht aus mehr oder minder großen Bambusstreifen, je



nachdem, was sie repräsentieren müssen, während andere viel dünner sind; das ganze ist verbunden mit Kokosfasern, bildet ein Geflecht aus Diagonalen in einem Rechteck samt dem kleinen Anhang bzw. Teil eines Rechtecks, das aus dem ganzen herauskommt. Hie und dort sind kleine Muscheln angebracht,

welche vermutlich Inseln bezeichnen. Es ist nicht einfach, diese Seekarte genau zu erklären.

In Auckland lernte ich den Herren kennen, der Mr. Stevenson dieses Instrument schenkte. Er sagte, dass sie dafür verwendet wurde, um den jungen Männern beizubringen, zwischen den Marshall Inseln zu navigieren und dass die größeren Linien die Windrichtung darstellten, die kleineren und schmälern die Richtung, die man zwischen Insel und Insel beibehalten sollte, und

oft betonte er, dass in dieser Karte graphisch dargelegt wird, dass die Strömung gegen den Passatwind aus Nordosten kommt.

In Papeete, Tabiti, hatte ich die Gelegenheit, mich mit einem Herren zu unterhalten, der jahrelang zwischen den pazifischen Inselgruppen gereist war und erzählte, dass diese Karte 1876 von einem Bewohner des Marshall Archipels, der den Spitznamen ‚Admiral‘ trug, angefertigt und nur für jene Inselgruppe verwendet wurde. Hier weisen die diagonalen Linien die Richtung des Passats, der Wellen, die von ihm bewegt werden, und die gebrochenen Linien die Strömungen.

Ich füge hinzu, dass manche Linien bloß den Zweck haben, die Muscheln zu stützen, welche die Inseln darstellten, dass die große zentrale Linie dazugelegt wurde, um dem ganzen Festigkeit zu verleihen und die Linke da ist, um die Muscheln zu tragen, die an ihr befestigt sind.

Der Herr aus Papeete hingegen glaubt, dass die zwei großen parallelen Linien und die zentralen die Parallelen 5° und 10° Nord repräsentieren, zwischen denen sich Inseln befinden, und deren bedienten sich die Einheimischen als Startpunkt, um zu erkennen, ob sie sich nördlich oder südlich ihrer Inseln befanden, und je nach Wind richteten sie ihre Navigation tagsüber nach der Sonne, nachts nach den Sternen. Er behauptete, dass während seiner Reisen zu jenen Inseln er immer davon gehört hatte, dass es sich dabei um die Methode handelte, welche die Eingeborenen verwendeten, um ihre Navigation zu bestimmen und setzte hinzu, dass die Polynesier vermutlich auf die Idee kamen, Karten anzufertigen, nachdem sie jene der Spanier gesehen hatten.

D’Albertis wird von Frau Stevensons Sohn eingeladen, Champagner zu trinken und währenddessen fertigt er die Skizze der polynesischen Karte an.

Am 11. September 1896 schiffte er sich auf den Dampfer Australia an und von Honolulu fährt er über mehrere Etappen nach Genua. Somit war seine zweite Weltreise beendet.

DER DISTANZIERTE WISSENSCHAFTLER – ENRICO HILLYER GIGLIOLI

Biographie



E. Giglioli wurde am 13. Juni 1845 in London geboren; der Vater Giuseppe Giglioli, ein Italiener, war Anwalt, Arzt und Anthropologe, die Mutter, Ellen Hillyer, stammte aus London.

1848 übersiedelte die Familie nach Italien. Nach seinem Diplom (1861) kehrte Enrico mit einem Stipendium nach London zurück, wo er bis 1864 blieb; hier machte er die Bekanntschaft mit den fortschrittlichsten Wissenschaftlern seiner Zeit; jene Beziehungen prägten ihn sein Leben lang.

Nach seinem Studium an der Royal School of Mines, wo er Charles Darwin kennenlernte und mit Lyell,

Owen und Huxley studierte, kehrte er zurück nach Pisa, Italien, wohin er mit seinem Vater gesiedelt war; hier erlangte er den akademischen Titel in Naturwissenschaften. In Turin freundete er sich mit Filippo de Filippi⁷¹ an, der ihn einen Posten als Dozent am technischen Institut von Casale Monferrato (Piemont) verschaffte. Im Herbst 1865 schlug dieser Giglioli vor, ihn als Assistent auf einer wissenschaftlichen Mission am Bord der Korvette ‚Magenta‘ zu begleiten. Es war das erste Mal, dass ein italienisches Militärschiff eine Weltumseglung bewältigte. Italiens König hatte dem Kommandanten V. Arminjo die Aufgabe erteilt, ein Handelsabkommen mit Japan für die Liberalisierung der Seidenraupenzucht zu vereinbaren. Als während der Reise De Filippi 1867 tödlich erkrankte, übernahm der junge Giglioli dessen wissenschaftlichen Verantwortungsbereich. Die Reise begann am 8. November 1865 in Neapel, wo Giglioli und de Filippi am Bord der Fregatte ‚Regina‘ nach Montevideo fuhren, um die Magenta zu erreichen. Von dort ging die Expedition nach Batavia, dann Singapur, Malaysia, Annam, Cochinchine (im Süden von Vietnam), Japan, China, Australien, folglich über den Pazifik nach Peru, Chile

⁷¹ Filippo De Filippi (20. April 1814, Mailand - 9. Februar 1867, Hongkong) war ein italienischer Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität Turin, Direktor des Museo regionale di scienze naturali in Turin und Forschungsreisender [Quelle: wikipedia.org].

und Patagonien; von hier erreichte er erneut Montevideo, und am 28. März 1868 kehrte er nach Neapel zurück.

Die Expedition, die ganze drei Jahre dauerte, wurde von Giglioli in seinem Werk „Reise um den Globus der Korvette Magenta in den Jahren 1865-66-67-68“ minutiös beschrieben. Darin schildert er naturwissenschaftliche Ereignisse sowie botanische, zoologische und anthropologische Beobachtungen. Was letztere betrifft, so ging Giglioli auf die Bräuche und Sitten der von ihm begegneten Völker ein und stellte Hypothesen bezüglich des Ursprungs und der Verbreitung bestimmter menschliche Rassen. Auf diesem Feld war Italien damals noch rückständig, während in Deutschland, Frankreich und Großbritannien bereits Museen und Gesellschaften entstanden waren, die genau solche Studien als Schwerpunkt hatten. Giglioli beschäftigte sich damit für den Rest seines Lebens und sammelte eine beträchtliche Menge ethnographischen Materials, das im Prähistorischen Museum ‚L. Pigorini‘ in Rom in der Giglioli Sammlung aufbewahrt wird.

Sobald er von der Reise zurückkehrte war und die Kollektion geordnet hatte, zog er nach Florenz, wo er zuerst als Assistent, folglich – ab 1871 – als Professor für Zoologie arbeitete. Hier wurde er Mitglied der von Paolo Mantegazza gegründeten Italienischen Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie; zwar widmete er sich immer noch der zoologischen Forschung – welche sein Fachgebiet bleiben soll –, sein Interesse der Ethno-Anthropologie gegenüber wuchs jedoch, sodass er seine Kompetenz in dieser Disziplin erheblich erweiterte. Er berücksichtigte physische Eigenschaften und sozio-kulturelle Aspekte der Völker, richtete sein Merkmal allerdings auch auf die materielle Kultur, indem er sich u.a. eine bedeutende Sammlung Artefakte aus Stein zulegte, welche aus mehreren tausenden Exemplaren bestand. Objekte dieser Art waren nicht nur wegen ihres exotischen Charakters begehrt, sondern wurden auch zur Rekonstruktion der Technologien von den Steinzeitmenschen verwendet.

Im Rahmen seiner Tätigkeit nahm Giglioli nicht nur an zahlreichen internationalen Kongressen teil, sondern verfasste bedeutende akademische Texte, unter anderem *Wissenschaftliche Anweisungen für das Studium der vergleichende Psychologie* – 1873 (*Istruzioni scientifiche per lo studio della Psicologia comparata*), zusammen mit Mantegazza und Charles Letourneau.

Giglioli starb 64-jährig am 16. Dezember 1909. Seine umfangreiche ethnographische Sammlung wurde nach seinem Tod dem Museum für Ethnologie und Prähistorie von Rom übergeben.

Wissenschaftlicher Zugang

Im Gegensatz zu den Reisenden, auf die in den vergangenen Kapitel eingegangen wurde, gestaltet Giglioli sein Bericht nicht im Stil eines Reisejournals, sondern fügt zahlreiche wissenschaftliche Exkurse bei, die den Erzählfaden immer wieder unterbrechen. Seine Darstellung ist nüchtern, distanziert und zum Teil ethnozentrisch (in etwa, wenn er in seinem Bericht über die Weltumsegelung am Bord der Magenta die Bewohner von Batavia mit Orangutang vergleicht). Seine Einstellung den Einheimischen gegenüber ist teilweise abwertend, so unterstellt er den Australiern (Aboriginis) eine „unvollständige Entwicklung, gebremst von den psychischen Fähigkeiten“ [Giglioli, E. *Il viaggio della Magenta* 1875:789].

Giglioli bietet einen umfangreichen Einblick in die Geschichte der von ihm aufgesuchten Länder, Hypothesen über die Ethnogenese deren Bewohner, detaillierte Beschreibungen physischer und psychischer Merkmale sowie zur materiellen Kultur, Anmerkungen zu politischen Institutionen und zum sozialen System. Sein Werk umfasst also umfangreiche Kenntnisse über ‚exotische‘ Völker, gleichzeitig erleuchtet es das methodologische Verfahren, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gängig war. Dabei beschränkt sich der Autor nicht bloß darin, das Gesehene zu beschreiben, sondern lässt seine Interpretation einfließen, indem er beispielweise Vergleiche mit der ‚weißen Rasse‘ aufstellt und die Andersartigkeit betont. Diese stammen nicht so sehr aus rassistischen Vorurteilen, sondern sind eher das Ergebnis der evolutionistischen Theorie: Giglioli ist stets auf der Suche nach dem ‚missing link‘, Herangehensweise, die charakteristisch für seine Zeit war.

Seine Schilderungen sind nicht immer exakt, grundlegende Aspekte über das soziale Leben der ‚Wilden‘ blendet er aus, beispielweise, wenn es um die Komplexität des Verwandtschaftssystem der Aborigines in Australien geht: Darin sieht er bloß einen „eigentümlichen Brauch“. Das fehlende Interesse der Organisation von Verwandtschaft gegenüber ist ein Aspekt, der Giglioli mit fast allen italienischen Kultur- und Sozialanthropologen seiner Epoche teilt. Meistens widmet er seine Aufmerksamkeit den

Sitten und Aberglauben, der Religion, den Bräuchen um Hochzeiten, Bestattungen und Entbindung.

Am damaligen Diskurs im Rahmen unseres Fachs setzt Giglioli zwei Dinge aus, die dem Forscher seiner Meinung nach »erheblich unterstützen würden in jener breitgefächerten Disziplin, die man mit dem Begriff ‚Anthropologie‘ synthetisieren könnte«:

1. Das Fehlen eines Jahrbuchs einer anthropologischen Bibliographie, in dem sämtliche Werke angemerkt werden, mit Kommentaren oder ohne, klassifiziert auf logische Weise; hier müsste man anthropologische Notizen einfügen, in Werken mit generellem bzw. gemischtem Charakter.
2. Eine Anthropologische Bibliothek, die als generelle Ansammlung der anthropologischen Werke von weit zurückliegenden Zeiten bis in die Gegenwart reicht. Sie müsste ab einem bestimmten Datum herausgegeben und dann mit dem vorgeschlagenen Anthropologischen Jahrbuch fortgesetzt werden. Selbst hier sind uns andere Wissenschaften hervorgegangen, und als Modell für eine Anthropologische Bibliothek würde ich die berühmte Zoologische Bibliothek von Carus und Engelmann vorschlagen [Vgl. Hillyer Giglioli, E. (1883): In: *Archivio per l'antropologia e la etnologia*, Vol XIII, S. 547].

Die Oberflächigkeit seiner eigenen soziologischen Beobachtungen ergänzt Giglioli mit der Aufmerksamkeit, die er den gesammelten Objekten widmet (Bekleidung, Behausungen, Essgewohnheiten etc.).

Wie aus zwei der folgenden aus dem Original übersetzten Artikeln hervorgeht, ist das Studium der Gegenstände Gigliolis bedeutendster Beitrag zur Ethnographie.

Der Knochen des Todes

In folgendem aus dem Italienischen übersetzten Artikel beschreibt Giglioli einige der magischen Bräuche der Ureinwohner Australiens.

Wenige Völker auf den niedrigen Stufen der menschlichen Hierarchie verfügen über solch reichen und vielseitigen Aberglaube wie Australiens Ureinwohner; für sie sind die Träume Realität und all das, was das menschliche Leben betrifft, ist das Ergebnis von Hexerei; und diese besteht fast

ausschließlich aus böswilligen Einwirkungen, während das Gute sich darin beschränkt, das Böse zu neutralisieren bzw. zu bekämpfen, jedoch fast nie, das Wohlergehen an sich zu fördern.

Howitt, dem Oberlehrer der australischen Ethnologie, schulden wir eine ausgezeichnete Studie über die Hexer bzw. ‚Ärzte‘ unter den Einheimischen von Australien⁷². Er hat sie bei einigen Stämmen in Süd- und Südostaustralien ausführlich untersucht, doch was dies betrifft, ähneln sich die Eingeborenen auf jedem Teil des Insel-Kontinents. Howitt trifft eine Unterscheidung zwischen den ‚Ärzten‘ und den ‚Hexern‘; die ersten definiert er als Männer (sehr selten Frauen), die es beherrschen, fremde, schädliche Substanzen aus dem menschlichen Körper herauszuziehen, welche laut dem Völkerglauben durch die Machenschaften anderer ‚Ärzte‘ oder ‚Hexer‘ eingedrungen sind bzw. übernatürliche Wesen wie das BREWIN, das KURNAI oder das NGA-RANG oder das WOIWORUNG. Die eigentlichen Hexer praktizieren Magie und widmen sich manchmal einem besonderen Zweig; unter ihnen verstehen wir die ‚Regenmacher‘, die ‚Helleseher‘ oder die ‚spiritistischen Medien‘, wie die BIRAARK bei den Kurnai, die unter anderem über spezielle Sänger sowie BUNJIL YENJIN genannte Zaubereien verfügen. Doch passiert es häufig, dass sich diese beiden Spezialgebiete vermischen und ‚Arzt‘ und ‚Hexer‘ in derselben Person vereint sind. Dem ‚Arzt-Hexer‘ werden mysteriöse sowie übernatürliche Kräfte zugeschrieben, Kräfte, die er von Geistern bzw. von übermenschlichen Wesen bekommen hat und mit denen er interagiert, natürlich nachts. Unter anderem verfügt er über die Fähigkeit, auf unsichtbare Art materielle Substanzen gegen seine Opfer zu projizieren; boshafte Substanzen, die in ihre Körper eindringen, z.B. durch die Fußabdrücke oder durch die Höhlung in der Erde, in der die Person gelegen ist; Quarzkristalle und spitze Knochen sind die Gegenstände, die bei solchen von den Narrinyeri aus Südastralien genannten NGADHUNG bösen Zaubern angewendet werden.

Die Fähigkeit des Hexers, einem Menschen Schaden zuzufügen, nimmt zu, falls er sich in Besitz eines beliebigen Objekts befindet, das von seinem Opfer verwendet wurde, insbesondere Teile seines Körpers wie Haare, Speichel, Kot etc. [...]

Der von den Aborigines am meisten befürchtete Schadenszauber ist die Entfernung des Bauchfettes und die des Bluts. Unter den Stämmen in Süd- und Südostaustralien ist der Hexer,

⁷² A.H. Howitt, On Australian Medicine Men; or Doctors and Wizards, in Journ. Antrop. Institute 1886, p. 23 London.

der dieses ausführt, mit den Namen BÜKIN, BÜGIN, BÜRA-BÜRÜK und BANGAL bekannt.

Bei den Woiworung von Yarra (Victoria) heißt der ‚Arzt-Hexer‘ WIRARAP; er heilt nicht nur Krankheiten, sondern verwendet seine magischen Künste, um den Feind herauszufinden, der sie verursacht hat. Bei den Murring in Maneroo (südlich von New South Wales) war der Hexer, GOMERRA genannt, auch ein alter Häuptling. Es muss erinnert werden, dass die Kurnai keine bösen Zauber auferlegten; in jenem Stamm wurden die ‚Ärzte‘ MULLA MULLUNG genannt und ihre Kraft erlangten sie in Traum von Abnengeistern.

Die BANGAL der Wotjobaluk aus Wimmera kamen zu ihren magischen Kräften, indem sie NGATJE trafen, ein überirdisches Wesen, das Quarzkristallen in den Körper seine Neophyten hineinsteckte. Von Geistern in den Himmel geführt, bekamen die WIRARAP der Woiworung ihre Kräfte von BUNJIL, während es DARAMULUN bzw. THARAMULUN war, der das GOMMERA der Murring, Ugarego, Wolgal und Theddora schuf. Das übernatürliche Wesen, das unter der Wirajuri aus Murrumbidgee die Hexer mit Kraft versorgte, war BALAME; diese waren dann in der Lage, ihre Söhne in die Magie einzuführen.

Das blinde Vertrauen in die Macht der Hexer ist bei den Eingeborenen Australiens universell verbreitet; überall glaubt man, dass diese befürchtete Kraft von mysteriösen und übernatürlichen Quellen entsteht, von Abnengeistern oder von jenem mystischen Wesen, der generell unter den Namen BUNJIL, DARAMULUN und BALAME, jedoch auch unter entsprechenden Bezeichnungen bekannt ist, in etwa jene, mit der sich die Kurnai an ihn wenden, i.e. MUNGAN NGAUR, was „Unser Vater“ bedeutet.

Dem Hexer wird die Macht zugeschrieben, stets in der Lage zu sein, einen Menschen in einem körperlosen Zustand zu sehen, d.h. den Geist einer Person, der vom Körper getrennt und für andere unsichtbar ist. Er kann zum Reich der Geister jenseits des Himmels reisen, sich beliebig bewegen bzw. von Geistern von einem Ort zum anderen getragen werden.

Der Hexer kann seine Macht verwenden, um zu zerstören oder Menschen Schaden anzurichten, aber auch, um sie von den Schäden anderer Hexer zu retten. Es wird geglaubt, dass der Hexer die Form von Tieren annehmen kann und dass er die Kontrolle über die Elemente ausübt.

In den Händen des Hexers sehen wir in ganz Australien seltsame Steine, Quarzkristallen, lange und spitze Knochen als „Arbeitswerkzeuge“; Fett, Blut und menschliche Haare sind Zutaten, wonach er sucht und die er für seine bösen Taten benutzt.

Der Gebrauch von seltsam geformten Steinen und Quarz in der Magie ist aus naheliegenden Gründen nicht nur in Australien üblich. Der Gebrauch von Knochen ist vermutlich mit der Wichtigkeit verknüpft, auf Gegenstände bzw. auf Körperteile zu wirken. Die Bedeutung, welche die Einheimischen Australiens dem menschlichen Fett im Rahmen der Hexerei beimessen, kann man mit der Tatsache erklären, dass Fettleibigkeit für materiellen Wohlstand steht: Wer über viel Fett verfügt, ist wohlgenährt, wer nicht, leidet unter Hunger; und für den Australier ist Hunger eine häufige Erfahrung, somit schätzt er den entgegengesetzten Zustand. Die Bedeutung des Blutes ist an und für sich naheliegend.

Ich schätze, Howitt liegt im Recht, wenn er behauptet, dass der Glaube an die überirdischen Kräfte der Hexer seitens der Einheimischen Australiens teils auf der Überzeugung, dass Träume die Realität sind, teils auf der Ignoranz bezüglich der wahren Natur von Krankheiten beruht. Erstere Tatsache verleitet manchmal zu subjektiver Wahrnehmung und Fällen von Autosuggestion, in Folge deren manche Einheimische aufgrund einer Art nervösen Breakdowns ableben, wegen krankhafter Angst.

Wie seine Kollegen anderswo, umgibt der australische Arzt-Hexer seine Taten mit Geheimtuerie und oft wird es ihm bewusst sein, ein Quacksalber zu sein; nicht weniger wahr ist jedoch, dass er oft in gutem Gewissen handelt und sollte er erfolglos bleiben, so beschuldigt er die höhere Kraft des Gegners bzw. einige Fehler in seiner eigenen Herangehensweise.

Ich beende diese Präambel, die notwendig war, und wende mich nun dem speziellen Gegenstand dieser Mitteilung, i.e. einigen Instrumenten, welche von den Ärzten-Hexern Australiens für die Ausübung ihres Berufes verwendet werden; es sind seltene Objekte, an die man nicht leicht herankommt und die nur selten in ethnologischen Museen ausgestellt sind. Ich bin also der Meinung, es sei nicht uninteressant, euch jene, die ich gesammelt habe, vorzustellen.

Es handelt sich im Großen und Ganzen um lange, spitze Knochen, die hauptsächlich aus dem menschlichen Skelett stammen; fast ausnahmslos dienen sie, wenn sie zum Ort zeigen, an dem sich

das Opfer aufhält, um es krank zu machen oder um dessen Tod herbeizuführen, insofern kann man sie ohne weiteres ‚Knochen des Todes‘ nennen.

1. Das MUNG-UN-I bzw. KUMBO der Pitta Pitta im Boulia Distrikt, zwischen den Flüssen Georgina und Hamilton, im NO des mittleren Queenslands. Es besteht aus zwei Teilen, welche von einer Kordel aus menschlichen Haaren zusammengehalten werden. Der erste Teil ist ein Zylinder aus menschlichem Schenkelknochen, 132 mm lang, ziemlich poliert und an einer Extremität abgeschlossen durch eine Kugel aus jenem schwarzen Kitt, der aus verschiedenen Pflanzen gewonnen und von den Einheimischen vielseitig angewendet wird. In diesem Fall wird der Kitt mit rotem Oker gefärbt; darin ist die Kordel aus menschlichem Haar befestigt, die aus dem Hohlraum des knöchernen Zylinders herauskommt und dann in den zweiten Teil dieses äußerst eigentümlichen Werkzeugs übergeht. Dieser besteht aus einem schmalen Knochensplitter, poliert und spitz, ebenfalls aus einem menschlichen Skelett; bei den Kalkadoon endet er manchmal in einem Haken, wie ein Angelhaken. Der zylindrische Teil heißt TOU-ER-LI, die Splitter TE-RI und die Kordel aus menschlichem Haar, welche die beide zusammenhält, WIN-NI-MUN-NA-RI.

Diesen eigentümlichen Gegenstand habe ich in London im Juni 1897 erworben, ich wusste, dass er aus Zentral-Queensland stammte und dass er einem Eingeborenen gehörte; doch weder die Person, die ihn mir überließ noch ich wussten, wozu er bestimmt war; in meiner Sammlung trägt er die Nr. 352. Es war also mit der Freude, die nur der begeisterte Sammler schätzen kann, dass – während ich den äußerst interessanten Band von Dr. W.E. Roth über die Ethnologie der Eingeborenen aus Zentralqueensland⁷³, der Ende 1897 in Brisbane herausgegeben wurde und zu dem ich dank der Freundschaft von Sir Horace Tozer, Präsident der Minister von Queensland, im vergangenen Jänner gekommen war – ich nicht nur eine akkurate Abbildung des oben beschriebenen Gegenstands, sondern auch ausführliche Notizen über dessen Verwendung fand. Aus dem Band von Dr. Roth entnehme ich die Notizen, die folgen werden, und von ihm erfuhr ich den einheimischen Namen dieses Instruments.

Der Hexer, MUNGUNI genannt, nutzt stets nachts die Gelegenheit, um die Spitze des MUNG-UN-I Richtung Opfer zu richten; dies geschieht auf verschiedene Weise, doch wegen die Knochenspitze noch die Kordel dürfen den Boden berühren, während der knöcherne Zylinder

⁷³ Walter E. Roth – *Ethnological studies among the N.W. Central Queensland Aboriginis*, p. 152, pl. XXIII. Brisbane, 1897

entweder darin gestemmt oder an einen Baum gebunden oder von einem Assistenten gehalten wird. Sie glauben, dass das von der Magie des Hexers unsichtbar gemachte Lebensblut des Opfers aus dem Körper heraustritt und durch die Spitze und die Kordel in den knöchernen Zylinder gelangt, während einer der Knochen bzw. der bösen Steinen, über die der Hexer verfügt, in den Körper des Opfers eindringt, sodass es erkrankt und stirbt.

Unter den Pitta Pitta aus Zentral-Queensland sowie in anderen benachbarten Stämmen herrscht ein ähnliches Verfahren, um Hexer zu werden: Derjenige, der sich dazu berufen fühlt, KUMBO-MARO zu werden, schottet sich im Wald ab, hungert und regt somit sein Gehirn an; sodann sieht er MUL-KA-RI, ein übernatürliches, allgegenwertiges Wesen, jedoch wohlgesinnt; von ihm bekommt er durchs Hineinstecken von Knochen bzw. Steinen in den Körper die Befähigung und wird dadurch berechtigt, Magie auszuüben und vor allem „den Knochen des Todes“ zu verwenden. Manche Ärzte-Hexer aus Zentral-Queensland bekommen ihre Kräfte von einem mythischen Wassermöster, dem KAN-MA-RE, der angeblich die Form eine Riesenschlange mit einer üppigen Mähne hat. Andere werden durch den MO-MA bzw. LIM-BI-JA-KOO-LUN, dem Geist eines Verstorbenen, qualifiziert.

Bei den Mitakoodi im Cloncurry Bezirk, ebenfalls in Queensland, ist TEN-GUL-A-GOO-LUN, ein übernatürliches Wesen mit riesigen Augen und großen Ohren, derjenige, der die Hexer in die Verwendung des MUNGUNI einführt.

Wie man sieht, ist es eine Wiederholung dessen, was Howitt bei den Eingeborenen auf der anderen Seiten Australiens festgestellt hat.

Diese „Ärzte“ leben weder anderes als die restlichen Männer ihres Stammes, noch verfügen sie über sichtbare Sondereigenschaften; abgesehen vom KUMBO, tragen sie in ihrer Tasche spitze Knochen, Kieselsteine, seltsam geformte Steine, Quarzkristalle; das sind die Gegenstände, die von MULKARI in ihre Körper eingeführt und dann entfernt wurden. Die KUMBO-MARI sind laut Roth nicht sehr vertrauenswürdig und fürchten sich gegenseitig; er erfuhr von einem einzelnen Fall, in dem ein nicht-Initiiertes es wagte, den Knochen des Todes gegen einen von ihnen zu richten, dieser starb ungefähr 15 Tage danach, aber, wie Roth ergänzt, hatte er nicht die Gelegenheit, die tatsächliche Todesursache festzustellen.

Zurück zum MUNGUNI, so möchte ich hinzufügen, dass es auch aus nicht menschlichen Knochen hergestellt wird, wobei diese doch bevorzugt werden; der Zylinder kann durchaus aus

einem Schilfrohr bestehen oder auch aus Metallrohrfragmenten aus europäischer Erzeugung; und die Kordel aus Phalangista Haaren bzw. aus dem anderer Beuteltiere.

Ich habe oben erwähnt, dass das MUNGUNI auf verschiedene Arten verwendet werden kann; Dr. Roth liefert genaue Aufzeichnungen diesbezüglich. Der Eingeborene, der weiß, ins Visier genommen worden zu sein, kann die Wirkung des Knochen des Todes neutralisieren, indem er von einem gegnerischen Hexer ebenfalls einen Knochen gegen den MUNGUNI-MARO, der ihn gefährdet, richten lässt. Sobald das MUNGUNI verwendet wurde, schließt der Hexer den Zylinder, indem er einen spitzen Splitter mit der Spitze nach unten drauf legt und es mit Kitt befestigt, um den er dann die verbindende Kordel umwickelt. Mit dem Blut des Opfers im MUNGUNI eingeschlossen, ist der Hexer in der Lage, es durch bloßes Erwärmen des Instruments erkranken zu lassen, doch um dessen Tod zu verursachen, wäre es notwendig, das Blut samt dem Gefäß, das es beinhaltet, zu verbrennen.

Im Fall von Reue oder anderen Einflüssen, kann der MUNGUNI-MARO den Schaden wieder rückgängig machen, indem er das TOU-ER-LI, den zylindrische Teil, entkorkt und sorgfältig reinigt.

Dr. Roth meint, dass bei den Einheimischen von sämtlichem Zentral-Queensland das KUMBO das gefürchtetste und am meisten verwendete Werkzeug der Ärzten-Hexern ist. Es kann vom KUMBO-MARO oder von einem beliebigen erwachsenen Mann hergestellt werden, doch sollte dieser eines finden, das nicht ihm gehört, würde er's sorgfältig säubern bzw. zerstören in der Befürchtung, es könnte gegen ihn angewendet werden. Eine Frau würde erkranken beim Berühren bzw. Sehen allein eines KUMBOS.

2. Das MOOKOO: Es handelt sich dabei um ein menschliches Wadenbein und wird verwendet unter den Dieyerie aus dem Pirigundi See, Zentralaustralien, um Krankheiten sowie Tod von gebannten Personen zu verursachen; es ist also tatsächlich ein „Knochen des Todes“.

Das Exemplar ist ein Teil meiner Sammlung, in der es die Nr. 77 trägt, und wurde von mir in November 1890 in London erworben. Es ist ein menschliches Wadenbein von großen Dimensionen, denn es ist 380 mm lang. Es ist geschwärzt und länglich; an einer der Extremitäten weist er einige eingeritzte, schräge Linien auf, an der anderen ist es von einer aus

menschlichen Haaren hergestellten Kordel umwickelt; die zwei Verbindungsköpfe sind mit rotem Ocker gefärbt.

S. Gason⁷⁴ verdanken wir Aufzeichnungen über das MOOKOO; er verbrachte 9 Jahre bei den Dieyerie, lernte deren Sprache und hatte jede Gelegenheit, um ihre Bräuche und Sitten zu beobachten. Die Wadenbeine werden von den Stammesälteren aus den Grabstätten entnommen, mit Fett beschmiert und in den Federn des Dromaius (australischen Vogelstraußes) gewickelt. Sie werden in die Richtung desjenigen gerichtet, dem man Schaden zufügen will; dieser kann sich auch in großer Entfernung befinden. Während sie das tun, sprechen sie Flüche aus, wünschen ihm den Tod und geben dabei genau an welche Art. Die Zeremonie, welche MOOKOOELLIE DUCKANA genannt wird, dauert eine Stunde.

Das MOOKOO wird von einem Mann gegen einen anderen Mann verwendet, bei den Dieyerie bedroht der Gatte damit manchmal seine Ehefrau. In bestimmten Fällen versammelt sich eine Gruppe Männer, um das MOOKOO gegen einen verfeindeten Stamm zu richten.

Laut Gason sind es keine Ärzte-Hexer, die davon Gebrauch machen, sondern jeder erwachsene Mann kann es verwenden. Die tödlichen Einflüsse des MOOKOOS können entfernt werden, indem man es mit Wasser wäscht.

Für jeden Krankheits- bzw. Todesfall machen die Dieyerie das MOOKOO verantwortlich.

3. Das WALPOO. Dabei handelt es sich um den „Knochen des Todes“ des Andrawilla Stammes, der entlang des Flusses Diamantina in Zentralaustralien / N Queensland wohnt. Es besteht aus einem menschlichen Schenkelbein und wird genauso wie das MOOKOO verwendet⁷⁵. Beim Exemplar, das in meiner Sammlung die Nr. 159 trägt, handelt es sich um das Schenkelbein eines jungen Mannes; es wurde mit rotem Ocker gefärbt und weist 6 längs Linien auf, getrennt von 4 Querlinien, die auf der unteren Seite geritzt sind. Ich habe es im August 1894 von G.A. Frank erworben.

Dr. Roth erwähnt einige kurze Beinspitzen, die wie eine reduzierte Version des MUNGUNI verwendet werden, um Geschlechtskrankheiten u.Ä. zu verursachen. Nun, die Mitakoodi aus

⁷⁴ S. Gason, *The Manners and Customs of the Dieyerie Tribe of Australian Aboriginis* - in „Native Tribes of South Australia“, p. 275. Adelaide, 1879

⁷⁵ F.H. WELLS, *The Habits, Customs, and Ceremonies of the Aboriginal on the Diamantina, Herbert and Eleanor Rivers*, in „Proc. Austr. Assoc. Adv. Science 1893“, S. 516. Sydney, 1894.

Cloncurry (Zentral-Queensland) fertigen solche Spitzen an, die sie JE-GO nennen, aus menschlichen Knochenbeinen.

4. Das BITON-ARE bzw. QUAITCH (heiliger Knochen) ist ein Knochennadel, welcher aus dem Wadenbein des Macropus⁷⁶ hergestellt wird und misst 155 mm. Es wurde bei den Kojonup erworben, einem Stamm, der im Inneren wohnt, ca. 90 Meilen nordöstlich von King George's Sound, W-Australien, und wurde mir vom Pfarrer W. Howchin aus Adelaide geschenkt, so wie der „Knochen des Todes“ der Kojonup, welcher von ihren Hexern im Rahmen der schwarzen Magie angewendet wird, um den Tod des gehassten Menschen herbeizuführen. In meiner Sammlung trägt es die Nr. 241. Der Terminus BITON-ARE bedeutet „heiliger Knochen, magischer Knochen“.

Ich konnte keine Informationen über das modus operandi der Ärzten-Hexern der Kojonup in Zusammenhang mit diesem Knochennadel erhalten; doch wie Taplin⁷⁷ berichtet, wenden sie dieselbe Methode der Narrinyeri an. Diese besteht nicht bloß darin, den Knochen in Richtung der Person zu richten, die man krank machen bzw. töten will, sondern ist viel komplizierter. In erster Linie muss der Knochen einem Tier gehören, das demjenigen gehört hat, den man schaden will; sobald man diesen Knochen bekommen hat, bearbeitet man ihn, bis er ganz spitz ist, oben drauf steckt man ein Kügelchen aus Fischöl und rotem Ocker, in das man das Aug eines Fisches und ein Stück Menschenfleisch platziert, das aus einer Leiche entnommen wurde. Dieses dem Knochen befestigte Kügelchen wird in die Gedärme einer menschlichen Leiche eingesetzt, damit es durch die Verwesung tödliche Kräfte erlangt. Sobald sich die Gelegenheit bietet, davon Gebrauch zu machen, stellt der Hexer es neben das Feuer, in der Überzeugung, dass während das Kügelchen aufgrund der Wärme schmilzt, die Person, der man Schaden zufügen will, krank wird, selbst, wenn sie sich in großer Entfernung befindet, und sobald das Kügelchen völlig geschmolzen ist, stirbt sie.

Unter der Bezeichnung NEILYERI meinten die Narrinyeri eine praktischere Methode, einen Feind umzubringen: Sie versuchten, ihm das Leichenvirus einzupflegen, indem sie ihn mit einer Spitze verletzten, die sie davor in eine verwesende Leiche gesteckt hatten.

⁷⁶ Der Macropus ist eine Gattung aus der Familie der Kängurus (A.d.V).

⁷⁷ G. TAPLIN, die Narrinyeri in „Native Tribes of South Australia“ S. 24. Adelaide 1879.

5. Das PINDONIN bzw. PINDUA der Whajook aus dem York District im W Australien. Es unterscheidet sich nicht vom Vorgänger, denn es handelt sich dabei ebenfalls um einen Knochennadel aus dem Wadenbein des Macropus und misst 128 mm.

Über dieses Instrument verfüge ich keinerlei Informationen und ich habe es den bösen Werkzeugen des Hexers zugeordnet, weil es sich vom Kojonup, das ich oben beschrieben habe, nicht unterscheidet. Salvado, von dem ich die eingeborenen Begriffe übernommen habe, nennt es einfach Nadel oder Knochenspitze⁷⁸.

Diese Knochenspitze habe ich in London erworben und deren Ursprung bin ich mir völlig sicher; in meiner Sammlung trägt sie die Nr. 349.

Man muss anmerken, dass die Knochennadeln der Kojonup und der Whajook von der Form und der Dimension her an die CHI-ROO-KOO der Pitta Pitta, Yaoinga und Kalkadoon erinnern, und an das bereits erwähnte JE-GO der Mitakoodi, Bewohner von Queensland auf der entgegengesetzten Seite Australiens. Doch in der Regel sind diese zwei bösen Knochenspitzen mit einer Kittkugel versehen, die an die hohle Extremität angebracht wird, und werden dafür verwendet, um Geschlechtskrankheiten am Opfer zu verursachen, indem man sie mit der Spitze nach oben dort vergräbt, wo dieses normalerweise defäkiert, oder in den Boden in der Hütte (Gundi), in der es schläft. Sie werden aus menschlichen Gebeinen hergestellt.

Vermutlich dieser Kategorie gehören die MUR-RO-RUN an, Knochen, die von KA-RA-KUL bzw. BOYL-YAS genannten Hexern, die sich aufs Grab eines kürzlich Verstorbenen schlafen legen, auf mysteriöse Weise entwendet werden. Der Knochen dringt in ihre Schenkel ein und kann somit in den Körper desjenigen, den sie töten wollen, geschickt werden⁷⁹.

⁷⁸ R. Salvado *Memorie storiche dell'Australia*, S. 372. Rome, 1851

⁷⁹ Grey G. *Journals of two Expeditions of Discovery in N.W. and Western Australia*, II, S. 336. London, 1841.

Hei-Tiki Maori hergestellt aus menschlichen Schädeln

1891 zeigte ich im Rahmen einer Zusammenkunft unserer Gesellschaft eines jener Amulette, welche die Maori aus Neuseeland auf der Brust tragen und die allgemein unter den Namen „Tiki“ bzw. „Hei-Tiki“ bekannt sind; es handelt sich dabei um eine flache sowie groteske anthropomorphe Figur, meistens aus kostbarem Nephrit oder „pounamou“. Jenes, das ich damals zeigte, wies eine ungewöhnliche Form auf, zudem absonderlich, da es in menschliches Scheitelbein gemeißelt wurde [...] Mir ist ein weiteres ähnliches Hei-Tiki bekannt, allerdings bei weitem größer; es befindet sich in London im Britischen Museum, wo ich's im Juli 1895 besichtigt habe.

Seit einigen Jahren widme ich mich der Sammlung von Material aus menschlichen Gebeinen, meine Aufmerksamkeit gilt besonders diesen eigentümlichen Hei-Tiki aus menschlichen Schädeln. Und obwohl ich zu meiner Überraschung feststellen musste, dass Notizen diesbezüglich dünn gesät sind, um nicht zu sagen völlig inexistent, hatte ich das seltsame Glück, drei solcher seltenen Hei-Tiki zu sammeln und erfuhr von der Existenz weiterer drei bzw. vier.

Was sonderbar ist, ist – wie bereits erwähnt – das Fehlen an Notizen bezüglich dieser Hei-Tiki aus menschlichen Schädeln; und heute muss ich, wie ich vor fünf Jahren geschrieben habe, feststellen, dass in keinem der von mir nachgeschlagenen Werke die Hei-Tiki erwähnt werden. Andererseits ist die Gleichgültigkeit seitens der Entdecker, der Missionaren, der Pionieren und der Siedler all dem gegenüber, was ethnologisch relevant sein könnte, eine schmerzhaft bekannte Tatsache, obwohl es in jenen vergangenen Zeiten leicht war, präzise Daten über die Ethnologie primitiver Völker anzuschaffen. Das gilt besonderes für Polynesien, wo der Europäer die Bräuche und Sitten der Eingeborenen seit Jahren fast vollständig ausradiert hat.

Um Informationen bezüglich dieser Hei-Tiki aus menschlichen Schädeln zu bekommen, habe ich mich neulich an die gelehrten Sekretäre der Polynesian Society von Wellington, Neuseeland, gewandt, welche bezüglich der Ethnologie in jener Region sehr angesehen ist, jedoch keine brauchbare Antwort bekommen.

Von den Maori werden die Hei-Tiki als Erinnerungen an die Ahnen betrachtet, jedes von ihnen hat seine eigene Geschichte, doch in den meisten Fällen geht diese mit dem Verschwinden der

Familie verloren, in der das Hei-Tiki von Generation zu Generation sorgsam weitergegeben wurde. Aus diesem Grund hege ich nicht den geringsten Zweifel, dass die Hei-Tiki aus menschlichen Schädeln von besondere Relevanz sind, und da es sich dabei höchstwahrscheinlich um persönliche Erinnerungen an bemerkenswerte sowie verehrte Personen handelte, wurden sie sorgfältiger aufbewahrt und vom pabeka, dem Fremden, geheim gehalten; dies erklärt eventuell das Fehlen von Aufzeichnungen seitens der vergangenen Entdecker und Schreiber in Sachen Maori; der Verfall der heutigen Maori könnte zudem das Verschwinden jener kostbaren Reliquien begründen.

Nun werde ich mich der Beschreibung der drei neuen knöchernen Hei-Tiki widmen, die zu meiner Kollektion hinzugekommen sind, und vorab werde ich erwähnen, dass, so wie das erste, das von mir 1891 beschrieben wurde, sie alle in menschliches Scheitelbein gemeißelt wurden, da sich dieses unter den Schädelknochen aufgrund seiner flachen Oberfläche am besten für solch eine Arbeit eignet.

Das erste, das Größte, erscheint wie der übliche Typus aus Nephritis; der riesige Kopf mit dem offenen Mund, der die Zunge und mindestens zwei Zähne zeigt, neigt sich zur linken Schulter, dadurch zeigt das Gesicht nach rechts. Es ist das, welches ich in meiner Arbeit über die Hei-Tiki als zweiten Typus genannt habe und der White den Nga-ti-Awa zuschreibt; es kommt nicht häufig vor. Bemerkenswert ist der Nabel, welcher durch eine kreisförmige Rinne gezeichnet wird und unter dem eine Einkerbung sichtbar ist, die das weibliche Geschlecht anzudeuten scheint; dieses Merkmal wurde auf Hei-Tiki aus Nephritis besichtigt, ist allerdings äußerst selten. Wie alle Hei-Tiki aus menschlichen Schädeln, die ich untersucht habe,

weist dieses auf der Rückseite die Furchen der großen Gehirngefäßen auf. Das Scheitelbein, aus dem es geschnitzt wurde, ist auffällig dick, maximal 9 mm. Das Augenrand um die Augen ist voll mit einer Fugenmasse, die aus Siegelack zu bestehen scheint. Dieses wunderschöne Hei-Tiki habe ich von einem Freund geschenkt bekommen, der es wiederum vom alten Häuptling der



Ngalimaniapoto von Waipa, einer Insel in Neuseeland, bekommen

Hei-Tiki aus Waipa

hatte. Die Massen sind folgende:

<i>Gesamtlänge</i>	<i>0 m 097 mm</i>
<i>Maximale Schulterbreite</i>	<i>0m 053 mm</i>
<i>Höhe des Hauptes</i>	<i>0 m 056 mm</i>
<i>Maximale Hauptbreite</i>	<i>0 m 050 mm</i>

Ein Hei-Tiki, das diesem sehr ähnelt, wurde von W.D. Webster in seinem Verkaufskatalog Nr. 13 (Juni 1897) dargestellt, er wurde auf 270 italienische Lira eingeschätzt; ich weiß nicht, wer es erworben hat.

Der zweite dieser Hei-Tiki, ebenfalls aus Scheitelbein von ungewöhnlicher Dicke, ist von ganz anderem Typus, sein Kopf neigt zur rechten Schulter und das Gesicht zeigt nach links; es gehört also dem Typus, welcher ich in meiner Arbeit zitiert habe, die sich auf White über Waikato bezieht. Es weist zwei Besonderheiten auf: Der Kopf ist bei weitem proportionierter als bei den herkömmlichen Hei-Tiki, die Augen kleiner, deren Ränder ebenfalls mit roter Fugenmasse gefärbt, der Mund, auch rotgefärbt, ist geschlossen; und, was ich das erste mal auf einem Hei-Tiki feststelle, die Ohren sind durch eine Einkerbung auf beiden Seiten des Kopfes angedeutet. Das Unterleib ist gewölbt; beide Hände sind gezeichnet mit vier Fingern, die Rechte ruht offen auf der Brust, die andere auf dem linken Schenkel. Die Füße haben drei nicht genau definierte Zehen, die sich vereinigen, indem sie den Bauch umarmen. Es handelt sich dabei um eine ungewöhnlich groteske Figur.

Rapanui bzw. die Osterinsel

Folgende, jüngste Nachrichten aus London, übermittelt vom englischen Admiral B.F. Clark aus dem Königlichen Schiff Sappho, zeigen uns auf eloquente Weise, wie die Völker aus den polynesischen Inseln, die vor einem halben Jahrhundert so eigentümlich, vielschichtig und interessant waren, sich verändern und erheblich vermindern.

Die Osterinsel (Easter Island) bzw. Rapanui ist die entlegenste aller polynesischen Inseln, mehrere hundert Meilen von den Östlichsten entfernt und dem amerikanischen Kontinent am Nächsten. Aus diesem Grund befinden sich auf ihr monolithische Statuen, die an jene aus der primitivsten Vergangenheit Perus erinnern, jene in Tiabuanuco, sowie Reste eigentümlicher architektonischer Konstruktionen; die Insel Rapanui ist für den Anthropologen von besonderem Interesse.

Folgende Notizen wurden im vergangenen Juni aus dem Mund des Agenten der Maison Brander gesammelt, dem nun ein Großteil der Insel gehört.

Die Maison Brander erwarb vor 4 Jahren den Besitz der Missionaren, die damals zum Gambier Archipel fuhren und 300 Einheimische mitbrachten.

Unmittelbar drauf wurde eine große Tierfarm errichtet und nun befinden sich dort ca. 10.000 Schafe sowie 400 Zuchttiere, und die Herden wachsen sehr schnell, da die Schafe zwei, manchmal drei Würfe pro Jahr abgeben.

Mit der aktuellen Schafsanzahl erzeugt Herr Salmon, der Agent des Hauses, um die 18 Tonnen Wolle jährlich.

Auf der Insel befindet sich Geflügel in Überzahl, das jedoch halbwild lebt und den Einheimischen gehört.

Eine Flotte könnte sich leicht mit frischen Lebensmitteln versorgen, mit Ausnahme von Hülsenfrüchten, die demnächst jedoch gedeihen könnten, da hier Yamswurzeln, Süßkartoffeln und Bananen wachsen.

Das einzige, woran es wirklich mangelt, ist Wasser.

Die Einheimischen, die übriggeblieben sind, sind bloß an die 150 und eher am ab- als an zunehmen.

Circa 500 sind vor 8 Jahren nach Tahiti gezogen, wo sie in den Plantagen der Maison Brander arbeiten, nebst den 300, die mit den Missionaren gegangen sind.

Unter den restlichen Eingeborenen merkt man keine Spur der Arbeit der Missionare.

Sie haben keine Religion, sind erfahrene Diebe und sehr rachsüchtig. Sie vergessen und verzeihen nie, wobei sie allgemein gutmütig sind.

Sie teilen sich in Clans bzw. Stämmen auf, wobei nur die physische Kraft und der persönliche Mut zählen, um herauszuragen.

Die meisten Schlachten passieren aus den Bemühungen jedes einzelnen Stammes, die ersten Eier der Wide Awake (eine Art Sturmschwalbe) auf den Gipfeln des Needle Back an sich zu reißen; denen schreiben sie abergläubische Kräfte zu. Und da das Meer am Grund sehr stürmisch ist, gehen jedes Jahr viele Leben verloren auf der Suche nach den Eiern.

Das Ergebnis der wiederholten Gespräche seitens von Herrn Salmon mit den Eingeborenen bezüglich ihrer ersten Insellandung ist, dass sie allesamt auf der nördlichen Küste in Anakena gelandet sind und dass sie aus dem Osten kamen, mit Vorräten aus Yamswurzeln, Taro und Süßkartoffeln, mit dem König (genannt Hotometva bzw. der Fruchtbare Vater) in einem Boot, der Königin in einem anderen.

Ehe sie das Land berührten, trennten sie sich und machten eine Runde in die entgegengesetzte Richtung, bis sie in Anakena wieder zusammenkamen, wo sich aufs Land gingen und sich auf dem Topas Berg niederließen, der in der einheimischen Sprache Hotoiti genannt wird.

Hier bauten sie Häuser aus Stein, deren Überreste immer noch existieren, und errichteten die Statuen, mit denen der Hügel bedeckt ist, doch die erste Statute wurde erst circa fünfzig Jahre nach der Landung angefertigt.

Die Einheimischen meinen, dass der ursprüngliche Name der Insel nicht Rapanui, sondern Tepito-fenva war, d.h. Das Land mitten im Meer.

Kommandant Clark war beeindruckt von der Fruchtbarkeit des Bodens. Er glaubt, dass, sollte es angebaut werden, er wunderbare Ernten hervorbringen könnte und er schien ihm äußerst geeignet für den Anbau der Weinrebe.

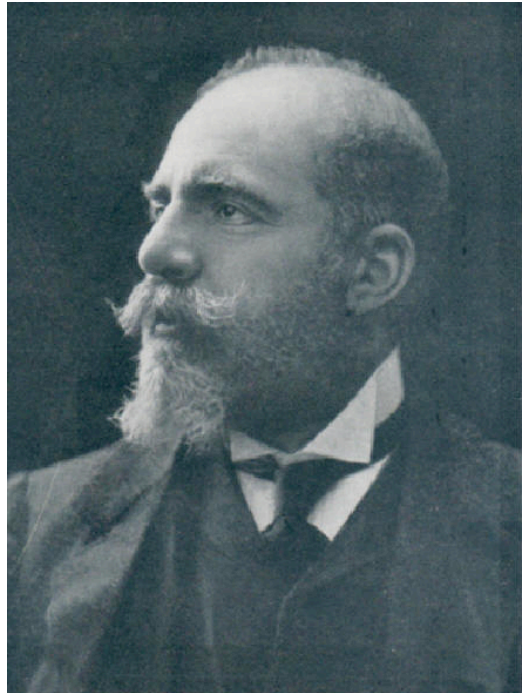
Der erloschene Vulkan Te-Rama-Kao auf der nordwestlichen Seite der Insel ist ein Besuch wert. Der Kratergrund hat, wie ein anderer Reisende bereits festgestellt hat, keine einheitliche Ebene; im Gegenteil, nach 50 Armenlängen (fathoms) findet man keinen Grund in dessen Mitte, doch findet sich eine Schicht verrotteter Vegetation auf einer Wasserschicht, auf dem man von einer Seite zur anderen gehen kann.

DER PRAGMATISCHE ETHNOGRAPH - LAMBERTO LORIA

Biographie

L. Loria wurde am 12. Februar 1855 in Alexandrien von Ägypten geboren. Nach dem Tod der Ehefrau, kehrte sein Vater Mario, Arzt, nach Italien zurück und ließ sich in Pisa nieder, wo Lamberto die höhere Schule besuchte und in Mathematik promovierte.

Seine Leidenschaft für das Reisen bewegte ihn 1883 dazu, Skandinavien und Russland zu besuchen; von dort aus fuhr er nach Turkestan, wo er zahlreiche ethnographische Gegenstände sammelte. Drei Jahre später machte er sich mit E. Modigliani⁸⁰ nach Neguinea auf, aus



gesundheitlichen Gründen musste er die Reise jedoch abbrechen. Zusammen mit dem Baron G. Sonnino besuchte er folglich Oberägypten, aber bald drauf richtete er sein ethnographisches Interesse auf Neuguinea. In einer Phase, in der Italien in die Erforschung Afrikas investierte, organisierte Lamberti eine Expedition in Südost Neuguineas auf eigene Kosten und Ende 1881 fuhr er von Genua ab mit dem Ziel, Papuasien zu erkunden. Lamberti erforschte die Region 1889-90 und 1892-97.

Bereits im Rahmen der ersten Reise, die insbesondere der Erforschung von Thursday Island sowie der umliegenden Inselgruppen gewidmet wurde, ließ er dem Naturhistorischen Museum von Genua umfangreiche ethnographische und zoologische Sammlungen zukommen. Es handelte sich dabei um besonders kostbare Gegenstände, da in den unmittelbar drauf folgenden Jahren viele der von den Einheimischen verwendeten Objekte aufgrund des Kontakts mit den Australiern, die sich wegen der Perlen in Papuasien aufhielten, verloren gingen; u.a. interessierte sich der Forscher für Trauerkleidung und -schmuck, die einen erheblichen Teil seiner Sammlung ausmachen.

⁸⁰ Elio Modigliani (Florenz, 13. Juni 1860 – Viareggio, 1932) war ein italienischer Anthropologe, Forscher und Zoologe

1891 wurde die ethnographische Sammlung vom prähistorischen und ethnologischen Museum von Rom aufgekauft, zu der bereits jene von D'Albertis und Beccari zählten. Sie bestand aus über zweitausend Objekten, welche detailliert in einem Katalog dargestellt wurden: Arbeitsinstrumente, Waffen aus Stein, Gewand, Trauergegenstände, Artefakte aus Holz.

Die zweite Reise widmete er der Erforschung der Bergregionen in derselben Gegend sowie der Sammlung zoologischer Exemplare, die er dem naturhistorischen Museum von Genua zukommen ließ. Auf Anfrage des Schweizer Botanikers Emilio Leviers sammelte Loria verschiedene, zum Teil noch nicht klassifizierte Pflanzen, und 1892 war er der erste Europäer, der den Berg Obree in der Owen Stanley Gebirgskette (Neuguinea) bestieg. Die Verschlechterung seiner Gesundheit zwang ihn dazu, die Berge zu verlassen und die restlichen zwei Jahre seines Aufenthalts auf der Küste Papuas zu verbringen, wo er sich hauptsächlich anthropometrischen Erhebungen und dem Studium der Sitten in den verschiedenen Dörfern widmete.

Solche Erfahrungen bescherten ihm den Ruhm von großem Kenner des Papua Raums, und im Februar 1883 bekam er die prestigeträchtige Nominierung als „berichtendes Mitglied“ seitens der Italienischen Geographischen Gesellschaft. Dessen Präsident, G. Doria, beteuerte, wenige Europäer verfügen über solch ein profundes Wissen über die Papua wie Loria, der viele Jahre unter ihnen verbracht hatte, und betonte die Vielfalt sowie die Wichtigkeit seiner Sammlungen. Lorias Beitrag zur Erforschung jener Region bestand eher in dem von ihm mitgebrachten Material als in den von ihm verfassten Texten. Zu den ethnographischen und zoologischen Sammlungen zählen u.a. die über 400 Schädel, welche Prof. G. Sergi übergeben und die von der Abteilung für Anthropologie auf der Universität Rom untersucht wurden.

Von besonderer Bedeutung sind zwei Artikel, die von ihm verfasst wurden: *Il matrimonio nei villaggi del Basso San Giuseppe. Nuova Guinea britannica* [Die Ehe in den Dörfern von Basso San Giuseppe, Britisch Neuguinea] (Florenz, 1903) und *Appunti di psicologia papuana* [Notizen über die Papua-Psychie] (Rom, 1905). Das Tagebuch, das er in jener Zeit verfasste, wurde bisher jedoch nicht veröffentlicht.

In September 1905 verließ Loria erneut Europa, um am kolonialen Kongress von Asmara (Hauptstadt Eritreas) in der Funktion des Vizepräsidenten teilzunehmen. Anhand

der Erfahrungen in Neuguinea war er überzeugter Befürworter der Notwendigkeit einer Kooperation zwischen Ethnographie und Kolonialpolitik, da er der Meinung war, gründliche Kenntnisse der Sitten und Bräuche der Einheimischen seien für den Prozess der Kolonisierung unentbehrlich. Vom Kongress wurde er zu Mitglied des Förderkomitees für die Gründung der italienischen Kolonialgesellschaft ernannt, die im drauffolgenden Jahr entstand.

Anschließend unternahm er eine Forschungsreise durch Eritrea, im Rahmen deren er ebenfalls umfassendes ethnologisches Material sammelte, welches im ethnographischen Museum von Florenz aufgestellt wurde. Es sollte diese seine letzte Überseereise bleiben, denn danach widmete er sich gänzlich dem Studium der italienischen Volkskunde.

Im Rahmen der Weltausstellung in Rom, die dem 50. Jubiläum der nationalen Vereinigung gewidmet wurde und 1911 stattfand, wurde er beauftragt, eine große Ausstellung zum Thema Ethnographie in Italien zu organisieren. Mithilfe seiner zahlreichen Mitarbeiter gelang es ihm, an die 30.000 folkloristische Gegenstände aufzustellen.

Er starb unverheiratet und kinderlos am 4. April 1913 in Rom.

Wissenschaftlicher Zugang

Loria verfügte über eine ungewöhnliche Reiseerfahrung, beeindruckend auch aufgrund der Länge seiner Aufenthalte im Ausland. Sein Augenmerk widmete er eher der Sammlung von materiellen Gegenständen als der Verfassung von Schriften; eine davon erschien im Jahr 1813 und trägt den vielsagenden Titel *L'etnografia: strumento di politica interna e coloniale* (*Ethnographie: Instrument der inländischen Kolonialpolitik*). Für Loria diente das Wissen über die Sitten fremder Völker eben primär dem Zweck, Italiens Kolonialbestreben zu unterstützen.

Seine Methoden waren manchmal umstritten; so beschreibt er eine Anekdote aus seinem Reiseleben in einem kurzen Absatz aus dem Jahr 1912: »Ich befand mich in der Gesellschaft eines Regierungsbeamten an der NÖ-Spitze Papuasians, als mich ein Eingeborener fragte, ob es stimmte, dass der Vater des Regierungsbeamten gestorben war; als Antwort schlug ich ihn mit einem Stock. Es ist, wohlgemerkt, strengst verboten,

die Papuas zu misshandeln; trotzdem tat ich's in Anwesenheit des Beamten, der mich daraufhin hätte festnehmen und bestrafen können.«

Vor dem verwundeten Engländer rechtfertigte er seine Tat mit dem Argument, der Eingeborene hätte seine eigenen Gesetze missachtet, indem er sich um seinen verstorbenen Vater erkundigt hatte, »da es kein Papua in der Umgebung es wagen würde, etwas Ähnliches zu tun. Die Toten werden dermaßen respektiert, dass man nicht mal ihre Namen aussprechen darf [...] Die Beleidigung, die man jemandem erweist, indem man einen der geliebten Verstorbenen erwähnt, kann nur durch den Tod des Beleidigers gerächt werden. Wäre ich nicht dabei gewesen, hätte der Beamte angenommen, dass es sich nicht um Respektlosigkeit, sondern um Höflichkeit handelte und die Autorität des Gesetzes hätte enorm darunter gelitten.«

Loria hat sich also seine ethnologischen Kenntnisse zunutze gemacht, um eine Verletzung der „Autorität des Gesetzes“ zu meiden und seine Stockhiebe hatten die Funktion, Ordnung und Autorität wieder herzustellen. Aus diesem Grund kann er behaupten, dass »wenn die Kenntnisse über die Bräuche und Sitten über die einem zivilisierten Land unterworfenen Völker die Aufrechterhaltung der Herrschaft erleichtern, so werden die Kenntnisse über die Bräuche und Sitten unseres Volkes unerwartete Dienste an unsere Nation erbringen.« [vgl. Tentori, T. 1990:83].

In den wenigen Schriften, die er hinterlassen hat, fällt eine irritierende, zutiefst ethnozentrische Sichtweise auf. Die „Eingeborenen“ seien faul, primitiv, feig und hinterlistig, sie »empfinden kaum jene Gefühle, die den Menschen adeln, und welche man sich nur durch die Zivilisation aneignen kann – wie Freundschaft, Wohlwollen, Mitleid.« [aus *Notizen über die Papua-Psyché*.]

Seine Beobachtungen sind rein subjektiv, wissenschaftlich nicht untermauert und äußerst abfällig. Ganze sieben Jahre hat der Forscher in Papuasien verbracht, während denen, wie es beim Lesen seiner Aufzeichnungen erscheint, er eine tiefe Abneigung den Einheimischen gegenüber entwickelt hat.

Seine umfangreiche ethnographische Sammlung wurde in der Heimat jedoch mit Begeisterung aufgenommen, ihm ist unter anderem die Entstehung des Ethnographischen Museums von Florenz zu verdanken, das er mit seinem alten Freund Aldobrandino Mochi⁸¹ (Anthropologe, Assistent von Prof. Mantegazza) 1906 gegründet hatte [vgl.

⁸¹ Castel Pulci, Firenze , 1875 - Firenze 1931

Puccini, S. 2005:12]. In weniger als zwei Jahren stellte das Museum über eintausend Exemplare aus, die von Loria selbst im Rahmen seiner Reisen (u.a. in Italien) gesammelt wurden.

Einen weiteren, bedeutenden Beitrag zur Disziplin leistete Loria, indem er sich an der Organisation der Ethnographischen Ausstellung in Rom beteiligte (siehe oben), welche von zahlreichen Besuchern besichtigt wurde. Es handelte sich dabei um ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der italienischen Anthropologie, da für das erste Mal eine umfangreiche Sammlung völkerkundlicher Objekte im Rahmen einer universellen Schau ausgestellt wurden [vgl. Puccini, S. 2005:8].

Wie aus seiner Rede zur Eröffnung des Ersten Kongresses der Italienischen Ethnographie hervorgeht, war das Studium fremder Völker für Loria ein Instrument, das »dem Studium unseres Volkes« diene, »da, so wie der Wilde Ähnlichkeiten zum primitiven Menschen aufweist, so bewahren unsere weniger entwickelten Gesellschaftsschichten, die auf dem Weg zur Zivilisation zurückgeblieben sind, die verborgenen Instinkte und Charakterzüge der wilden Völker [...] Man kann die italienische Ethnographie nicht studieren, ohne jene anderer Völker, seien diese zivilisiert, semi-zivilisiert oder wild, zu kennen.« [vgl. Puccini, S. 2005:33].

Seiner Ansicht nach war das „Studium über ein Volk“ ein „komparatives Studium“, womit er den universellen Evolutionismus vertritt; das ist keine wissenschaftliche Theorie, sondern die Annahme, dass es sich bei der sozialen Vielfältigkeit bloß um eine historische Phase der Menschheit handelt, die dafür bestimmt ist, sich im Rahmen des Fortschritts aufzulösen – Fortschritt, der die Merkmale der westlichen Gesellschaft aufweist [vgl. Roncaglia, S. 2010:11].

Die Gesamtheit der Objekte eines Volkes war für den Forscher maßgeblich, um das *modus vivendi*, die „Psyche“ einer Ethnie zu rekonstruieren.

Notizen über die Papua Psyche

Zu den wenigen Schriften, die Loria hinterlassen hat, zählt dieser Artikel über die Papua Psyche, den er nach seinem Aufenthalt im Südosten Neuguineas verfasste. Seine Schreibweise ist teilweise umständlich, seine Formulierungen ungenau, selbstgefällig und überheblich, stellenweise aberwitzig – beispielweise, wenn er auf die Annäherungsversuche zwischen Mann und Frau eingeht. Die Bräuche der Einheimischen

beschreibt er hauptsächlich als barbarisch, ohne sie auch nur ansatzweise zu hinterfragen, in etwa die Schilderung des Kindesmordes. Es handelt sich dabei um einen rein beschreibenden Text ohne jegliche theoretischen Grundlagen.

Aus dem Italienischen übersetzt.

Der Charakter des Papuas ist sehr komplex: Feinden und Tieren gegenüber grausam, ist ihm der Zusammenhalt innerhalb der Familie wichtig. Raub, Diebstahl, Mord etc. werden als lobenswert eingestuft, wenn die Opfer nicht demselben Stamm angehören. Der Papua lügt wie gedruckt, besonders, wenn er glaubt, sich dadurch einzuschmeicheln. Der Papua liebt den Klatsch; häufiger als bei uns, verändert das Erzählte Natur und Physionomie, während es von Mund zu Mund wandert, da es jeder mit der eigenen Sichtweise ergänzt, sodass die Geschichte zum Schluss weit entfernt von der Realität ist.

Die Begeisterungsfähigkeit des Papuas ist extrem. Einem Kind gleich, das vor lauter Wut sein Spielzeug zerstört, steigert sich der Papua manchmal durch den Klang seiner eigenen Worte in solch einen Zorn hinein, dass, da er nicht weiß, wie er sich selbst helfen soll, er zur Axt greift und die eigenen Hütte damit zerlegt, um sie am folgenden Morgen zu reparieren.

Punkto Freundschaft ist er niemals offenherzig. Er empfindet kaum jene Gefühle, die den Menschen adeln, und welche man sich nur durch die Zivilisation aneignen kann – wie Freundschaft, Wohlwollen, Mitleid. Die Schwachen, Missgebildeten werden ausgelacht; die Hunde fressen, was sie finden, sind nicht sehr gepflegt und oft werden sie mit Stockhieben verscheucht; Schweine hingegen werden gut behandelt und manchmal sogar von Frauen gestillt. Die Frau, die ihre Brust dem Kind einer toten Verwandten bzw. Freundin verweigert, wird sie eher einem Ferkel anbieten, dessen Mutter gestorben ist, um das Ansehen und das Reichthum ihres Mannes zu steigern, da der Papua mehr Respekt bekommt, je wohlhabender er ist.

Die Schüchternheit ist ein weiteres Merkmal des Papuas. Er kann die Öffentlichkeit nicht leiden und meidet jede Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit von anderen auf sich zu lenken. Gefällt ihm eine Frau, so spricht er sie in der Öffentlichkeit niemals an, er sieht sie nie an, er wird ihr sogar den Rücken zuwenden; und sollte jemand eine Bemerkung über ihn und die Frau machen, gehen beide in die entgegengesetzte Richtung.

Seine Schüchternheit gepaart mit seiner Feigheit machen ihn harmlos, sobald er auf Eigeninitiative handeln muss. Nur wenn er vom allgemeinen Empfinden unterstützt wird und wenn seine Handlungen von allen zugestimmt werden, stellt er seine Zurückhaltung beiseite und profiliert sich. Indem sie sich gegenseitig anregen, erzeugen sie gefährliche und aggressive Instinkte. Ehe er den Feind offen angreift, muss er sich betäuben, seine Schüchternheit und seine Feigheit zähmen, und das tut er, indem er laut wird, um seine Tapferkeit und die seiner Angehörigen zu preisen. Sobald er erregt ist und den Kopf verloren hat, wagt er, Taten vollzubringen, die am ersten Blick vielleicht mutig erscheinen mögen, nach einer aufmerksamen Prüfung allerdings anders rüberkommen.

Seine Eindrücke sind lebhaft, jedoch kurzlebig. Moralischer Schmerz ist immer oberflächlich und seine Herzwunden heilen schnell ab. Auch sollte man sich von seinen Lamenti, von den larmoyanten Klageliedern, mit denen er die Verstobenen offen beweint, nicht beeindrucken lassen. Diese äußerlichen Ausdrücke des Schmerzes, wenn auch öffentlich dargestellt, finden aufgrund der Sitten statt, nicht aus Überzeugung. Die Affektivität des Papuas ist eingeschränkt, genau wie seine Intelligenz. Er ist weder in der Lage, seine Freunde zu lieben, noch seine Feinde zu hassen. Zwar kann er jammern, sich in Tränen auflösen, Klagelieder singen, tiefe Ergriffenheit zeigen; ja geht er manchmal gar so weit, sich Wange und Stirn mit den eigenen Fingernägeln zu zerkratzen, bis sich Blut mit Tränen vermischt; er kann sich die grausamsten Qualen ausdenken, um den Feind zu foltern, den er dann verspeisen wird; aber all diese Regungen sind von kurzer Dauer. Er ähnelt einem kleinen Kind, das in tiefstem Schmerz versunken ist und heiter wird, sobald es abgelenkt wird.

Das Konzept der Liebe scheint bei ihnen unbekannt zu sein. In den Dialekten, die ich kenne, finde ich entsprechende Begriffe für Mitleid, Verlangen, Genuss, jedoch nicht für Liebe. Die Frau ist für den Mann ein Liebesinstrument und ein Lasttier, das den Boden pflügt, Holz und Wasser sammelt und Nahrung besorgt und vorbereitet. Der Mann - abgesehen von manchen Zeitabschnitten, an denen er eine Hütte bauen bzw. reparieren oder im Wald arbeiten muss -, denkt an nichts anderes als jagen und fischen, Beschäftigungen, die er vorzieht, weil sie sporadisch und Quellen der Freude und des Ansehens sind. Die Liebe eines Mannes einer Frau gegenüber hat keinerlei Idealismus – es handelt sich dabei bloß um das Bedürfnis nach Erhaltung und Reproduktion der eigenen Gattung, so wie es bei Tieren der Fall ist. Nach einer Liebesnacht

entfernt sich der junge Mann vom Haus seiner Beglückten ohne einen Gruß und der Frau, die ihn mit ihrer Gunst beschenkt hat, widmet er keine Aufmerksamkeit mehr, sofern sie seine Erwartungen nicht erfüllt hat. Der Gatte, der Vater, richtet der Ehefrau, der Tochter, die den ganzen Tag hart für ihn gearbeitet haben, kein einziges liebevolles Wort. Der Mann erinnert sich an die Ehefrau nur dann, wenn es darum geht, sie zu misshandeln. In fast jedem Distrikt Neuguineas sorgt die Frau für den Mann durch ihre Arbeit auf den Feldern. Wildbret (Kängurus, Wildschweine, Kasuare etc.) und Fisch werden gelegentlich von den Männern geliefert, doch die Mengen reichen nie aus, um die ganze Gemeinschaft zu ernähren. Sie sind bloß Leckerbissen aus einer Diät, die aus Kokosnüssen, Yam, Taro, Sago, Süßkartoffeln etc. besteht – alles dem weiblichem Fleiß zu verdanken.

In dem einzigen Distrikt, in dem meines Wissens nach der Mann den Boden anbaut, wird die Frau ebenso, wenn nicht noch schlimmer misshandelt. Die Keulenschläge, die sie anderswo mit einer gewissen wohlwollender Vorsicht erntet, werden hier mit Gewalt ausgeteilt und es kommt häufig vor, Frauen mit kahlem Schädel zu sehen, was das Ergebnis der Wutausbrüche ihrer Herren sind.

Die Mutter kümmert sich wenig um ihr Nachkommen und die Sterberate unter Kindern ist sehr hoch. Sobald sie gehen können, lernen sie sofort, unabhängig von ihren Eltern zu leben. Äußerst selten misshandeln die Mütter ihre Kinder – dafür sind sie zu faul. Sie können sich ihrer Säuglinge entledigen, indem sie sie auf den Strand deponieren, wo sie von den großen Krabben verzehrt werden, dafür müssen sie sich nicht anstrengen. Was Trägheit betrifft, sind sie meisterhaft. Mütterliche Zuvorkommenheit ist hier völlig unbekannt. Die Familienzugehörigkeit wird hier anders verstanden als bei uns, denn sie umfasst gleichermaßen und mit derselben Intensität alle Verwandten – die Naben so wie die Fernen.

So kann die Verteidigung bei einem feindlichen Angriff, die Solidarität wegen einer Beleidigung an einem Angehörigen, die Vereinigung eines gesamten Dorfes, wenn es darum geht, ein Haus zu bauen bzw. jagen oder fischen zu gehen, aus erster Sicht für Liebe gehalten werden, doch eine zweite Prüfung wird zeigen, dass es die Selbstsucht ist, die jede einzelne Handlung der Einheimischen steuert. Teilt der Eingeborene seine Beute mit dem ganzen Dorf, ist es nur deswegen, weil er sie nicht konservieren kann – z.B. durch Räucherung –, außerdem kann er binnen Stunden weder ein ganzes Känguru noch ein Dugong verzehren; schenkt er einen Teil

davon seiner Mitmenschen, kann er davon ausgehen, dass sie bei ähnlichen Gelegenheiten dasselbe tun werden. Stellt er sich freiwillig zur Verfügung, um eine Hütte zu bauen, die nicht ihm gehört, tut er's nur deswegen, weil er weiß, dass sobald er seine Behausung errichten muss, er nicht in der Lage sein wird, die Aufgabe allein zu bewältigen. An dieser Stelle möchte ich den Absatz aus einem Brief einfügen, den ein Einwohner der Insel Kwato namens Joe meinem Freund Rev. C.W., einem der besten Missionare aus der London Missionary Society, mal geschrieben hat: „Ich habe eine große Sache in meinem Inneren, aber kein Wort in meiner Muttersprache, um sie auszudrücken. Es handelt sich um das, was ich für dich empfinde, was du für mich getan hast. Es ist das, was ich für Jesus Christus empfinde, weil er mir ein ehrliches Herz und ein neues, glückliches Leben geschenkt hat. Ich kann mit Worten nicht fassen, wie sehr ich dir für diese Sache dankbar bin – aber du wirst mit Sicherheit wissen, was ich damit meine.“ Besser hätte man das Fehlen von Liebe in der Seele des Eingeborenen nicht eingestehen können, so wie es keinen stärkeren Beweis gibt, dass es durch geduldige Erziehung möglich ist, das psychologische Niveau dieser Einheimischen zu heben.

Nebst Jagd, Fischfang und Krieg, welche nur vom männlichen Geschlecht ausgeübt werden dürfen, sind der Tanz, die Konversationen und die Liebe die Genüsse, die vom Papua am meisten geschätzt werden, und jede Unterhaltung ist obszön. Jedes Gespräch hat einen obszönen Inhalt; hört man Papuas lachen, so kann man sicher sein, dass sie sich über pornographische Themen unterhalten, und die Frauen scheuen sich nicht davor, über solche Dinge zu reden und über die obszöne Witze zu lachen. Doch haben sie eine gewisse Scham. Ein Mann wird sich nie völlig nackt einer Frau zeigen – sie bedecken ihre Genitalien mit einem Pandanusblatt wie auf der östlichen Extremität der Insel bzw. binden sie sie mit einer Schnur zusammen, die zwischen den Beinen läuft und mit der sie sie am Unterleib festhalten.

Die Frau zieht eines oder mehrere Röckchen an, und selbst in den Bezirken, wo diese Röckchen extrem kurz sind (wie auf den Trobriand Inseln), bewegt sie sich so, dass ihre Geschlechtsorgane stets bedeckt sind. Bei manchen Gelegenheiten verlangt es die Zeremonie, dass die Frau das zeigt, was sie meisten versteckt hält. So in Bula'a: Kommen die Männer siegreich aus einer Schlacht oder aus einem Fischfang zurück, versammeln sie sich in Scharen auf dem Strand bzw. auf den Terrassen ihrer Behausungen und während sie obszöne Lieder singen, schwenken sie hin und her auf so eine Art und Weise, dass die Gewänder hochkommen. Das Mädchen, das die Pubertät

erreicht hat, wird in Kalo auf der väterlichen Veranda ausgestellt, gänzlich mit Kokosöl beschmiert und völlig nackt, damit die Männer die Schönheit ihrer Tätowierungen bewundern können; nach dieser Zeremonie gehört sie dann dem Kreis der ledigen Frauen an, was den Männern erlaubt, um deren Gunst zu werben und sie selbst von jeglicher Zurückhaltung befreit.

Das einzige, was man bei den Papuas als Scham interpretieren könnte, ist die Befangenheit, mit der Mann oder Frau sich ansehen bzw. mit der geliebten Person reden, aber das kann man vielleicht ihrer Schüchternheit zuschreiben.

Wie man die Ehrlichkeit der Frau interpretieren könnte und warum aus der Gelassenheit der Bräuche unweigerlich Kindestötung entsteht, sind Themen, die man ausführlich behandeln soll, und obwohl die Unterschiede von Distrikt zu Distrikt relativ gering sind, werde ich hier auf die Eingeborenen von Dobu eingehen (kleine Insel in der Dawson Meeresenge).

Vor der Ehe kennen die Frauen keine Hemmungen. Die Prostitution beginnt in sehr zartem Alter und es ist nicht übertrieben, zu behaupten, dass man nie weiß, wann die Frau ihre Jungfräulichkeit verliert. Ihre Kinderspiele sind unsittlich. Onanie ist verbreitet unter Kindern der beiden Geschlechter. Tribadie ist ebenfalls bekannt und wird keineswegs als negativ angesehen. Die Freuden von Lesbos und Sodomie sind unbekannt. Aber wenn sich zwei Männer lieb haben, handeln sie, als sei einer der beiden eine Frau und sie sorgen für Lust, indem sie Penis an Penis reiben.

Die Mütter tadeln ihre Töchter für ihre Zügellosigkeit, aber nicht, weil sie es für moralisch verwerflich halten, sondern, weil sie der Meinung sind, dass es dadurch schwer fallen wird, einen Mann für sie zu finden. Die Einheimischen betrachten ihre Töchter als Eigentum, als Reichtum. Aus ihrer Ehe erwarten sie eine hohe Bezahlung und sie wollen nicht, dass ihre Ware beschädigt wird. Was die Sittsamkeit ihrer Söhne betrifft, so kümmern sie sich nicht im Geringsten drum.

Ein Beweis für die Lockerheit ihrer Sitten und für die Freiheit, über die die Mädchen verfügen, finden wir in der eigentümlichen Art, mit der sie die Verstorbenen ehren. Sobald eigens dafür angebaute Zuckerrohre reif werden, geht der älteste Bruder bzw. der Sohn des Verstorbenen mit allen Männern und Jungen seines Dorfes in die benachbarten Dörfer mit dem Zweck, mit allen Frauen, Mädchen und kleinen Mädchen zu schlafen.

Eine verheiratete Frau weiß, dass sie ihr Mann umbringen würde, wenn er sie in Flagranti erwischt, somit ist sie nicht offensichtlich unanständig wie ein lediges Mädchen, das unter

dem mütterlichen Dach mit ihren Liebhabern schläft und eine Bezahlung erhält, die sie dann der Mutter abgibt. Diese treibt Handel mit dem Körper ihrer Tochter – Tatsache, die selbst unter zivilisierten Völkern leider vorkommt. Selbst die Anwesenheit von Blut während der Menstruation hält den Mann nicht davon ab, mit einer Frau intim zu sein. Es gibt allerdings Männer, die sich schämen, eine Frau anzufassen, während sie ihre Periode hat.

Was die Menstruation (Tabutabu) betrifft, so habe ich von einem seltsamen Brauch erfahren. Diese Eingeborenen glauben, dass der Mond ein Mann ist, der Geschlechtsverkehr mit einer Frau hat, und das verursacht die erste Menstruation. Die folgenden finden statt, weil der Mond das Mädchen mit einem Stein bewirft. Das Seltsame ist, dass sie auf diese Weise zwar die Menstruation eines ledigen Mädchens erklären, jedoch keine Erklärung für die Menstruation einer erwachsenen Frau haben. Die Eingeborenen glauben, dass das Phänomen der Menstruation nur in ihrer Rasse vorkommt und waren äußerst überrascht, als sie erfuhren, dass dies bei weißen Frauen auch der Fall ist.

Die Einheimischen teilen die Mädchen in zwei Kategorien auf: Jene, die, obwohl sie ihre Liebhaber wechseln, es nicht allzu häufig tun und sie in die Häuser ihrer Mütter bringen, und jene, die sehr oft ihre Galane wechseln und sie nicht nur in ihre mütterliche Häuser mitnehmen, sondern sich tagsüber im Wald und nachts in verlassenen Hütten prostituieren. Letztere werden ‚Sogara‘ genannt.

Die Bezahlung, die der Mann leistet, um eine gute Frau als Gattin zu bekommen, ist ziemlich hoch; aber solche Bezahlung wird sehr gering für den Fall, dass die Frau nicht erwünscht ist. In diesem Fall ist es angebracht, das Konzept von gut und schlecht in Bezug auf die Frau zu erklären. Die Schönheit einer Frau wird sehr geschätzt, gleichzeitig wird sie jedoch nicht überbewertet. Es gefällt ihnen, eine Nacht mit einem schönen Mädchen zu verbringen, und auf eine schöne Tochter sind sie stolz; aber wenn es sich um die eigene Gattin handelt, spielt es keine Rolle, ob sie schön oder hässlich ist. Worauf sie besonders achten, ist eheliche Ehrlichkeit, sofern dies möglich ist, sowie große Yam-Mengen, von denen sie sich fast ausschließlich ernähren. Was Ersteres betrifft, so versuchen sie, die Ehefrau zu bekommen, die, nisi caste saltem caute [wenn nicht keusch, doch vorsichtig] in der Lage ist, gut zurechtzukommen. Um den zweiten Wunsch zu erfüllen, wählen sie eine robuste, tüchtige Frau aus, die viel arbeitet und große Yam-Mengen produziert. Eine hässliche Frau, die für die Nahrung ihrer Familie sorgen kann, ist

ihnen lieber als eine schöne Frau, die nicht weiß, wie man den Boden anbaut. Eine Sogara, die nicht so treu ist wie ein Mädchen mit gutem Ruf, wird also nie eine hohe Bezahlung bekommen.

In ihrer Sprache haben sie bestimmte Worte, um verheiratete und unverheiratete Frauen, solche ohne eigenen Gemüsegarten (Abisida) und solche mit (Arawata), sowie den guten Mann, d.h. jenen, der seinen Freunden immer hilft, den tolleren Krieger, den tolleren Jäger, den tolleren Fischer (Esaesa) etc., zu bezeichnen; sie verwenden das Wort ‚Siwabowa‘ für das Mädchen bzw. die Witwe, die keinen Mann findet.

Jeder Mann versucht, eine Arawata als Ehefrau zu bekommen, sowie jede Frau einen Esaesa haben möchte, um über viel Nahrung zu verfügen. In beiden Fällen sagt man, dass der Mann bzw. die Frau ai-æra, d.h. das schöne Wetter heiratet – aus ai = heiraten und æra = schönes Wetter.

Einer Abisida fällt es schwer, einen Mann zu finden, einer Sogara noch schwerer, und ich habe eine Abisida kennengelernt, die einen einzigen, mickrigen Armreifen als Bezahlung bekommen hat. Es kommt also immer vor, dass, wenn eine Abisida zu einer Verabredung geht, sie den Mann dazu bringen will, sie zu heiraten und oft schlägt sie eine Liebesnacht aus, wenn sie das Versprechen nicht erhält; doch passiert es häufig, dass der Mann ihr alles verspricht, was sie von ihm verlangt und am nächsten Morgen anstatt auf die Felder des Vaters zu gehen – was einem Antrag gleich ist –, so tut, als hätte er alles vergessen und sich nie wieder blicken lässt.

Sowohl Mann als auch Frau können eine Verabredung vorschlagen. Die Frau, verheiratet oder nicht, äußert ihren Wunsch wie folgt:

- 1) indem sie den Mann um Betel bittet. Solche Handlung hat diese Bedeutung nur, wenn es sich um eine Person handelt, die nicht demselben Dorf angehört;*
- 2) indem sie mit einem Stäbchen den Mann leicht schlägt, ihm ein Steinchen wirft, ihn zwinkt, mit einem Aug zuzwinkert oder eine eindeutige Geste macht, z.B. ein Bananenblatt in den Armreifen steckt bzw. den Kamm in die Haare u.ä.;*
- 3) indem sie einen Mann anstarrt und ihm die Zunge zeigt; dieselbe Geste seitens eines Mannes bedeutet Einwilligung;*
- 4) indem sie persönlich den Wunsch äußert, eine Verabredung zu vereinbaren oder ihn darum bittet, ihr zu folgen;*

- 5) für den Fall, dass er noch nicht verwitwet ist, indem sie ihm sagt „Ob! Mein Witwer!“ woraufhin der Mann antwortet „Ob! Meine Witwe!“, wenn er einwilligen will. Manchmal sagt sie „Deine Frau ist nichts wert“ oder Ähnliches;
- 6) indem sie einen Jungen als Liebesbotschaft schickt;
- 7) indem sie sich über den Mann lustig macht, um ihn aus der Fassung zu bringen, sodass mit einem Geschlechtsakt wieder Frieden hergestellt wird.

In der Meinung, sich zu prostituieren sei kein Grund, um sich zu schämen, fragt sie einen Mann offen, mit ihr zu schlafen.

Ist es hingegen der Mann, der die Liebe provoziert, handelt er nicht nur wie eben oben beschrieben die Frau, sondern äußert seinen Wunsch folgendermaßen:

- 1) Indem er nachts von Dorf zu Dorf geht und auf der Suche nach einer beliebigen Frau das Wort Bayo-Bayo laut ausruft;
- 2) indem er im Laufe des Tages einer Frau sagt: „Mach die Tür zu, nachts werde ich zu dir kommen.“ Und abends, wenn er an die Tür der Frau klopft, wird er sagen:

Bayo-Bayo	anua	u	da	ue	ea	<u>da moerawa</u>
Oh! Oh!	Haus	du	Präfix	öffnen	ich	hinaufkommen
			für Zukunft			
			und Imperativ			

Sobald die Frau merkt, dass der Mann, der solche Worte ausspricht, derjenige ist, auf den sie gewartet hat, macht sie Tür auf.

Gelingt es einem Burschen nicht, eine Frau zu überreden, sich seiner Begierde hinzugeben, legt er ein Stück Anemutu-Blatt in eine Betelnuss und sorgt dafür, dass die Frau jene Betel isst bzw. lässt sie während des Schlafes davon riechen. Mit solchen Mitteln ist er sich sicher, die Zurückhaltung der Frau zu besiegen.

Die Hemmungslosigkeit der Frau setzt sie der Gefahr aus, schwanger zu werden; das ist ihr lästig und macht sie lächerlich. Zudem wird das uneheliche Kind verhöhnt und Bastard genannt (Pesieda), es ist also alles andere als erwünscht. Nachwuchs wird selten aufgezogen: Oft sorgt das Mädchen dafür, nicht schwanger zu werden, führt eine Abtreibung durch oder bringt das Neugeborene um.

Die Frau versucht, eine Schwangerschaft zu verhindern, indem sie die Wurzel des Boayawee mit Kalk verzehrt, eine Kokosnuss rollen lässt und währenddessen einen besonderen

Zauber durchführt (Noboaswa), die Schale der Betelnuss perforiert und den dazu gehörigen Zauber durchführt, einen speziellen Zauber mit ihrem für den Kalk bestimmten Kürbis durchführt, nach dem sie niemandem erlauben wird, davon Gebrauch zu machen, und nach der ersten Menstruation wird sie endlich Geschlechtsverkehr haben. So sehr sind sie von der Wirkung ihrer Methoden überzeugt, dass viele Frauen vor der Pubertät ihren Körper anbieten, weil sie glauben, auf diese Art und Weise für den Rest ihres Lebens steril zu bleiben.

Abgesehen von der Abtreibung, die entweder zufällig eintritt oder durch einen Schlag in den Unterleib oder weil der Mann, der die Schwangerschaft vergessen hat, sie zu hart schlägt, versucht die Frau, absichtlich die Abtreibung herbeizuführen, und zwar wie folgt:

- 1) Indem sie schwere Gewichte auf dem Kopf trägt, ohne sich beim Heben helfen zu lassen. In diesen Gegenden trägt die Frau schwere Laster auf dem Kopf, doch normalerweise bittet sie um Hilfe, während sie dabei reglos bleibt;
- 2) indem sie mit ihrer ganzen Kraft paddelt. Wenn die Eingeborenen paddeln, verleihen sie den Paddelschlägen Kraft, indem sie sich mit Körper und Kopf nach vorne beugen und den Arm mit dem Körpergewicht unterstützen. Nun glauben sie, dass das ununterbrochene Beugen der schwangeren Frau den Nacken des Fötus bricht und er dadurch stirbt;
- 3) indem sie den Körper heftig durchschüttelt, teils einen steilen Abhang runterrollend, teils an einen dünnen Ast hängend, teils auf einer Plattform sitzend, die instabil ist und unter ihrem Gewicht zusammenbricht, teils an gymnastischen Übungen teilnehmend;
- 4) indem sie einen Prall gegen den Unterleib verursacht bzw. durch Massage oder schwere körperliche Gartenarbeit.

Um jegliche unerwünschte Folgen durch die Abtreibung zu vermeiden, nehmen sie die Hilfe des Magiers in Anspruch (Obaoba), der in der Lage ist, jede Blutkrankheit zu heilen; sowohl jene, die wegen Kriegsverletzungen verursacht werden als auch jene, die durch eine Abtreibung zustande kommen; und es geschieht folgendermaßen: Er nimmt gewisse Baumblätter und erwärmt sie über dem Feuer, um sie geschmeidig und biegsam zu machen; mit einer davon formt er einen Trichter ohne Loch, hält die Spitze an dem Mund und murmelt geheimnisvolle Worte. Sobald er diesen Zauber mit dem Blatt durchgeführt hat, erwärmt er's erneut und streicht damit ihre Brust, den Rücken und alle Körperteile.

Die Bezahlung für solche Oba besteht aus Armreifen aus Muscheln (Moau) und roten Glasperlen, mit denen sie kostbare Halsketten herstellen (Arumoi) oder, um es mit einem Wort auszudrücken, aus Oesi, das ist der Begriff, mit dem sie wertvolle Gegenstände bezeichnen.

Die Eingeborenen bringen das Kind um, indem sie es eigenhändig erwürgen, es rücklings auf den Boden legen und mit dem Fuß auf den Hals der Kreatur pressen, es bei lebendigem Leib samt Leichnam der bei der Geburt verstorbenen Mutter begraben, es auf dem Strand zurücklassen, wo es von großen Krabben (Gaga) verzehrt wird, ihm die Milch weigern und es schließlich den glühenden Sonnenstrahlen aussetzen. Auf meine Frage, ob sie das Kind nicht gegen einen Baum schleudern, antworteten sie „Handelt es sich dabei etwa um einen Hund? Ein Hund ist zähe, und um ihn umzubringen, müssen wir ihn gegen einen Baum schleudern.“

Kindermord und vorsätzliche Abtreibung haben nicht die Zügellosigkeit der Mädchen allein als Ursache, noch sind sie die einzigen, die sie praktizieren. Frauen wenden diese Bräuche oft an, beispielsweise jene, die dazu gezwungen, werden, Männer zu heiraten, die sie nicht lieben, und in die Arme eines Liebhabers fliehen; davor töten sie das Kind, das sie an den gehassten Mann erinnert; oder weil sie angewidert sind von der Untreue ihres Gatten; oder weil sie zu fruchtbar und ob der vielen Schwangerschaft müde sind; oder wenn Zwillinge auf die Welt kommen; oder wenn die Mutter bei der Geburt stirbt.

Auch im Fall, dass eine Frau stirbt und Säuglinge hinterlässt, werden diese entweder getötet oder lebendig mit der Mutter begraben, außer, es findet sich im selben Dorf (Tuba) eine Frau, die dazu bereit ist, das Neugeborene zu stillen, und dies geschieht fast immer in dem Fall, dass es sich dabei um ein Mädchen handelt. Findet sich in einem anderen Dorf eine Frau, die diese Aufgabe übernehmen möchte, wird der Säugling trotzdem umgebracht, denn die Eingeborenen sind nicht dazu bereit, ihn einem anderen Dorf zu überlassen und somit zu dessen Bevölkerungswachstum und Wohlstand beizutragen. Andererseits wäre die Frau, die das Stillen übernimmt, nicht willig, das Kind nach der Stillzeit den Verwandten zurückzugeben.

Frau Bromilow, Ehefrau des Missionars von Dobu, hat diesbezüglich eine typische Erfahrung gemacht. Frau Baimakosi, verheiratet mit Kuloi, starb und hinterließ ein männliches Kleinkind, das vom Rev. W Bromilow mit dem Namen Gidione getauft wurde. Es wurde entschieden, dass es samt Mutter lebendig begraben wird. Frau Bromilows

unternahm Versuche, das Kleine zu retten, vergebens bat sie die Frauen im Dorf darum, es zu stillen – Frau Bromilow wurde es nicht erlaubt, sich in anderen Dörfern umzusehen. Nach unzähligen Verhandlungen gelang es ihr, die Einheimischen dazu zu bringen, ihr den Säugling zu überlassen. Diese bereuten ihre Entscheidung und da sie ihn durch Überredung nicht zurück bekamen, entschieden sie, ihn in der Nacht zu entführen, was sie dazu zwang, mit ihm im selben Zimmer zu schlafen. So stark war ihre Verbissenheit, dass sie sogar vorschlugen, ein Mädchen aus Ferguson zu kaufen, um es gegen den Säugling umzutauschen, um ihrem barbarischen Brauch treu zu bleiben.

Eine Frau gebar zwei Zwillinge, die sie Marama (der Name, die Frau Bromilow von den Eingeborenen erhielt) und Rubi (der Name der Adoptivtochter der Bromilow) nannten. Sie klagte über die Mühe, zwei Kinder gleichzeitig zu stillen und sprach davon, eines der beiden zu töten. Die Bromilows hielten sie davon ab und boten sich an, ein zweites Kind großzuziehen. Sie aber willigte nicht ein und kurz nachher starb Rubi infolge der ‚Nachlässigkeit‘ der Mutter. Sie hatte den ganzen Tag das Kind in der Sonne getragen, ohne darauf zu achten, dessen Kopf zu schützen.

Handelt es sich um Mädchen, kann es vorkommen, dass beide am Leben bleiben, was bei männlichen Zwillingen allerdings so gut wie nie der Fall ist. Hat die Frau jedoch bereits mehrere Töchter und keinen einzigen Sohn, kann es sein, dass sie den weiblichen Zwilling tötet.

In Dobu, sowie auf dem östlichen Ende Neuguineas, herrscht das Frauenrecht. In der Familie erfüllt der Mann den einzigen Zweck, seine Spezies fortzupflanzen, mehr nicht. Die Frau bleibt im gebürtigen Dorf, der Nachwuchs gehört ihr und wird ein Teil des Dorfes, was dessen Wichtigkeit steigert; hingegen bleibt der Mann selten in seinem Dorf – er zieht zu jenem seiner Frau. Die Verwandten auf der weiblichen Linie sind bei weitem wichtiger als jene auf der

männlichen Linie. Die Kinder, Neffen, Nichten, Cousins, Kusinen erben die Güter von der Mutter, den Geschwistern, den Tanten mütterlicherseits und deren Kinder, während die Güter des Mannes von der Mutter, den Schwestern und deren Kindern geerbt werden, niemals von den eigenen Kindern.

Dort, wo die Familie durch das Frauenrecht reguliert wird, wird die Frau nicht bezahlt, wenn sie einen Mann heiratet. In Dobu hingegen ist dies der Fall – und das ist einer der Gründe, warum Mädchen bevorzugt werden. Wenn sie heiraten, tragen sie durch die hohe Bezahlung zum Wohlstand des Dorfes bei, heiratet ein Mann hingegen verarmt sein Dorf.

Der Grund, warum ein Mann für die Frau, die er als Gattin haben will, so großzügig bezahlt ist, dass er über das Recht verfügen will, sie zu schlagen, wann immer es ihm beliebt, ohne, dass sich ihre Verwandten beschweren und ihm die von ihnen erhaltene Bezahlung vorwerfen. Dieses Recht, die Frau zu schlagen, ist jedoch vom Recht zur Scheidung begrenzt, das auch der Frau zusteht.

Der Papua ist langsam, träge und faul. Seine Faulheit geht so weit, dass er jegliche Unannehmlichkeit der Arbeit vorzieht. Legt er sich beispielsweise abends ins Bett, sucht er nach einem Eck in seiner Hütte, der vom Luftzug, der aus den Ritzen eindringt und vom Regen, der aus dem Fenster sickert, geschützt ist – niemals würde er tagsüber in den Wald gehen, um sich Stroh bzw. Blätter zu holen, mit denen er seine Behausung komfortabler gestalten könnte; er flickt seine Hütte anstatt sie ordentlich zu reparieren. Er bewegt sich langsam, schleppt sich faul von Ort zu Ort und zeigt somit, dass er lieber in seiner Hütte liegen bzw. hocken oder obszöne Witze vor sich geben würde, anstatt sich körperlich anzustrengen. Man sieht ihn meistens seine Freizeit im Schatten eines Baums oder einer Hütte verbringen und mit Freunden plaudern. Manchmal flickt er in aller Ruhe ein Netz, oder verbrennt Korallen, um Kalk für die Betelnuss zu erzeugen, oder poliert seinen Speer mit einer Muschel – doch diesen Beschäftigungen geht er mit maximalster Trägheit nach, wobei er den Eindruck erweckt, sehr beschäftigt zu sein. Begleitet er die Frauen zum Gemüsegarten, bewaffnet er sich mit seiner Lanze, um sie zu beschützen und schreitet dabei müde und träge voran. Sobald sie das Ziel erreichen, überlässt er die Arbeit der Frau; er selbst macht ein Nickerchen auf dem Boden oder unterhält sich mit seinen Kumpeln. Weder tatkräftige Handlungen noch sein Blick noch seine Haltung noch sein Gang signalisieren, dass erhöhte Tatkraft in ihm vorhanden ist, außer – anstatt allein zu agieren – er ist Teil einer Gemeinschaft. Beobachten wir ihn zum Beispiel, wenn er eine Hütte baut: Abends ruft derjenige, der ein Haus bauen will, seine Freunde aufrecht stehend auf der Veranda, indem er laut schreit und mit der rechten Hand auf den Oberschenkel schlägt (was Energie bedeuten

sollte), äußert seinen Wunsch und bittet alle Dorfmitglieder darum, am folgenden Morgen bei Sonnenuntergang in den Wald zu gehen, um Bäume zu fällen. Andere Eingeborenen antworten aus ihren Verandas und eine ungewöhnliche Aufregung breitet sich im Dorf aus. Am folgenden Morgen nimmt das Dorf eine lebhaftere Erscheinung an, die völlig in Kontrast zur üblichen Trägheit steht. Belebte Unterhaltungen regen die Eingeborenen an. Jeder prahlt damit, schneller und besser als sein Kamerad zu sein – der eine lobt seine Axt, der andere sein eigenes Geschick im Umgang damit, ein anderer empfiehlt Orte, zu denen man gehen könnte, ein anderer wiederum schlägt besondere Bäume vor; nach einem kargen Morgenmahl macht sich die Gesellschaft auf den Weg mit sicheren, energischen Schritten, und es kommt nicht selten vor, dass ein zu spät Gekommener eilig seine Gefährten erreicht und sie anspornt, schneller voranzuschreiten. Sobald sie am Ziel sind, wetteifern sie, wer der erste ist, der das Werk angeht; sie spornen sich gegenseitig an mit Geschrei und Großtueren. Nachdem sie den ganzen Tag Bäume gefällt haben, tragen sie die Stämme zum Dorf mit demselben Fleiß, als hätten sie den ganzen Tag lang ansonsten nichts getan. Es ist die Gemeinschaft, die sie verwandelt, die Nacheiferung, die sie antreibt; hier wiederholt sich das bereits erwähnte Phänomen, dass die Feigheit verschwindet, sobald der Eingeborene von seinen Kameraden angefeuert wird. Träge und faul, wenn er allein ist, verwandelt er sich in einen fleißigen Arbeiter, sobald ihn Nacheiferung und Gesellschaft animieren – doch sind seine Bemühungen von kurzer Dauer und bald verfällt er wieder der Trägheit. Emsige Arbeit würde reichen, um eine Hütte in wenigen Tagen zu bauen – und das kann ich aus eigener Erfahrung behaupten, da ich selbst den Bau eines Hauses für meine eigenen Zwecke im Auftrag gegeben habe. Doch die Errichtung einer einheimischen Hütte nimmt oft Wochen, Monate, manchmal sogar Jahre in Anspruch. Die Begeisterung, welche die Eingeborenen anfänglich an den Tag legen, schwindet schnell und nicht selten kommt es vor, ein Haus zu sehen, das begonnen wurde, jedoch mehrere Monate lang nicht fertig gebaut wird; allerdings kann es vorkommen, dass es in einem Anfall von Energie trotzdem doch in ein paar Tagen fertig gemacht wird.

Zivilkourage, Loyalität, der Mut, ehrlich zu sagen, was man denkt, sind Eigenschaften, über die der Papua nicht verfügt. Man kann sich über die Wahrhaftigkeit der Antwort eines Eingeborenen nie sicher sein. Je nachdem, was er glaubt, was der andere hören will, gestaltet er

seine Reden und Antworten. Will er einem einen Gefallen nicht tun, wird er tausende Schwierigkeiten finden, jede davon basierend auf der Hochachtung dem Gesprächspartner gegenüber. Auf dieser Falschheit basiert vermutlich die Schwierigkeit des Wissenschaftlers, die Kenntnisse über ihre Sitten zu vertiefen und ihre Gefühle zu verstehen.

Eine weitere Eigenschaft der Papua, die anderen wilden Völker gemein ist, ist ihr ausgeprägter Aberglaube. Er glaubt, von bösen Geistern umgeben zu sein, Hexereien, die ihm Schaden anrichten. Jedes beunruhigende Ereignis schreibt er von Menschen oder Geistern verursachten Zaubereien zu. Selbst der Tod ist nie natürlich, und dieser Glaube ist Ursache von Sterblichkeit. Der Papua verfügt nie über einen eigenen Willen, er lässt sich sehr leicht von anderen beeinflussen und von dem, was sie erzählen. Erkrankt er, so nimmt sein Wille enorm ab und es ist extrem einfach, ihn zu beeinflussen. Während wir mit der ganzen Kraft unseres Körpers und unserer Seele die Krankheit bekämpfen, verzweifelt der Papua beim kleinsten Unwohlsein und versichert die anderen, dass er im Sterben liegt. Freunde und Verwandte beginnen, darüber zu diskutieren, welche Geist, welcher Hexer für die Krankheit verantwortlich sind und einigen sich auf eine Ursache. Der Patient, der es wirklich nicht braucht, erschreckt zu werden, lässt sich leicht davon überzeugen, dass ein bestimmter Hexer bzw. Geist sein Herz entfernt hat, um es durch das verwesende Herz eines kürzlich Verstorbenen zu ersetzen oder andere ähnliche Hirngespinnste, und stirbt aus Autosuggestion, obwohl seine Krankheit überhaupt nicht ernst ist. Solch Aberglaube ist dafür verantwortlich, dass durch Krankheiten wie Lungenentzündung, Rippenfellentzündung etc., welche in Neuguinea weit verbreitet sind, die Sterblichkeitsrate sehr hoch ist. Der Einfluss der Autosuggestion im Leben und Tod der Papua wird auch durch plötzliche Heilungen bewiesen. Wird die Krankheit in ihrer Vorstellung durch einen bestimmten Hexer verursacht und schaffen sie es, ihn zum Bett des Erkrankten zu bringen, wird dieser durch Exorzismen, die es nicht der Mühe wert sind, beschrieben zu werden, Steine bzw. einen anderen Gegenstand aus dem Körper entfernen, zeigt ihn dem Patienten und seinen Verwandten, behauptet, es sei die Ursache für die Krankheit, und zweifellos ist die Wirkung einer solchen Behandlung beachtenswert – oft spürt der Kranke auch physische Erleichterung, weil er glaubt, der Exorzismus sei am Ende, er steht bald auf, geht aus dem Haus und genest.

Zu diesem Thema muss ich eine Episode schildern, die mir mein guter Freund Rev. C. W. Abel erzählt hat. Eine Frau namens Nowai, die jedes Kirchenfest besuchte, brachte ihre Penaten [nicht ganz klar, was der Autor damit meint] zu einem Dorf in der Nähe von Kwato (der Insel, auf der mein Freund wohnt), um ihren Kindern die Möglichkeit zu geben, von Abel und seiner Frau großgezogen zu werden. Kurz drauf fuhren ihre drei Kinder nach Kwato unter der direkten Aufsicht meiner Freunde; da sie [die Mutter] allein in einer Hütte wohnte, machte sie sich nützlich, indem sie das Dorf kehrte und für die Kinder kochte. Die Bewohner ihres Geburtsdorfes vergaßen sie vermutlich schnell. Zwei Jahre circa nach ihrer Ankunft in Kwato, erkrankte Nowai und für einige Tage blieb sie in ihrer Hütte. Abel, der über bescheidene Medizinkenntnisse verfügt, stellte fest, dass sie unter leichte Schleimhautentzündung litt, behandelte sie und ließ sie ziemlich schnell genesen. Eines Morgens informierten die Einheimischen Abel darüber, dass Nowai erneut erkrankt war. In der Meinung, es handle sich um einen Rückfall, besuchte sie Abel und zu seiner Überraschung stellte er fest, dass die Schleimhautentzündung völlig abgeheilt war, doch klagte sie über starke Müdigkeit, ohne Schmerzen zu haben. Kein Symptom anderer Krankheiten, keine Hinweise auf die Ursache ihrer Krankheit. Am folgenden Morgen wurde Abel mitgeteilt, die Frau liege im Sterben, was er für unmöglich hielt. Als Antwort bekam er, dass Nowai zwar von der anderen Krankheit geheilt war, sich jedoch aufgeregt hatte, weil sich ihre Verwandten nicht um sie gekümmert hatten, also hatte sie beschlossen zu sterben. In der Hoffnung, die Einheimischen hätten maßlos übertrieben, eilte Abel vom Hügel, auf dem er wohnte, hinunter mit einer Vase voller Salz, um sie wiederzubeleben. Ehe er ihre Hütte erreichte, verlangsamte er seine Schritte – sich zu beeilen war zwecklos, er konnte die Klagelieder ihrer endlich eingetroffenen Verwandten hören. Sobald er die Hütte betrat, sah er Nowai liegend in ihrer festlichen Kleidung, das Gesicht blass und ruhig, die Augen geschlossen, als sei sie tot, die Hände eiskalt, wie bereits blutleer, auf der Brust gekreuzt. Sie sah aus wie jemand, der kurz vor dem Tod steht. Ergriffen von der Szene, näherte sich Abel, legte die Hand auf ihre Stirn und spürte, dass der Tod kurz davor stand einzutreten. Auf einem Blatt Papier schrieb er: „Nowai liegt im Sterben, es handelt sich um wenige Minuten“, und schickte es seiner Frau.

Wenige Minuten später traf Frau Abel ein mit zwei oder drei einheimischen Mädchen, die in ihrer Obhut waren, und ohne Rücksicht auf die Betroffenheit ihres Mannes zu nehmen, verscheuchte sie die lästigen Gäste aus der Hütte, forderte sie auf, ihrem Klagen ein Ende zu setzen und absolut still zu sein, hob mit Hilfe ihrer Mädchen Nowai hoch, rieb ihre Wirbelsäule mit warmem Flanell, gab ihr verdünnten Cognac in kleinen Schlucken, und wenig später war Nowai wieder zum Leben erwacht.

Das letzte Mal, dass ich Neuigkeiten über Nowai erhalten habe, erfuhr ich, dass sie noch am Leben war, und zwar sechs Jahre nach der Anekdote, die ich gerade geschildert habe.

Der Aberglaube der Papua wird stärker, wenn derjenige, der übernatürliche Dinge erzählt, laut und emphatisch klingt. Tokernis Fall ist charakteristisch und sollte erwähnt werden. Milne Bay ist eine weitläufige Bucht an der östlichen Spitze Neuguineas, deren Ufer mit Mangroven bedeckt sind, der malerischen Pflanze mit den Wurzeln, die im Salzwasser wachsen und deren Äste und Blätter als Brutstätte für die Malaria übertragenen Stechmücken dienen. Im nördlichen Teil der Bucht dringt das Meer bis zum Landesinneren vor, dort, wo die Natur üppig und die Landschaft pittoresk ist. Wagawaga ist eines der vielen Dörfer in diesem Teil innerhalb der Bucht. Einer seiner Bewohner, ein neurotischer Asket namens Tokerui, erzählte eines Morgens seinen Dorfgenossen, er habe eine lange Unterhaltung geführt mit einem Geist, der auf der Spitze eines sehr hohen Baums wohnte. Der Geist kündigte an, dass bald große Veränderungen stattfinden würden, welche die materielle und politische Konstellation der Region erheblich verändern würden: Innerhalb eines Mondzyklus, vorangegangen von Gewitter, Blitz und Donner, wurde ein sintflutartiger Regen Schaden an Häusern und Plantagen verursachen. Ein Wind ohnegleichen würde blasen. Den Donner würden Erdbeben, Vulkanausbrüche und kolossale Wellen begleiten. Das Ufer, auf dem Wagawaga gebaut war, würde von der Erde verschluckt werden und eine neue Insel entstehen. Der Geist hatte hinzugefügt, dass, wenn die Papua aus der Region ihr Leben und Habseligkeiten retten wollten, sie ihre Dörfer verlassen und ins Landesinnere fliehen sollten; dort sollten sie ein Dorf in der Nähe des Baums errichten, wo der Geist erschienen war. Hinzu sollten sie all die Gegenstände zurücklassen, die sie von den Weißen bekommen hatten (Messer, Glasperlen, Beile aus Eisen etc.), und Armreifen aus Pandanus tragen.

Am Ende des Gewitters würde der Wind, der bis dahin aus SW geblasen hatte, aus SO kommen, die Wolken würden sich allmählich auflösen, die Sonne würde in ihrer ganzen



Pracht erneut strahlen und die neue Insel zeigen, gänzlich mit Gemüsegärten und Plantagen bedeckt, auf der Taro, Yam, Kokospalmen und Betel reichlich vorhanden sein würden. Getragen vom günstigen Wind, würde ein großes, von den Geistern ihrer lieben Verstorbenen, Schweinen und Hunden beladenes Schiff vor die neue Insel vor Anker gehen – sodass die Papuas, die auf Tokerui Warnungen gehört hatten, ihre Lieben wiedersehen könnten. Der Geist fügte hinzu, alle Schweine und Hunde, die den

Tokerui

Einheimischen gehörten, zu schlachten und zu verzehren. Dasselbe ordnete er für die Gemüsegärten und Plantagen an, die vor der Naturkatastrophe zerstört werden mussten.

Tokerui Worte wirkten sich verheerend auf die Eingeborenen aus. Sie glaubten alles, was er sagte und, gemäß der Anweisungen des Geistes, zerstörten sie die Plantagen, zogen sich ins Landesinnere zurück, und warteten auf die Katastrophe, die sie von jeglichem Kontakt zu den Weißen befreien und reicher und glücklicher machen sollte. Dieses Abenteuer nahm ein trauriges Ende. Die örtliche englische Regierung interessierte sich für die Sache, nahm Tokerui fest und verurteilte ihn zu drei Jahren Gefängnis (glaube ich), weil er durch seine erlogene Geschichte den öffentlichen Frieden gestört hatte.

Eitelkeit ist eine weitere auffällige Eigenschaft der Papua. Die Tätowierung wird vorwiegend aufgrund ihrer Eitelkeit praktiziert – nichts kränkt den Papua so sehr als eine Beleidigung auf Kosten seiner Eitelkeit, so wie ihm nichts lieber ist als ein Kompliment zu seiner Schönheit und seinem Mut, zu seinem Geschick beim Jagen bzw. Fischen.

Der Krieg hebt sowohl Eitelkeit als auch Feigheit hervor – das sind die größten Eigenschaften der Papuas. Die Gründe für die Konflikte sind vielfältig. Am häufigsten und wichtigsten ist die Ermordung eines Individuums. Selbst, als Frieden geschlossen wird, kann es passieren, dass die bloße Erinnerung an den Mord die kriegerischen Geister wieder weckt. Sollte ein Individuum des gegnerischen Dorfs unter die Leute des Ermordeten kommen, könnte er durch seine Gegenwart vergessene Hassgefühle aufwecken und somit auf Wunden, Schläge und den Tod treffen. Es mangelt nicht an Leuten, die nach Rache verlangen, und was dies angeht sind die Frauen besonders eifrig. Sie hegen Hassgefühle in solch einem Ausmaß, dass sie sichtbare und dauerhafte Zeichen tragen, um die Erinnerung an die erlittene Beleidigung zu zeigen. So wurde in Gaula ein Betelbaum gepflanzt und mit dem Namen Sinowasi getauft, i.e. jenem des Dorfes, in dem ein Bewohner aus Gaula getötet wurde.

Morde geschehen aus verschiedenen Gründen: Rivalität in der Liebe, Neid, Eifersucht, nachgewiesenem Ehebruch; man wird in direkter Konfrontation exekutiert (passiert selten), im Rahmen einer Schlägerei (jedoch immer mehrere gegen einen einzelnen) oder durch Verrat – in letzterem Fall offenbart sich die hinterlistige und feige Einstellung dieser Einheimischen. Verrat ist nicht selten, und er wird von fingierter Versöhnung vorangegangen oder inmitten einer friedlichen Unterhaltung, indem man das wehrlose Opfer umzingelt.

Einen Feind umgebracht zu haben, wird hoch angesehen und verleiht dem Helden das Recht, bestimmte Kennzeichen zu tragen. Es spielt keine Rolle, ob die Tötung im Rahmen eines fairen Kampfes stattfindet, in einer Falle oder aus reinem Zufall: Wichtig ist, eine menschliche Kreatur beseitigt zu haben. Wird im Krieg jemand verwundet, fällt eine Horde Wilde über ihn her, die ihn niedermetzeln, weil die Teilnahme am Tod des Gegners eine Heldentat darstellt. Ein miserabler, schwächtiger, hinkender Eingeborene prahlte mal mir gegenüber damit, mit seiner Lanze Meuchelmord an einer Frau im Wald begangen und den Kopf ihres Kindes plattgedrückt zu haben; seine Großtuerei beendete er mit „Was sagst du dazu?“

Die Feigheit zeigt sich besonderes während des Krieges, in dem echte Feldzüge allerdings nie stattfinden. Der Eingeborene achtet drauf, das feindliche Dorf zu überfallen, wenn alle schlafen oder während eines großen Fests, wenn alle Männer auf dem Hauptplatz versammelt sind, geschmückt, unbewaffnet und mit Tänzen beschäftigt. Merkt der Feind den

Hinterhalt, zieht er sich zurück, ohne sich zu wehren, und sollte eine Schlägerei trotzdem zustande kommen, geschieht es mit solchem Abstand, dass sie selten blutig wird. Wird trotzdem ein Mann verletzt bzw. getötet, fliehen diejenigen, die die Schmachtlitten haben.

Auf der Insel Dobu wird im Krieg Enokoaya praktiziert, das ist ein besonderer Kniff; es handelt sich dabei um Expeditionen zu Dörfern, die überfallen wurden und in denen keine Boote mehr zu Verfügung stehen. Ein Mutiger tritt hervor und bittet seine Gefährten darum, ihn allein im Dorf zu lassen. Es handelt sich fast immer um einen Menschen ohne Verwandten, und so spricht er: „Ihr habt Vater, Mutter, Schwestern und Brüder, die euren Verlust beweinen würden, ich habe niemanden; lasst mich das Enokoaya versuchen.“ Die anderen gehen auf ihren Booten fort und das ahnungslose, feindliche Volk kehrt wieder in die Häuser zurück. Der Eingeborene, nun allein auf dem Festland, taucht plötzlich auf, sticht mit seiner Lanze den ersten, der zufällig vorbei kommt und nutzt die Verwirrung aus, um die Leiche zum Strand zu bringen, während seine Kameraden hinpaddeln, um ihn samt Kriegsbeute zu holen.

Ich halte es für angebracht, die bereits erwähnte Anmerkung zu wiederholen, i.e. dass die Eingeborenen von Britisch Neuguinea zwar einen mutigen Eindruck erwecken, im Grunde jedoch zutiefst feig sind. Sobald einer von ihnen tödlich verwundet oder gefangengenommen wird, löst sich ihr Mut in Luft auf, sie halten sich für geschlagen und laufen davon. Die Seite des Papua-Charakters, die begreiflich macht, wie Enokoaya möglich ist, wurde mir im Rahmen eines Unfalls während einer meiner Expeditionen gezeigt.

Aufgrund eines Missverständnisses, der vermutlich wegen meiner Unkenntnisse der lokalen Sprachen entstanden war, wurde ich von einer Gruppe aus ca. zweihundert Menschen angegriffen. Sie waren im Wald versteckt, und ich allein mit Amedeo Giulianetti, dem berühmten taxidermischen Präparator, sowie vier Begleitmännern auf einer nackten Hochebene. Hie und da erschien ein erregtes Individuum und gestikulierte mit schlechten Absichten. Ich schritt mit gehobenen Armen voran, um ihnen zu zeigen, dass ich harmlos war und friedliche Absichten hatte. Auf's erste erschienen sie besänftigt, umso mehr, als ich Geschenke auspackte. Doch während ich sprach, machte mich Giulianetti darauf aufmerksam, dass ein mit einer Lanze bewaffneter Eingeborene hinterlistig auf allen vieren in meiner Richtung kroch. Ich ließ ihn näher kommen, und als er im Begriff war, die Lanze zu

werfen, sprang ich auf ihn, riss ihn die Waffe aus der Hand und steckte sie in den Boden – Handlung, die normalerweise Friede signalisiert. Daraufhin regten sich jene Besessenen noch mehr auf und interpretierten mein Prozedere als Zeichen der Feigheit, sodass ich in aller Eile die Schlucht hinunterlaufen musste, um den Fluss Kemp-Weltch zu durchwaten. Steine und Speere hagelten auf mich hinunter, und ich wurde am rechten Kleinfinger gestreift. Es gelang mir, mit Amedeo und einem anderen Mann den Fluss zu queren; die anderen drei hatten Angst bekommen und waren davon gelaufen. Ich hatte geglaubt, außer Gefahr zu sein, doch die Wilden verfolgten uns immer noch und ein Mutiger durchquerte den Fluss. Ich bewies erneut Charakter, indem ich mit einem Zeichen andeutete, er möge zurücktreten, aber aus Notwehr wurde ich gezwungen, Giulianetti zu befehlen, Schrottkugeln anzufeuern. Die Ladung traf den armen Teufel direkt in die Brust: Wir beobachteten ihn, wie er zusammenfiel und von seinen Gefährten wegtransportiert wurde, und obwohl sie an die zweihundert waren, verschwanden sie wie durch Zauber, darum besorgt, den Verwundeten zu retten. Weder in der Nacht noch am folgenden Tag wurde ich erneut angegriffen. Und es war das einzige Mal, dass ich zu den Waffen greifen musste, alle anderen Auseinandersetzungen mit den Inselbewohnern löste ich stets freundschaftlich.

Aufgrund ihrer Feigheit und ihres Bedürfnisses, sich gegenseitig anzufeuern, ehe sie was Außergewöhnliches unternehmen, darf der Reisende, der sich unter ihnen aufhält, ihnen nicht erlauben, sich dermaßen aufzuregen, dass sie die Kontrolle über sich selbst verlieren. Der Papua, der sein Dorf und seinen Gemüsegarten nur dann verlässt, um anderen Schaden zuzufügen, der andere Stämme nur dann besucht, um dort zu stehlen oder zu töten, ist nicht in der Lage, die wissenschaftlichen bzw. kommerziellen Zwecke des weißen Mannes zu begreifen – er glaubt, er kommt, um ihn zu schaden und verteidigt sich, indem er ihn umbringt. Aber sobald sie vor einem Mann stehen, der es wagt, allein und unbewaffnet zu ihnen zu kommen, vermuten sie einen neuen, unbekannten Betrug, oder glauben, dass er durch einen mysteriösen Zauber in der Lage ist, unter hunderten Feinden ruhig und gelassen zu bleiben. Wehe man zeigt das geringste Zögern; wehe man tut etwas, was man als Angst interpretieren könnte; wehe man flieht: Eure Angst wird ihm glauben lassen, er müsse alles unternehmen, um euch umzubringen. Eine weitere Unglücksquelle ist, das zu zeigen, was man besitzt. Man darf die Gier des Eingeborenen nicht anstacheln: Er wird euch umbringen, um

sich die Gegenstände anzueignen, die ihm lieb und teuer sind und die ihr unvorsichtigerweise zur Schau gestellt habt. Davor muss man ihm also beweisen, dass man nicht gekommen ist, um ihn zu vernichten, und das macht man normalerweise, indem man zeigt, dass man unbewaffnet ist, selbst, wenn sie bewaffnet sind, indem man sich wie ein guter Freund benimmt, und das gelingt am Besten durch Geschenke; man muss ihnen eintrichtern, dass wir ihnen großen Schaden zufügen könnten, wenn es uns danach wäre, und dass wir's aus Gutmütigkeit dennoch nicht tun, aber auch, weil wir ihnen wohl gesinnt sind, und um dieses Ziel zu erreichen, stehen uns zivilisierten Völkern genügend Mittel zu Verfügung, zudem erleichtern ihre Ignoranz und ihr Aberglaube unsere Aufgabe. Außerdem müssen wir unsere Versprechen halten. Nur auf diese Weise können wir ihnen zeigen, dass wir nicht anderes empfinden als sie und dass sie uns vertrauen können.

CONCLUSIO

In dieser Arbeit wurde auf Forscher eingegangen, die im italienischen anthropologischen Diskurses eine besondere Rolle gespielt haben. Während in dem thematisierten Zeitrahmen hauptsächlich folkloristische Studien betrieben wurden, steckte die außereuropäische Ethnographie noch in ihren Anfängen, Themen um Riten und Mythen wurden damals kaum untersucht. Die Ursache für diesen Mangel an Interesse liegt hauptsächlich in den nationalen politischen Ereignissen, im Kampf um eine einheitliche Kultur, in Fragen um die Strategie in Bezug auf den Süden Italiens; es gab zu jener Zeit weder Beständigkeit bezüglich methodologischer Herangehensweisen, noch etablierte Schulen, noch aktive Persönlichkeiten, die charakteristisch für den Beginn der Anthropologie in Großbritannien, in den USA und in Frankreich waren. Um die Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die philosophische Agenda in die Kolonialistische integriert und verlangte nach Informationen, die den Verwaltern der jeweiligen Imperien hätten nützlich sein können. So haben beispielsweise Emile Durkheim und seine Mitarbeiter an der Wende zum 20. Jahrhundert eine komparative Anthropologie gegründet, auf der die moderne französische Anthropologie basiert; zwischen 1843 und 1871 entstanden die Ethnological Society of London und das Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, wobei J.C. Prichard einer der bedeutendsten Vertreter des Fachs war; Franz Boas war eine der herrschenden Figuren in der amerikanischen Anthropologie ab den späten 1890ern [vgl. Barnard, A., Spencer, J., 1996].

Doch obwohl Italien keine die Disziplin prägenden Persönlichkeiten hervorgebracht hat, hat es sich den Problemen seiner Unzulänglichkeiten gestellt und versucht, u.a. durch die Gründung der Gesellschaft für Geographie seine Wissenslücken abzudecken.

Die Berichte, die in dieser Studie präsentiert wurden, mögen an theoretischem Gerüst mangeln und zum Teil durch von Ethnozentrismus geprägte Beschreibung irritieren, allerdings zeugen sie vom Bestreben, sich mit den Sitten und Bräuchen des ‚Anderen‘ auseinanderzusetzen.

BIBLIOGRAPHIE

Alippi Cappelletti, M. (1999): *Dizionario biografico degli italiani*. Roma: Istituto della Enciclopedia italiana

Auer, L. [Hrsg.], Benna, A.H. [Bearb.] (1986): *Quellen zur Geschichte Afrikas, Asiens und Ozeaniens im Österreichischen Staatsarchiv bis 1918*. München: Saur

Bagrow, L. (1919): *History of cartography*. New Jersey, Transaction Publishers

Barnard, A., Spencer, J. (1996): *Encyclopedia of social and cultural anthropology*. NY: Routledge.

Beaglehole, J.C. (1934): *The Exploration of the Pacific*. USA: Stanford University Press

Beccari, O. (1876): *Note etnologiche sui Papua*. In Mantegazza, P. *L'Antropologia e la etnologia*. Firenze: Tipografia dell'arte e della stampa.

Beccari, O. (1924): *Nuova Guinea, Selebes e Molucche: diarii di viaggio / Odoardo Beccari; ordinati dal figlio prof. dott. Nello Beccari con introduzione e note del prof. Luigi Buscalioni*. Firenze: Soc. an. editrice "La Voce"

Bertacchi, C. (1929): *Geografi ed esploratori italiani contemporanei*. Milano: De Agostini.

Biagioli, B. (2008): *L'archivio di Odoardo Beccari*. Firenze: University Press

Biasutti, R. (1959): *Le razze e i popoli della terra. Vol.IV: Oceania - America. Indice Generale*. Torino: Unione Tipografico-Editrice

Briani, V. (1970): *Il lavoro italiano all'estero negli ultimi cento anni*. Roma: Italiani nel Mondo

Bozzi [Hrsg.] (1987): *Miscellanea di storia delle esplorazioni Vol. 12*. Genova: Fratelli Bozzi.

Caraci, L. (1982): *La geografia italiana tra '800 e '900*. Genova: Istituto di scienze geografiche.

Carazzi, M. (1972): *La Società geografica italiana e l'esplorazione coloniale in Africa (1867-1900)*. Firenze: La Nuova Italia

Caselli, C. (1929): *Alessandro Malaspina e la sua spedizione scientifica intorno al mondo (con documenti inediti)*. Milano, Alpes

Castaldi, G. (1905): *Le carte d'America*. USA: Kessinger Pub & Co

Clementi, P., Leone, A.R., Puccini, S., Rossetti, C., Solinas, P.G. (1985): *L'antropologia italiana. Un secolo di storia*. Roma-Bari: Gius. Laterza & Figli

Dainelli, G. (1965): *L'esplorazione del Grande Oceano*. Torino: UTET

D'Albertis, E.M. (1973): *Crociere del Violante e del Corsaro / Enrico D'Albertis*. Milano: Mursia

D'Albertis, L.M. (1880): *New Guinea: What I did and what I saw*. London: Sampson Low, Marston, Searle & Rivington

De Magistris L.F., 1919. *Biografie di Geografi e di Esploratori Contemporanei*. Novara: Istituto Geografico De Agostini.

De Pascale, A. (2002): *Enrico Alberto D'Albertis. Come un semplice turista diventa dilettante archeologo*. In *Trasparenze*, N. 16/2002. Genova: Edizioni San Marco dei Giustiniani.

Di San Filippo, A. (1874): *Bibliografia dei viaggiatori italiani*. Roma: Coi tipi del Salviucci

Fabiano, M., Ciruzzi, S., Imponente, A., Salvi, S., Pruneti, L., Pardini E. (1992): *Oceania nera. Arte, cultura e popoli della Melanesia*. Firenze: Cantini

Ferrari, M.E. (1987): *L'interesse genovese per l'Australia*. In: *Miscellanea di storia delle esplorazioni, Vol. 12*, Genova: Bozzi Editore

Fornaroli, L.A. (1935): *Ardita gente ligure: Enrico Alberto d'Albertis (1846-1932)*. Genova: Bozzo & Coccarello

Gagliardi, F. (1914): *L'Australia di oggi*. Pisa: Stabilimento Tipografico Succ, FF. Nistri

Galasso, G. (1981): *L'Italia come problema storiografico*. Torino: UTET

Gentili, J. (1983): *Italian roots in Australian soil. Italian migration to Western Australia, 1829-1946*. Marangaroo, W.A.: Italo-Australian Welfare Centre

Grande, S. (1905): *La Carte D'america Di Giacomo Gastaldi: Contributo Alla storia Della Cartografia del Secolo XVI*. Torino: Carlo Clausen

Hillyer Giglioli, E., Mantegazza, P. (1873): *Viaggio intorno al globo della r. pirocorvetta italiana Magenta negli anni 1865-66-67-68 sotto il comando del capitano di fregata V.F. Arminjon: Relazione descrittiva e scientifica, pubblicata sotto gli auspici del Ministero di agricoltura*. Milano: V. Maisner e Compagnia

Hillyer Giglioli, E. (1898): *L'osso della morte e le pietre magiche tra gl'indigeni dell'Australia*. In: Mantegazza, P. [Hrsg.]: *Archivio per l'antropologia e la etnologia, Vol. VII*. Organo della società italiana di antropologia, etnologia e psicologia comparata. Herausgegeben von Paolo Mantegazza. Firenze: Tipografia di Salvatore Landi

Hillyer Giglioli, E. (1897): *Hei-Tiki Maori fatti con crani umani*. In: *Archivio per l'antropologia e la etnologia*, Vol. XXVII. Organo della società italiana di antropologia, etnologia e psicologia comparata. Herausgegeben von Paolo Mantegazza. Firenze: Tipografia di Salvatore Landi

Hillyer Giglioli, E. (1883): *Rapanui o l'Isola di Pasqua*. In: *Archivio per l'antropologia e la etnologia*, Vol. XIII. Organo della società italiana di antropologia, etnologia e psicologia comparata. Herausgegeben von Paolo Mantegazza. Firenze: Tipografia di Salvatore Landi

Lessona, M. (1884): *Naturalisti italiani*. Milano: Sommaruga

Lévesque, R. (1992): *History of Micronesia: a collection of source documents*. Vol. 16. Lévesque Publications

Luzzana Carazzi, I. (1983): *La geografia italiana tra '800 e '900*. Genova: Università di Genova

Marinelli, G. (1899): *La terra. Trattato popolare di geografia universale per G. Marinelli e altri scienziati italiani. Opera dedicata alla società geografica italiana*. Milano: F. Vallardi

Moggi, G. [Hrsg.] (1994): *Fotografia e botanica tra Ottocento e Novecento*. Firenze: Alinari

Mückler, H. (2012): *Österreicher in der Südsee: Forscher, Reisende, Auswanderer*. Wien: LIT

Mückler, H. (2011): *Kolonialismus in Ozeanien*. Wien: Facultas

Mückler, H. (2009): *Einführung in die Ethnologie Ozeaniens*. Wien: Facultas

Nicholas, T. (1991): *Entangled objects. Exchange, Material Culture, and Colonialism in the Pacific*. London: Harvard University Press

Nicholas, T. (1997): *In Oceania. Visions, Artifacts, Histories*. Durham and London: Duke University Press

Puccini, S. (1999): *Andare lontano. Viaggi ed etnografia nel secondo Ottocento*. Roma: Carocci

Puccini, S. (2005): *L'itala gente dalle molte vite – Lamberto Loria e la mostra die Etnografia italiana del 1911*. Roma: Meltemi editore

Puccini, S. (1991): *L'uomo e gli uomini. Scritti italiani dell'Ottocento*. Roma: Cisu

Rodolico, F. (1965): *Naturalisti esploratori dell'ottocento italiano*. Firenze: Le Monnier

Rogers, J.D. (1907): *Historical Geography Of The British Colonies Vol VI*. Oxford: Clarendon Press

Roncaglia, S. (2010): *Nutrire la città. I dabbawala di Mumbai nella diversità delle culture alimentari urbane*. Milano: Mondadori Bruno.

Sarogni, E. (2014): *Alessandro Malaspina. Gli oceani. La prigione. Le illusioni*. Santa Maria Capua Vetere: Edizioni Spartaco

Scarr, D. (2001): *A history of the Pacific Islands: passages through tropical time*. Richmond: Curzon

Schindlbeck, M. [Hrsg.] (2007): *Expeditionen in die Südsee*. Berlin: Reimer

Shaw, A.G. (1955): *The story of Australia*. London: Faber

Tentori, T. (1990): *Antropologia delle società complesse*. Roma: Armando Editore

Vinciguerra, D. (1929): *Commemorazione di Giacomo Doria*. In Bertacchi, C. *Geografi ed esploratori italiani contemporanei*. Milano: De Agostini

Vallega, A. (1985): *L'Australia e l'Oceania*. Torino: UTET

Wood, G.A., Beaglehole J.C. (1969), *The Discovery of Australia*, Melbourne, Macmillan

Artikel

De Magistris, L.F. (1919): *Luigi Maria D'Albertis*. In: *Biografie di Geografi e di Esploratori Contemporanei*. Novara: Istituto geografico De Agostini

De Risi, L. (1999): *L'etnografia italiana all'estero*, in: *La Ricerca Folklorica, Antropologia museale*, Nr. 39. Brescia: Grafo Spa

Ghiglione, M. (1941): *Un genovese nella Nuova Guinea – Luigi Maria D'Albertis ed il suo contributo alla conoscenza dell'etnografia papuana*. Genova: Riv. Municipale

Gnecchi Rusconi, E., (2004): *From New Guinea 1872-78 to Genova 2004: recovering Luigi Maria D'Albertis' private collection*. In: *Le Journal de la Société des Océanistes*.

Issel, A. (1912): *Naturalisti e viaggiatori liguri nel sec. XIX*. In *Atti Società Italiana per il progresso delle scienze*. Ed. Roma

Loria, L. (1905): *Appunti di psicologia papuana*. In *Atti del V congresso internazionale di psicologia*. Roma: Forzani e C. tipografi del Senato

Vinciguerra, D. (1901): *L.M. D'Albertis*. Roma: Società geografica italiana

Internetquellen

<http://www-tandfonline-com.uaccess.univie.ac.at/doi/pdf/10.1080/11250006809440084?needAccess=true>

http://www.laterza.it/downloads/9788842112785_capitolo.pdf

[http://www.treccani.it/enciclopedia/alessandro-malaspina_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/alessandro-malaspina_(Dizionario-Biografico)/)

http://www.biographi.ca/en/bio/haenke_tadeo_5E.html

http://www.laender-lexikon.de/Papua-Neuguinea_Geschichte

<https://www.daaio.org.au/bio/felipe-bauza/biography/>

<https://de.wikipedia.org/>

<http://portal.cybertaxonomy.org/flora-malesiana/node/235>

[http://www.treccani.it/enciclopedia/odoardo-beccari_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/odoardo-beccari_(Dizionario-Biografico)/)

http://www.craniomed.net/craniomed/Kopfdeformaten_2.html

http://www.uzionlus.it/documenti/Gestro_Raffaele.pdf

<http://www.mrsntorino.it/cms/news/item/284-enrico-hillyer-giglioli>

[http://www.treccani.it/enciclopedia/enrico-hillyer-giglioli_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/enrico-hillyer-giglioli_(Dizionario-Biografico)/)

[http://www.treccani.it/enciclopedia/lamberto-loria_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/lamberto-loria_(Dizionario-Biografico)/)

<http://www.iccd.beniculturali.it/index.php?it/150/news/221/convegno-internazionale-di-studi-lamberto-loria-1855-1913-le-etnografie>

CURRICULUM VITAE

Nadia Ratti-Gruber
Geboren in Mailand/Italien
am 28.07.1973
Österreichische Staatsbürgerin

AUSBILDUNG

Studium der <i>Kultur- und Sozialanthropologie</i> an der Universität Wien	03.2001 – 06.2005
Schwerpunkte:	
o Visual Anthropology	o Medical Anthropology
Erlangung des akademischen Grades mit Auszeichnung	06.2005
Ausbildung als <i>Restauratorin</i> in der Werkstatt des Ehemannes, OÖ	11.1991 – 03.2000
Schwerpunkt: Antike Skulpturen und Gemälde	
Kunstgymnasium Santa Marta, Mailand	09.1988 – 11.1991

WEITERBILDUNG

<i>Train the Trainer</i> , Best Institut, Wien	02.2007
<i>Gender Mainstreaming in der praktischen Bildungsarbeit</i>	
Grundkurs <i>Train the Trainer</i> Best Institut, Wien	01.2007

BERUFLICHE ERFAHRUNG

Bildungsberaterin, Trainerin und Coach	2007 – 2015
Arbeitsgeber:	
Best Training, ip Center, moves consulting, bfi, ppc Training, neue horizonte, Update Training, Weidinger & Partner	
Position: Bildungsberaterin, Trainerin, Coach	
Aufgaben:	
o Einzelcoachings	
o Aus- und Weiterbildungsmanagement	
o Teamleitung	
o Konzeption und Durchführung von Schulungsmaßnahmen für arbeitssuchende Personen	
o Sozialpädagogische Betreuung	
o Administrative Tätigkeiten	

Firma Kovarik & Partner OEG, Wien

10.2007

Seminar *Berufs- und Weiterbildungsorientierung für JungakademikerInnen*

Position: Seminarleiterin

Aufgaben: Konzeption und Durchführung von Schulungsmaßnahmen für arbeitsuchende AkademikerInnen

Österreichisches Institut für Raumplanung, Wien

08.2007 – 09.2007

Position: Freie Mitarbeiterin

Aufgaben:

- o Überblicksverschaffung der Bildungslandschaft in Wien
- o KundInnen-Feedback im Rahmen einer AMS-Befragung

Firma F3 Software und Systemhaus, Wien

07.2006 – 09.2006

Position: Praktikantin

Aufgaben:

- o Mailingsystembetreuung
- o Kundenkontakt
- o Teamkoordinierung
- o Administration
- o Dateneingabe

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

03.2006 – 06.2006

Position: Praktikantin; wissenschaftliche Assistentin

Aufgaben:

- o Datenbankbetreuung
- o Teamkoordinierung
- o Datenermittlung und –erfassung im Rahmen des *Asia Research Data Base* Projekts

Universität Wien

Position: Seminarleitung mit Prof. Lukas (Anthropologe & Dozent)

Aufgaben: Inhaltsvorbereitung; Gruppenkoordinierung; Co-Leitung

Inhalte: Methoden der Erhebung traditioneller Wissenssysteme

Tätigkeit als **Restauratorin** in der Werkstatt des Ehemannes, OÖ 11.1991 – 03.2001

ABSTRACT

Die Fragestellung dieser Arbeit ist, inwiefern und in welchem Maß die Berichte italienischer Reisender und Forschender zu einem wissenschaftlichen Gesamtbild des Ozeanienraums beigetragen haben.

Aufgrund der Tatsache, dass ich Italienisch als Muttersprache ebenso beherrsche wie Deutsch, ist es mir möglich, italienische Texte zu übersetzen und zu interpretieren.

Als Grundlage für die Darstellung und Analyse dienen Daten aus schriftlichen Quellen (Reiseberichte italienischer Autoren aus der Zeit vom 18. bis zum 20. Jh.). Die Texte wurden nach wissenschaftlichen Disziplinen (physische Anthropologie, Geographie, Biologie, Ethnologie, Ethnographie, Zoologie, Reiseberichte) kategorisiert, beschrieben und analysiert.

Zu diesem Thema gibt es – abgesehen von den alten Quellen, die das primäre Gegenstand der Arbeit darstellen werden – kaum Material. Auf der UB Wien habe ich ein einziges Werk ausfindig gemacht, in dem kurze Biographien italienischer Reisenden enthalten sind (Di San Filippo, A. *Bibliografia dei viaggiatori italiani*). In diesem Werk wird hauptsächlich auf das Leben von Antonio Pigafetta, Alessandro Malaspina und Odorico da Pordenone eingegangen, jedoch handelt es sich dabei um wenige, nicht wirklich aussagekräftige Seiten; einiges wurde über den Anthropologen und Zoologen Enrico Giglioli sowie über den Forschungsreisenden Luigi D'albertis geschrieben. Um fundierte Informationen zum Thema zu erhalten, habe ich also eine ausführliche Literaturrecherche in Italien durchführt (Rom, Mailand und Florenz).

Es gibt im Gesamtdiskurs über diesen spezifischen Gegenstand keine Werke, in denen die Tragweite der Erhebungen italienischer Reisenden zusammengefasst und systematisch analysiert wird. Im Rahmen der Verfassung dieser Arbeit war die Quellekritik zudem ein wichtiges Instrument.

Aim of this work is to analyse to what extent the reports of Italian travelers and researchers contributed to a scientific overview of Oceania.

Due to the fact that Italian is my mother tongue and I speak it as fluent as German, I am able to translate and interpret Italian texts.

The basis for the presentation and analysis are data from written sources (travel reports of Italian authors from the 18th to the 20th century). The texts had been categorized, described and analyzed according to scientific disciplines (physical anthropology, geography, biology, ethnology, ethnography, zoology, travelogues).

There is very little material on this topic apart from the old sources - which will also be the primary subject of this work. At the University Library of Vienna I have found a single work which contains short biographies of Italian travelers (Di San Filippo, A. *Bibliografia dei viaggiatori italiani*). The work focuses mainly on the lives of Antonio Pigafetta, Alessandro Malaspina and Odorico da Pordenone, but these are few, not really relevant pages; a bit more has been written about anthropologist and zoologist Enrico Giglioli as well as researcher Luigi D'albertis. In order to get solid information on the topic, I have therefore carried out a detailed literature research in Italy (Rome, Milan and Florence).

There is no work in the overall discourse on this specific subject which summarizes and systematically analyzes the implications of surveys of Italian travelers. In addition, source criticism was an important tool in the preparation of this paper.